PT
1337
B5
1916
PT.11

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

FÜR UNSERE KRIEGER IM FELDE

Seit über 26 Jahren
das Beste zur Haut- und Schönheitspflege

Alle BYROLIN-Präparate (auch BYROLIN-Seife und BYROLIN-Gelee) bilden infolge ihrer unerreichten Wirkung, verbunden mit ihrer vornehmen Ausstattung, eine hochwillkommene Gabe auf jedem Geburtstagstisch.

BYROLIN

Die verschiedenen BYROLIN-Präparate dürften gerade in der jetzigen Zeit, wo jede sparsame Hausfrau und jeder sorgende Familienvater keine unnötigen Ausgaben macht, den Lieben daheim und im Felde grosse Freude bereiten.

Seit nahezu 25 Jahren ständig im Gebrauch der Kaiserl. Familie.

MENTHOL-BYROLIN
verhütet **Schnupfen** und **Migräne**

CAMPHOR-BYROLIN
verhütet **Gicht** und **Rheumatismus**

Durch jede Apotheke u. bess. Drogerie; wo nicht erhältlich durch

Byrolin-Werke, Dr. Graf & Comp., Neubabelsberg 4 bei Berlin.

Man bevorzuge Geschäfte, die keine minderwertigen Nachahmungen anbieten. — Man verlange kostenfreie Prospekte.

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und Wissens" in Berlin S 61, Blücherstraße 31.

HAUSFRAUEN welche auf eine gründliche, appetitliche und allen sanitären Anforderungen entsprechende

Reinigung von Haus- u. Küchengeräten

Wert legen, werden gebeten, einen Versuch mit

zu machen.

EIN ERSTKLASSIGES HYGIENISCHES

REINIGUNGSMITTEL

FÜR KÜCHE UND HAUS.

Leichte, flotte Arbeit. — Weitgehendste Verwendbarkeit. — Größte Schonung der Hände. — Kein Angreifen der Haut wie bei Soda, Schmierseife und dergleichen. — Vollständige Geruchlosigkeit der Gegenstände nach der Reinigung.

SAPONIA reinigt rasch und leicht fettige und beschmutzte Gegenstände aus Metall, Email, Marmor, Holz, Glas, Porzellan usw., wie Küchengeschirre, Badewannen, Fenster, Türen, Linoleum, Waschgeschirre, Klosette etc.

Zu haben in Drogerien, Kolonialwaren-, Seifen- und Haushaltungsgeschäften.

Proben versenden auf Wunsch gratis und franko

SAPONIA-WERKE Offenbach a. M.

Elektrischer Haarzerstörer!

Etwas Sensationelles bringt das medizinische Warenhaus Dr. Ballowitz & Co., Berlin W. 57, Abt. Hy. B. I. Lästige Haare mit der Wurzel kann man jetzt selbst beseitigen, indem man den Apparat durch Knopfdruck in Funktion setzt. Durch konzentrierten galv. Strom trocknet die Wurzel ein, das Haar fällt sofort aus und ein Wiederwachsen ist unmöglich. Hierfür bürgt die Firma und verpflichtet sich andernfalls das Geld zurückzuzahlen. (Keine Elektrolyse.) Der Preis ist M. 5.50 und M. 8.— gebrauchsfertig (per Nachnahme). Einzige Methode, um Haare für immer zu beseitigen.

Über 300000 im Gebrauche

Haarfärbekamm

(ges. gesch. Marke „Hoffera") färbt graues oder rotes Haar echt blond, braun od. schwarz.

Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. M. 3.—.

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9.

Über 4000 Stück im Gebrauch.

Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit** und **Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück M. 3.—.

Rudolf Hoffers, Apotheker,
Berlin 75, Koppenstr. 9.

Solche

Nasenfehler

und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen Nasenformer „Zello" verbessern Modell 20 übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Ill. Beschreibung umsonst. Bisher 100000 „Zello" versandt. Preis M. 5,—, M. 7,— und M. 10,— mit Anleitung und ärztlichem Rat. Spezialist L. M. Baginski, Berlin Wm. 127, Winterfeldtstraße 34.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung.

Enthält über 100000 Wörter. Amtlich empfohlen. — Preis 1 Mark 60 Pf.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Zu der Erzählung „Laib Veilchenſtiel“ von Robert Miſch.
(S. 11)
Originalzeichnung von Rolf Winkler.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen
von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang
* 1916 *
Elfter
Band

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Laib Veilchenstiel
Eine Flüchtlingsgeschichte von Robert Misch. Mit Bildern von Rolf Winkler 5

Das höchste Ziel
Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung) . 22

Die Mühlberger Gleiche
Von Johannes Schlaf. Mit 4 Bildern . . 98

Die Lösung der albanischen Frage
Von Peter Beck 113

Zierfische und Zimmeraquarium
Von Christian Brüning. Mit 10 Abbildungen 120

Der Entdeckte
Von Fritz Müller 135

Gelehrsamkeit und Wundergläubigkeit im 17. Jahrhundert
Von Eduard Brunfels 151

Ein Besuch beim Stamme der Arawai in Südamerika
Von Ferd. Emmerich. Mit 4 Bildern von Rolf Winkler 171

Die deutsche Sommerzeit
Von Ludwig Stein 199

Der Weltkrieg. Zweiundzwanzigstes Kapitel
Mit 6 Bildern 207

Mannigfaltiges
Der höfliche Schüler um 1771 221
Der tapfere Freischärler 222
Das Vertrauen zum Arzt 223

Seite
Sterben als ein Reitersmann 226
Fremdwörterverdeutschung vor hundert Jahren 227
Ein Sonntag in Wilna. Mit 3 Bildern . . 227
Panzerschiffe 231
Der Kleinste im Verzeichnis unserer Feinde . 232
Auf dem Umweg über den Barbier 234
Eines sei den Franzosen nie vergessen . . . 235
Der deutsche Michel 239
Wohlbegründeter Stalltarif 239
Anerkennung feindlicher Tapferkeit 240

Laib Veilchenstiel

Eine Flüchtlingsgeschichte von Robert Misch

Mit Bildern von Rolf Winkler

Manchmal im Leben trifft ein, was wir denken oder wünschen, nur meist anders, als wir es eben dachten oder wünschten. Der Hof- und Gerichtsadvokat Doktor Donner tat eines schönen Herbstabends, halb lachend, halb seufzend, diesen Weisheitsspruch seiner Gattin in der ehelichen Kemenate kund.

Und das kam so: der angesehene Wiener Anwalt hatte seinen einzigen Sohn draußen im Felde, als Reserveleutnant in einem der Regimenter, die in Galizien lagen. Im Herbste 1914, als die Russen dort immer mehr vorrückten, kamen die Flüchtlinge von dort in Scharen nach Wien.

Die rundliche Frau Doktor Donner dachte an ihren Großen, der bald in einem Zelt, bald in einer elenden Bauernhütte Galiziens hauste, und ihr Herz schmolz in Mitleid. Die Geschäfte des Herrn Gemahls gingen zwar schlecht — plötzlich stritten und prozessierten die Menschen nicht mehr so —, aber sie wollte den Himmel für den geliebten Sohn verpflichten und irgendeinen Flüchtling, am liebsten ein Kind, bei sich aufnehmen. Das Näh- und Spindenstübchen war leicht dafür einzurichten, und wo drei Personen nebst der dicken Köchin Kathi satt wurden, würden es wohl auch fünf werden.

Ilona, ihre Achtzehnjährige, war begeistert. Sie würde das Kind betreuen; Mama und Papa sollten gar keine Umstände damit haben. Während man noch beim Nachtisch und Kaffee darüber sprach, meldete Kathi, draußen stehe ein Mann und frage nach den Herrschaften, ein jüdischer alter Mann, wohl einer aus Galizien.

„Wie heißt er? Was will er?"

Da stand er auch schon vor ihnen. Sehr alt, mit weißem wallenden Patriarchenbart, in einem langen, sauberen Kaftan und allem sonstigen Zubehör bis auf die Hängelocken. Große, dunkle Augen, in denen alles Leid der Welt seit Babylon geschrieben stand, aber noch scharf und hell.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte der Doktor und ging ihm entgegen.

„Ich bin der Laib Veilchenstiel."

„Angenehm, Herr Veilchenstiel! Meine Kanzlei ist drüben, meine Sprechstunde erst um vier."

„Ich will Se nix sprechen als Avekat," erwiderte der Alte in einer ziemlich gemäßigten Mundart, die man wohl verstehen konnte. „Ich will Se besüchen als meine Verwandtenleben."

„Verwandten — was heißt das?"

„Se san doch oder Ihre Frau ... Nü, haben Se nix zu schaffen in Ihre Kuchel?" wandte er sich scharf an die Kathi, die nicht von der Stelle gewichen war und jetzt auf einen Wink verschwand.

Die Herrschaft aber lauschte starr und gespannt auf die Ausführungen des Herrn Laib Veilchenstiel. An der Hand einer Urkunde und alter Briefe, die er aus einer fettigen Tasche zog, bewies er haarscharf, daß er der leibhaftige jüngere Bruder der Großmutter der Frau Doktorin sei, die vor sechzig Jahren einen christlichen jungen Arzt geheiratet hätte und dann mit ihm nach Graz gezogen sei. Das heißt, er hatte sie ihrer Familie entführt. Die Doktorin entsann sich. Sie hatte ihre jüdische Großmutter noch gekannt, als sie ein junges Ding war. Natürlich hatte sie sich damals taufen lassen und war mit ihrer Familie nicht eben gut auseinander gekommen. Aber Herr Veilchenstiel war nicht mehr

böse, denn „das sei äso lange her". Also bat man ihn, der so plötzlich aus dem Dunkel der Vergangenheit auftauchte, Platz zu nehmen, und befragte ihn nach seinen Schicksalen. Der Alte erzählte von Not und Bedrängnis,

von der Russenherrschaft und seiner Flucht. Gestern sei er in Wien angekommen.

„Und wo wohnen Sie hier?"

„Bei á Glaubensgenossen. Aber er hat selbst nix — mer hausen zu fünf in á dunkles Loch."

Der Hof- und Gerichtsadvokat blickte seine Frau an; aber sie schaute zur Seite. Ein Kindchen hätte sie ja gerne aufgenommen, aber einen alten polnischen Juden, noch dazu einen, der vielleicht Verwandtschaftsrechte geltend machte ... Sie war gewiß eine gutherzige, mitleidige Frau, doch hielt sie auch auf Formen und dachte an ihren vornehmen Verkehr. Daraus konnten Unzukömmlichkeiten hervorgehen, die gar nicht zu berechnen waren.

Doktor Donner las in der Seele der teuren Gattin und beschloß, sich mit einer Hundertkronennote loszukaufen. Auch sonst konnte man ja für den alten Mann sorgen, der offenbar bedürftig war. Man hatte Verbindungen, man würde ihm irgendwo ein Unterkommen, ein Alleinzimmerchen verschaffen, dazu einen Mittagstisch und so weiter.

Da durchhieb Ilona mit der unbefangenen Güte ihres achtzehnjährigen Herzens den Knoten. „Aber das trifft sich ja fesch. Da ziehen Sie zu uns, Herr Veilchenstiel! Wir wollten so jemand aufnehmen und haben gerade ein kleines Stübchen für Sie übrig."

Die rundliche Doktorin rückte unruhig auf ihrem Stuhl und blickte hilfesuchend zum Gatten hinüber.

„Das wird Ihnen doch wohl zu klein sein," meinte der. „Und dann — mit der Kost! Sie könnten ja leider doch nicht bei uns essen."

„Nů," antwortete der Patriarch, „da machen Se sich keine Sorg' vor. Ich bin zufrieden mit de kleinste Stub'.

Und ich werd' essen ins koschere Gasthaus, wo man ißt gut und billig."

„Selbstverständlich werde ich die Kosten —"

„Bemühen Se sich nix, Herr Doktor, ich kann zahlen, was ich verzehr'," erwiderte Herr Veilchenstiel stolz, und etwas wie ein ironisches Lächeln irrte über seine faltigen Züge und leuchtete in seinen klugen, scharfen Augen. „Aber de Stub' nehm' ich an und hab' mei kleines Packel schon mitgebracht."

Vielsagend zwinkerte der Hof- und Gerichtsadvokat seiner Frau zu, und sie senkte gottergeben das Haupt. Sie würde sich auch sehr freuen, äußerte sie, Herrn Veilchenstiel bei sich zu behalten in dieser schweren Zeit.

Das „Packel" des Herrn Laib Veilchenstiel entpuppte sich als ein uralter, verschlissener und sehr schwerer Handkoffer. Abends brachte ein stämmiger Galizier noch einen Korb, der auch schon manchen Sturm und manche Reise erlebt hatte. Und am anderen Tag war Herr Veilchenstiel schon vollkommen eingerichtet.

Es wurde auf seinen Wunsch ein Schrank heraus- und ein Küchentisch hereingebracht, auf dem er sich mit Hilfe von Spiritus und Petroleum seinen Tee bereitete und Eier kochte. Mittags und zuweilen des Abends ging er in ein rituelles Speisehaus. Er hatte sich seine eigenen Teller und Töpfchen mitgebracht, die er selbst abwusch, damit sie nicht verwechselt würden. Im ganzen hielt er auf Reinlichkeit, wenn auch die Kathi manchmal die Hände zusammenschlug über das Durcheinander und die Gerüche seiner Privatküche. Dagegen lobte sie seine Wäsche. Sie hatte sich einen galizischen Juden ganz anders vorgestellt.

„Offenbar ein Mann, der sein Auskommen hat," meinte der Hof- und Gerichtsadvokat. „Vielleicht so-

gar wohlhabend, da er jede Geldunterstützung stolz abweist."

Laib Veilchenstiel selbst äußerte sich nicht näher darüber, als ihn der Doktor in einer vertraulichen Stunde einmal nach seinen Geschäften befragte. „Ich handele mit Getreide von Rußland und mit dies und jenn's nach Rußland." Und gelegentlich teilte er mit, daß ihm die Russen sein „Häusel" in Grodzisko geplündert und verbrannt hätten. „Wenn mit Gottes Hilfe einmal wird zu Ende sein der Krieg, werd' ich nebbich wieder anfangen müssen von vorn mit's Geschäft."

Weiterhin speiste er an einem durch die Hilfe reicher Glaubensgenossen erhaltenen Mittagstisch für Flüchtlinge und rauchte einen sehr schlechten Tabak aus einer langen Pfeife, gab scheinbar keinen Heller für sonstige Bequemlichkeiten des Lebens aus und machte die weitesten Wege beim schlechtesten Wetter zu Fuß, anstatt die Trambahn zu benützen.

Nähere Verwandte schien er nicht zu haben. Die Frau und der einzige Sohn seien ihm früh gestorben. Das erzählte er so nach und nach, und von seinen Reisen nach Moskau und Petersburg, wenn der Doktor oder Ilona ihn zuweilen des Abends nach dem Nachtessen ins Wohnzimmer baten, wobei er nur die schreckliche Pfeife nicht mitbringen, dafür aber von des Doktors guten Zigarren rauchen durfte. Kam Besuch, so war er wie von der Erde verschluckt.

So vermochte sogar die Hausfrau sich mit dem unerwünschten Gaste auszusöhnen, der durchaus nicht lästig fiel und nie zudringlich wurde.

Die einzige, zu der er sehr gegen den Wunsch der Mama ein näheres Verhältnis gewann, war Ilona. Sie ging öfters mit dem Alten spazieren; sie fand ihn

klug und gönnte ihm nach einiger Zeit sogar die Anrede „Onkelchen". Und er nannte sie „Tochterleben". Das taten sie aber nur heimlich ...

Der frühe Abend warf seine ersten Schatten über die dämmernde Stadt, als Ilona von ihrem Konservatorium in tiefen Gedanken über den Stubenring schlenderte. Jemand rief sie an. Laib Veilchenstiel stand vor ihr. „Nú — wohin?"

„Ach, Sie sind's, Onkelchen! Von der Musikschule komm' ich."

Herr Veilchenstiel war gesprächig; er hatte Nachrichten bekommen, schauderhafte, und erzählte von seinem armen Galizien, das die Russen immer mehr ausraubten. Ilona hörte still und zerstreut zu. Heute fand das keinen Widerhall in ihrem jungen Herzen. Unter einer Laterne blieb der alte Jude plötzlich stehen.

„Nú, Töchterchen, was haben m'r für á graußen Kummer?"*)

„Ich? Nein."

„Ich bin á alter Mann, der lesen kann in de Gesichter wie in á Buch."

Sanfte, gütige Worte sprach er, bis das gequälte, ratlose Herzchen sich ihm anvertraute, erst stockend, dann immer schneller: der Papa sei nicht reich, hätte große Verluste gehabt. Der Bruder bedürfte noch lange eines Zuschusses. Ein Bewerber um ihre Hand hatte sich gefunden, ein Hofrat aus dem Finanzministerium, sehr wohlhabend, von Adel. Den Eltern sei er hoch willkommen. Die Mama bestürmte sie, der Papa redete zu. Er sähe zwar noch sehr gut aus mit seinen

*) Siehe das Titelbild.

etwa fünfzig Jahren, könnte aber doch ihr Vater sein. Und sie könne und könne sich nicht entschließen.

Der Alte hörte kopfschüttelnd zu, strich über seinen langen, weißen Bart und murmelte hie und da ein unverständliches Wort. „Und wer is der andere?" fragte er plötzlich.

„Ich — verstehe nicht," stotterte sie glutrot.

„Nú, wenn m'r einen nix will, will m'r á anderen. Das is immer áso. Wenn ich soll helfen, müß ich wissen de ganze Sach'."

„Wie sollen Sie mir helfen, Onkelchen?"

„Es steht geschrieben im Talmud — á sehr á weises Buch meiner Väter — á Geschicht' von 'ner Maus, die is stärker als die stärksten Tier' ..."

Im Stadtpark, wo es um diese Stunde einsam und ziemlich finster war, fand sie im Schutz der Dunkelheit den Mut, alles zu beichten: von dem jungen Bankbeamten Hans Heinz Horski, der ein lieber Kerl sei, aber nichts hätte und von seinem kleinen Gehalt sogar noch seine Schwester unterstützte — und wie das alles so gekommen sei. Aber es sei ganz hoffnungslos, denn Vater und Mutter sträubten sich mit Händen und Füßen dagegen. Jetzt stehe er im Felde, als Freiwilliger, und wenn er auch wiederkäme ... Der Hofrat würde sie sicherlich auf Händen tragen, und sie würde eine vornehme, reiche Dame werden, Patronesse bei allen Bällen und Wohltätigkeitsfesten, und ihr Auto haben und viel beneidet sein.

„Aber ich hab' mir meine Zukunft so ganz anders gedacht. Glücklich könnte ich dann nie mehr werden," schloß sie ganz leise, und dabei rannen ihr die silbernen Tropfen über das weiche Gesicht.

Er brummelte nur immer vor sich hin: „Bees — sehr bees ... Was for á Welt!"

Und dann schwiegen sie beide den ganzen Heimweg, er in Verwunderung, sie in Scham.

Die elektrische Krone strahlte hell und traulich über dem runden Eßtisch, an dem sie zu vieren saßen: die Eltern, die Tochter und der Hofrat „Edler Dornegg v. Sklarek" von der Finanzdirektion. Er wirkte außergewöhnlich dekorativ, fand die Doktorin und dachte: „Wie kann man sich gegen einen solchen Mann sträuben! Ich habe meinen Mann lieb, aber er sieht dagegen geradezu kleinbürgerlich aus. Wäre mir in meiner Jugend ein solches Glück zuteil geworden, vielleicht wäre ich dann heute Exzellenz und Ministergattin und verkehrte bei Hofe."

Eng umspannte der dunkle Gehrock die Figur des schlanken Mannes. Im Knopfloch die bescheidene Andeutung eines einzigen Ordensbändchens, trotzdem er doch davon sicher mehrere besaß. Und geradezu jung sah er noch aus, bekannte sich die Mama, mit den paar silbergrauen Fädchen im blonden Franz-Josephs-Bart und dem zwar dünnen, aber noch vorhandenen Scheitelhaar. Und was er für feine, weiße, edle Hände hatte, mit denen er sich öfters den Schnurrbart strich. Konnte er nicht über alles sprechen: über den Krieg, über Volkswirtschaft und Politik, deren geheimste Fäden er vor ihren geblendeten Augen abspinnen konnte, weil er doch mit am Webstuhl saß! Dann wieder über Kunst, mit jenem leichten, spöttischen Weltton, der diese Dinge als schönes Spiel betrachtete, das man nicht ernst nehmen dürfe. Und von seinen weiten Reisen. Gab es überhaupt ein Thema, in dem er nicht beschlagen war?

Der Papa dachte an die Zukunft dieses Mannes, die sicher in höchste Höhen führte. Als sein Schwiegervater

würde er einen Zulauf aus Kreisen bekommen, der ihn schon jetzt verächtlich auf seine bürgerliche Kundschaft und deren Prozesse blicken ließ. Und die Laufbahn seines Jungen wäre natürlich auch gesichert.

Noch einmal hatte er der Tochter das alles deutlich vor Augen geführt, gefleht und gedroht. Es war ihm ja nicht recht wohl zumute, wenn er in ihre blassen Züge sah. In ihren Augen flackerte es so seltsam. Sie hatte geweint, aber sich zu fügen versprochen. Jetzt lächelte sie „gesellschaftlich"; in ein, zwei Jahren würde sie lachen, ihm auf den Knien danken. Tat er nicht seine Pflicht als Vater? Er konnte ein gutes Gewissen haben.

Beim Kaffee sollte sich Ilona an den Flügel setzen, und die Eltern würden ganz sachte verschwinden. Dann mochte er um sie werben; und nachher konnte man auf die Verlobung noch ein Glas Sekt trinken, der übrigens schon dazu kalt gestellt war. Die Kleine würde ja wohl keine Dummheiten mehr anstellen.

Die Doktorin bereitete den Kaffee eigenhändig auf der silbernen Wiener Parademaschine. Erstens machte sich das sehr gemütlich, und dann war sie berühmt wegen ihres Kaffees, den auch der Edle Dornegg v. Sklarek nicht zu loben versäumte. Er erzählte von dem türkischen Kaffee, den sein eingeborener Diener in Mostar ihm immer gebraut hätte, als er einige Jahre in der dortigen Verwaltung zugebracht, und sprach dann eingehend über Bosnien und die Herzegowina.

„Da war ein alter türkischer Bei," begann er eben, da öffnete sich die Tür, und Herr Laib Veilchenstiel trat händereibend ins Zimmer, als ob er hierher gehöre. Er wünschte „å recht å schennen Abend!" und er hoffe nix zu stören, und sein werter Name sei Laib Veilchenstiel.

„Sie werden von mir gehört haben, vom lieben

Doktorleben, was å Verwandter von mir is, wenn er auch is å Goj und ich å Jüd," fügte er mit einer Verbeugung vor dem Hofrat hinzu, saß ihm auch schon

gegenüber, ließ das Wort nicht mehr los und sprach beredt von seinen Wiener Eindrücken und von der großen Not der Flüchtlinge.

„Ich hab' gehört, der Herr Baronleben san in de Regierung. Ich kann Ihnen sagen — Se werd'n 's

nix for übel nemmen — aber se könnt noch viel mehr tun, de Regierung." Und verbreitete sich des näheren über staatliche und private Wohltätigkeit.

Im Zimmer war es ganz still geworden. Man hörte nur den Alten plappern und das Summen der Spiritusflamme unter der Maschine. Der Edle v. Sklarek machte immer größere Augen, bis sie so groß wurden wie kleine Teller, sie funkelten kalt wie Eis, und gletscherhaft wurde auch seine Miene. Ilona, die mit Herzklopfen und heimlichem Frohlocken zuhörte, fand, daß der Edle so hochmütig ausschaute wie — ja, es gab eigentlich gar keinen Vergleich. Denn der vornehmste Mann, den sie kannte, der alte Kaiser, blickte immer voll Güte auf seine Untertanen, wenn er durch Wiens Straßen fuhr. Höchstens im Burgtheater der Coriolan hatte ein solches Gesicht gemacht, als er bei den Plebejern um ihre Stimmen warb.

Die Mama sah aus, als ob sie gleich der Schlag treffen würde, und der Papa, als ob er ins Wasser gefallen sei. Der erwog jedoch eben, ob er den Kerl nicht hinausschmeißen solle. Aber was hätte das gebessert. Noch dazu lobte ihn eben der Alte: „Was for å gutter Mann, der Doktorleben! Das Stübchen hat er mir abgetreten, trotzdem wir sind doch nur å ganz klein wenig verwandt zueinander — nebbich, von de Großmutter von de Frau Doktorn her, die is mei leibliche Schwester gewesen und hat gehießen Blümche Veilchenstiel, ehe sie sich hat lassen schmadden als Goje und dann hat gehießen Berta Klotz."

Der Edle v. Sklarek lächelte fein, aber dies Lächeln schnitt der Doktorin ins Herz. In diesem Augenblick wünschte sie, sie hätte nie eine Großmutter gehabt. Aber jetzt wurde ihr ganz gelb und grün vor den Augen, als

Herr Laib Veilchenstiel sich wieder an den Hofrat wandte.

„For Ihre Jahre sehen Se noch ganz gutt aus, Herr Baronleben. Nu, Se werden — Fünfzig werden Se sein. Schad', daß Se nix geheiratet haben zur Zeit, als Se jung waren. Nebbich, wenn man erst den Anschluß versäumt hat: å junges Mädchen paßt nix mehr, und å Alte will man nix."

Der Doktor erwog eben eine besonders grausame Todesart für den Alten. In diesem Augenblick benützte der Edle v. Sklarek jedoch eine kleine Atempause Laib Veilchenstiels.

„Das ist ja sehr interessant! Aber ich sehe eben" — er zog die goldene Uhr — „es ist schon über Zehn. Mir fällt ein, daß ich ein wichtiges Aktenstück, das der Minister morgen braucht, noch heute abend ... Der Krieg bringt uns eine so starke Mehrarbeit ..."

„Nů," erwiderte Laib Veilchenstiel gelassen: „Die Beamten werd'n aach nix for umsonst bezahlt, und man muß immer tun sei Pflicht, Herr Baronleben ... Se werd'n es Ihnen nix for übel nehmen, meine Verwandten, wenn Se gehn wollen."

Jetzt war die Mama wirklich einer Ohnmacht nahe; man sah es ihr am Gesicht an und an den Händen, die eine Stütze suchten. Der Doktor überlegte, ob er den Alten erwürgen oder mit einem Stuhl niederschlagen solle. Aber er hüstelte nur leicht, lächelte überlegen, wie man es bei den Einfältigkeiten von Kindern und Leuten niederen Standes macht.

Laib Veilchenstiel wich dem Edlen v. Sklarek nicht mehr von der Seite, begleitete ihn ins Vorzimmer hinaus und half ihm in den Pelz, mit vielen guten Reden, wie sehr er sich über die angenehme Bekanntschaft gefreut

hätte. Und wenn der Herr Baron mal zufällig nach Grodzisko käme, natürlich nach dem Krieg, falls die Russen noch was davon übrig gelassen hätten, dann solle er ihn besuchen.

Als der Edle nach höflich-kühlem Abschied in Begleitung der abwärts leuchtenden Kathi über die Treppe entschwebte, war der Alte plötzlich in seinem Zimmer verschwunden, ohne Gutenacht und Gruß.

Der Doktor wollte ihm nachstürzen, aber die Doktorin hielt ihn fest. „Morgen — alles morgen! Wir wollen doch den Meyers über uns und den Praceks unter uns bei den dünnen Wänden keine nächtliche Szene vorspielen. Unsere Hausmeisterin ist so die größte Klatsche im ganzen Viertel."

Das sah auch der Doktor ein. Aber die nächtliche Szene spielte sich dann vom Geflüster bis zum tobenden Schreien doch noch zwischen den vier Wänden des ehelichen Schlafgemaches ab. Der Hof- und Gerichtsadvokat warf seiner Gattin die selige Großmutter Blümchen vor, und sie ihm, daß er der Hausherr sei und den Alten aufgenommen hätte. Schließlich luden sie beide die Schuld auf Ilonas Schulter ab, die vorher auch einen schnellen, heimlichen Rückzug angetreten hatte und längst in ihrem weißen Bettchen lag. Auch sie konnte nicht einschlafen und lachte und weinte abwechselnd. Jedenfalls hatte sie der alte Mann für heute gerettet, und sie flehte den Segen des Himmels auf ihn herunter.

Die Wünsche der Eltern waren gegenteiliger Natur. Noch lange sprachen sie in ihrem Schlafzimmer, was außer dem Hinauswurf des alten Galiziers noch zu tun sei, um alles wieder einzurenken. Darüber schliefen sie sehr spät ein und wachten sehr spät auf, zumal es ein

Sonntag war. Als der Doktor die Türe zu Herrn Laib Veilchenstiels Zimmerchen aufriß, war dieser längst entschwunden samt Handkoffer und Korb, sowie allen Tassen und Tellern nebst der Spiritusmaschine.

„Einer von seine Leut' hat alles vorhin abgeholt," erzählte die Kathi. „Er selbst is ganz in der Früh schon aufg'wes'n und hat gepackt. Und ein Trinkgeld hat er mir geb'n, da legst di nieder! Dees hätt' i dem alten Juden mei' Lebtag net zutraut, gnä' Herr."

Der gnädige Herr war aber sehr ungnädig, schrie sie an und schleuderte die Flurtür hinter sich zu. Nach einigen Stunden kam er noch viel ungnädiger zurück und flüsterte aufgeregt mit seiner Gattin. „Er war nicht zu sprechen. Ausgegangen, sagte mir der Diener."

„Dann gehst du morgen nochmals zu ihm, ins Ministerium."

„Wäre es nicht würdiger, ihm ein paar entschuldigende Zeilen zu schreiben?"

Der weibliche Teil dieser Ehegemeinschaft war hier der stärkere. Der Advokat ging anderen Tages ins Ministerium. Ein junger Sekretär meldete ihn. Aber der Hofrat Edle v. Sklarek ließ sich vielmals grüßend mit einer wichtigen Konferenz entschuldigen; er hätte auch das Referat eines Kollegen übernehmen müssen. Herr Doktor Donner möge ihm freundlichst schreiben. Das geschah mit der Bitte um Entschuldigung für den kleinen, komischen, wenn auch störenden Zwischenfall. Ja, wenn man wohltätig sei! Übrigens wohnte der galizische Flüchtling nicht mehr bei ihm. Und mit einer sehr leisen Erinnerung an die ihm gemachte Eröffnung des Herrn Hofrates lud er ihn zu einem Löffel Suppe ein.

Am nächsten Sonnabend kam aber nur ein höfliches Briefchen des „Edlen" aus Krakau, wohin ihn die

Regierung geschickt hätte, was ihn leider verhindere, der gütigen Einladung Folge zu leisten. Den kleinen, amüsanten Zwischenfall mit dem aufdringlichen Galizier hätte er längst vergessen. Ja, die Wohltätigkeit! Im übrigen deutete er ebenso leis an, daß in diesen schweren Zeiten, wo das Wohl und Wehe des Staates auf Messerschneide stünde, der einzelne in seinen Wünschen sich beherrschen und alles Persönliche bis nach dem Ende des Krieges verschieben müsse.

Doktor Donner las es seiner Gattin vor. Alle kühnen Hoffnungen versanken plötzlich. Das war ein Rückzug, ein Korb. Die Doktorin war zuversichtlicher; es würde sich später wieder einrenken lassen. Aber der Hof- und Gerichtsadvokat lachte nur höhnisch. Er kannte diese Welt besser.

In diese schwüle Gewitterluft zuckte plötzlich ein Blitz von ganz unerwarteter Seite — die Aufforderung einer großen Wiener Bank, Herr Doktor Donner möchte sie in einer wichtigen Angelegenheit in ihren Direktionsräumen besuchen.

Ganz betäubt las hier der Anwalt die Briefe und Urkunden, die ihm der freundliche zweite Direktor reichte und erläuterte. Der Getreidehändler Laib Veilchenstiel ließ durch seine Bank in Krakau hundertfünfzigtausend Kronen an Fräulein Ilona Donner überweisen, auszahlbar am Tage der Hochzeit mit dem Bankbeamten Hans Heinz Horski. Und für diesen ebensoviel, auszahlbar am Tage seiner Hochzeit mit Fräulein Ilona Donner. Auch würde besagter Herr Laib Veilchenstiel dem pp. Horski nach dem Kriege ein eigenes Geschäft einrichten und ihm den dazu nötigen Kredit zur Verfügung stellen, oder ihm eine Zweigstelle seines eigenen Geschäftes übertragen.

„Ja, was denn?“ stotterte der Doktor. „Wer ist denn Laib Veilchenstiel? Ein armer galizischer Jud', dem ich aus Mitleid ein Stübchen abtrat —“

„Der aber, wie uns die Krakauer Bank auf unsere Anfrage mitteilte, auf mehrere Millionen geschätzt wird.“

Doktor Donner griff sich in die Haare. „Das Geld ist wirklich da?“

„Da und am Tage der Hochzeit auszahlbar. Nur wenn diese nicht in einem halben Jahr stattfindet, hat sich der Spender das Verfügungsrecht über das Kapital vorbehalten.“

Noch immer konnte er es nicht fassen und ging zum Vorstand der jüdischen Gemeinde. Vielleicht wußten sie da etwas von Laib Veilchenstiel. Dort wurde ihm die gleiche Auskunft. Der Alte sei schwer reich, einer der größten galizischen Vieh- und Getreidehändler. Er hätte zwar hier wie ein armer Flüchtling gelebt, aber viele und stets nur geheime Wohltaten geübt. Er sei übrigens abgereist.

Zur Kriegstrauung haben sie den Alten natürlich eingeladen. Die Doktorin schrieb selbst an ihren „lieben, alten Großonkel“. Aber er kam nicht, statt seiner ein Kasten mit altem gediegenem Silberbesteck und dazu ein Scheck „zur Einrichtung“.

„Übrigens,“ behauptete die Doktorin, „habe ich es dem alten Mann immer angesehen, daß er was Besonderes ist.“ Und bei ihren Kaffeekränzchen wuchs der alte Galizier zu einer sagenhaften Persönlichkeit auf.

Das höchste Ziel

Roman von Reinhold Ortmann

(Fortsetzung)

Traute erschrak. „Herr Doktor Volcker kann nicht ausgehen? Weshalb denn nicht? Er ist doch nicht krank?“ fragte sie hastig den Diener.

„Gewissermaßen schon. Der Herr Doktor hat sich eine Verletzung am Fuße zugezogen, die ihn am Gehen verhindert.“

„Es ist nichts Ernstliches — nicht wahr?“

„Ich glaube nicht, gnädiges Fräulein. Wenigstens nach der guten Laune des Herrn Doktors zu urteilen.“

„Aber Sie hätten sich doch näher nach der Art und der Schwere seiner Verletzung erkundigen müssen. Wissen Sie auch nicht, wie er sie sich zugezogen hat?“

„Ja, das habe ich unten im Kretscham wohl gehört. Der Herr Doktor ist bei den Rettungsarbeiten im unteren Reimsbachtal mit dem Fuß zwischen treibende Stämme geraten. Und da ist dann wohl etwas zerquetscht oder gebrochen worden.“

Ein Erschauern rieselte über Trautes Rücken. „Ist das alles, was Sie mir davon erzählen können?“

„Viel mehr weiß ich freilich nicht. Es soll da drunten hart zugegangen sein in der Nacht. Drei Häuser hat der ausgetretene Bach ratzekahl weggerissen. Aber die Bewohner sind alle gerettet.“

Einen Augenblick dachte Traute daran, den Diener noch einmal fortzuschicken, damit er ihr genaue Auskunft brächte. Aber sie erwog, daß sie dann wohl eine Stunde warten mußte, bis er wiederkam. Für die Pein der Ungewißheit viel zu lange. „Ich meine, Sie hätten sich etwas geschickter anstellen können, Rudolf,“ sagte sie. „Aber es ist gut. Meiner Mutter brauchen Sie von dem Ergebnis Ihres Auftrages nur dann Mel-

dung zu machen, wenn sie es ausdrücklich von Ihnen fordert."

Ohne Besinnen machte sie sich zum Ausgehen fertig. Als die Jungfer ganz entsetzt fragte, ob sich das gnädige Fräulein wirklich bei diesem schrecklichen Wetter zu Fuß hinauswagen wolle, wies sie sie kurz ab. „Ich werde wohl nicht fortgeschwemmt werden. Wenn meine Mutter nach mir fragen sollte, so sagen Sie ihr, ich wäre in einer Stunde zurück. Nein, ich brauche keine Begleitung."

So lange sie fürchten mußte, daß man ihr von den Fenstern der Villa aus nachschaute, behielt sie ihre gewöhnliche Gangart bei; als sie sich aber außer dem Gesichtskreis etwaiger Beobachter wußte, lief sie so schnell, als Regen und Wind es ihr nur immer gestatteten. Überall auf ihrem Wege sah sie die Spuren der Verheerungen, die der nächtliche Gewittersturm angerichtet hatte, und es bedurfte für sie keines großen Aufwandes an Phantasie, um sich vorzustellen, inmitten welcher Schreckniſſe die wackeren Helfer ihr Rettungswerk ausgeübt haben mochten. Und Doktor Volcker war unter ihnen gewesen. Freilich, es hatte ja gar nicht anders sein können. Das Gegenteil hätte sie enttäuscht. Ohne daß sie über die Wandlung recht mit sich ins reine kam, war er für sie seit gestern zu einer Verkörperung von Mut und Ritterlichkeit geworden. Daß er einen Bedrängten im Stich lassen könnte, war ihr schon einfach undenkbar. Und dabei klangen ihr unablässig die Worte des Lehrers im Herzen wider: „Der allerbesten einer — der allerbesten."

Im Dorf war noch immer große Aufregung. Die Leute standen in lebhaftem Gespräch vor den Häusern, und keiner dachte daran, seiner gewohnten Beschäftigung nachzugehen. Aus dem Gastzimmer des Wirtshauses

schallte lautes Durcheinander von Stimmen in die Einfahrt hinaus. Zögernd wandte sich Traute an die eben heraustretende Kellnerin mit einer Frage nach dem Doktor Volcker. Das Mädchen stotterte verlegen und rief den Wirt. Der nötigte sie mit abgezogenem Käppchen unter vielen Verbeugungen in das unbesetzte Honoratiorenstübchen.

„Es ist mir eine große Ehre, Fräulein Steinsdorff! Bitte — möchten Sie nicht gütigst Platz nehmen? Der Herr Doktor ist gerade bei dem Herrn Doktor. Aber wenn Sie sich einen kleinen Augenblick gedulden wollen —"

„Der Arzt, meinen Sie? Ja, mein Gott, hat man denn den erst jetzt gerufen?"

„Der Herr Doktor hat sich in der Nacht selbst einen Verband gemacht. Der Doktor — ich meine den Arzt — hatte so viel mit den beiden kranken Kindern vom Mittmann-Karl zu schaffen. Da wollte der Herr Doktor nicht, daß er wegen seiner heraufkäme. Er hat ja auch ganz allein mit seinem gequetschten Fuß den Weg bis zum Kretscham gemacht. Kaum, daß ihn der Baumert-Emil ein bißchen stützen durfte. Ja, Fräulein Steinsdorff, das ist ein Mann, der Herr Doktor — das ist ein Mann."

„Wem sagst du das," dachte sie; aber sie sprach es nicht aus. Nur etwas Näheres über das Unglück im unteren Tal wollte sie erfahren. Und der Wirt erging sich in einer weitschweifigen, ziemlich verworrenen Schilderung, aus der sie schließlich doch soviel heraushörte, daß die Bewohner des einen Häuschens, die Witwe eines Taglöhners mit ihren fünf Kindern, unter denen sich auch ein zehnjähriges, fast gelähmtes Mädchen befand, in der größten Lebensgefahr gewesen waren.

„Sie hockten alle miteinander auf dem Dach und

jammerten nach Hilfe, als die Männer kamen," erzählte er. „Die lahme Liesel hatte die Frau Becke da hinaufgeschafft. Nun hielt sie sie im Arm, stemmte sich mit dem Rücken gegen das Häuflein der anderen, damit sie nicht runtergeweht würden, und wagte sich nicht mehr durchs Wasser. Hätt' ihr auch nichts genützt. Denn das ging den Männern schon bis an die Brust. Und ein strammer Kerl muß man schon sein, um in so einem reißenden Wildbach auf den Beinen zu bleiben. Noch dazu, wenn man sich vor den treibenden Stämmen in acht nehmen muß. Haben es aber doch geschafft, die Männer. Der Herr Doktor hat zuerst die lahme Liesel geholt und dann noch zwei andere von der kleinen Gesellschaft. Beim letzten Mal hat ihn am Rand des Wassers noch ein Stamm erwischt und den Fuß verletzt. Umgeworfen aber hat's ihn nicht. Und dageblieben ist er, bis sie auch die Frau Becke noch herüber hatten. Die war schon mehr tot wie lebendig. Und kaum, daß sie vom Dach herunter war, ist das Hüttchen zusammengefallen wie ein Kartenhäusel. Eine Viertelstunde später, wenn die Männer gekommen wären, wer weiß, wo dann jetzt die sechs Leichen trieben!"

„Möchten Sie nicht, bitte, bei Herrn Doktor Volcker anfragen lassen, ob ihm mein Besuch genehm ist?"

„Geh' schon selber hinauf, Fräulein Steinsdorff, geh' schon selber. Er wird eine Freude haben, der Herr Doktor. Wenn er auch ein feiner Mann ist, es ist doch immer eine große Ehre." Fünf Minuten später kam er zurück. „Der Herr Doktor Rümpler ist schon fort. Und der Herr Doktor läßt gehorsamst bitten."

In recht ungestümen Schlägen klopfte Traute das Herz, als sie die Treppe hinaufstieg, und als ihr der Wirt die Tür des im ersten Stockwerk gelegenen Zimmers

öffnete. Sie war überrascht von der Einfachheit des Raumes, den, wie sie wußte, Volcker auch während längeren Aufenthalts in Reimsbach zu benützen pflegte, obwohl ihm die vornehmen Gemächer der Villa mit all ihren Bequemlichkeiten jederzeit zur Verfügung gestanden hätten. Und als sie sich jetzt mit ihm allein sah, überkam sie eine Beklommenheit, die sie den raschen Entschluß zu diesem Besuch beinahe bereuen ließ.

„Guten Tag, mein gnädiges Fräulein! Verzeihen Sie, daß ich Sie liegend empfangen muß. Aber es ist mir beim besten Willen nicht anders möglich."

Er ruhte angekleidet auf dem schmalen altmodischen Sofa. Eine über seine Knie gebreitete wollene Decke entzog ihr den Anblick seines verbundenen Fußes. Der gleichmütige Klang seiner Begrüßungsworte richtete Trautes etwas ins Wanken geratene Haltung wieder auf. Zögernd trat sie bis an den mit Büchern und Zeitungen bedeckten Tisch vor dem Sofa.

„Ich hörte von dem Diener, daß Ihnen ein Unfall zugestoßen sei, Herr Doktor. Und ich wollte mich selbst davon überzeugen, daß es nichts Bedenkliches ist."

„Sie sind sehr gütig. Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen, gnädiges Fräulein?"

Sie fand es nicht hübsch, daß er sie immer als „gnädiges Fräulein" anredete. Nach dem gestrigen Tage, der ihre Meinung von ihm so ganz geändert hatte, schien ihr diese gesucht förmliche Art beinahe kränkend. Aber sie ließ sich auf einen Stuhl an der anderen Seite des Tisches nieder, und nach einem kleinen Schweigen fragte sie: „Wollen Sie mir nicht sagen, von welcher Art Ihre Verletzung ist? Es ist nichts gebrochen — nicht wahr?"

„O nein! Eine ganz unbedeutende Quetschung, die überhaupt nicht der Rede wert wäre, wenn sie mir nicht

leider aller Voraussicht nach für einige Tage das Gehen unmöglich machte. Sobald die Schwellung zurückgeht, bin ich auch schon wieder hergestellt."

„Sie werden es hoffentlich nicht zu leicht nehmen. Und — und leiden Sie große Schmerzen?"

„Sie sind durchaus erträglich. Und das Bedauerlichste an dem ganzen Vorfall ist für mich jedenfalls die Unmöglichkeit, den Wünschen Ihrer Frau Mutter zu entsprechen. Ich darf Sie wohl bitten, gnädiges Fräulein, mich bei der Frau Kommerzienrat zu entschuldigen."

Nun konnte sie nicht länger an sich halten. „Nennen Sie mich doch nicht immer gnädiges Fräulein! Das mag bei einem Ballgespräch hingehen. Aber hier — und gerade von Ihnen klingt es gar nicht natürlich. Denn ich glaube, Sie fragen sehr wenig danach, ob ich ein gnädiges oder ungnädiges Fräulein bin."

„Ich würde es natürlich aufrichtig bedauern, wenn Sie mir ungnädig wären, Fräulein Steinsdorff. Aber bei der großen Güte, die Sie mir mit Ihrem Besuch erweisen, brauche ich es ja nicht zu fürchten."

Wenn etwas Warmes und Herzliches, etwas von einer bittenden Frage im Ton seiner Rede gewesen wäre, so hätte sie ihm jetzt eine recht freundliche Antwort geben können. Aber was sie hörte, war nichts als Höflichkeit, nichts als eine Redensart, die jeder andere an seiner Stelle wahrscheinlich auch gebraucht hätte. Und so blieb das freundschaftliche Wort ungesprochen, das sich ihr doch ungestüm genug hatte auf die Lippen drängen wollen. Wieder mußten ein paar Sekunden des Schweigens vergehen, ehe Traute den Gesprächsfaden weiter zu spinnen wußte.

„Der Wirt hat mir erzählt, einer wie großen Gefahr

Sie sich ausgesetzt haben, um den bedrängten Leuten beizustehen. Das — das wird Ihnen von den Geretteten gewiß sehr hoch angerechnet werden."

„Nicht höher hoffentlich, als ich's verdiene. Ein paar Kinder durch einen Bach zu tragen, den man stehenden Fußes durchwaten kann, ist kein Heldenstück."

„Ich möchte wohl wissen, wie die Tat aussehen müßte, die Ihnen als ein Heldenstück erscheint. Auch die Bescheidenheit kann unter Umständen zu einem Fehler werden, Herr Doktor!"

„Aber Sie sind im Irrtum, Fräulein Steinsdorff, wenn Sie mich für gar so bescheiden halten. Ich bin überzeugt, daß es Leute genug gibt, die mir laut und leise das Gegenteil zum Vorwurf machen."

„Und Sie haben bis jetzt geglaubt, daß auch ich zu diesen Leuten gehöre — nicht wahr?"

„Nein. Denn ich habe nicht angenommen, daß Sie sich überhaupt irgendwelche Gedanken über meine Charaktereigenschaften machen."

Die Art, wie er das sagte, machte ihr auch diesmal einen Widerspruch unmöglich. Es wäre denn gewesen, daß sie ihn geradezu hätte um Verzeihung bitten wollen für das Unrecht, das sie ihm mit ihrem frostigen, hochmütig abweisenden Benehmen angetan. Und dazu fehlte ihr einstweilen noch, wenn nicht der gute Wille, so doch der Mut. Aber Volcker sah, daß sie in Verlegenheit war, und er beeilte sich, sie daraus zu befreien, denn sein Verhalten wurde ja nicht von dem Wunsche bestimmt, Vergeltung zu üben.

„Wie mir der Diener mitteilte, beabsichtigt die Frau Kommerzienrat heute noch abzureisen," sprach er weiter. „Bei dem Wetterumschlag, der nicht so bald eine Besserung verspricht, ist das ja auch ganz begreiflich."

„Nein, ich finde es gar nicht begreiflich. Und es ist sehr gegen meinen Wunsch. Aber Mamas Nerven sind durch die Gewitternacht so stark mitgenommen worden, daß ich kaum noch eine Hoffnung habe, sie anderen Sinnes zu machen."

„Wenn ich mir erlauben dürfte, eine Meinung zu äußern, würde ich Ihnen empfehlen, es gar nicht erst zu versuchen. So unvergleichlich schön die hinter uns liegenden Frühlingstage waren, so trübselig können sich um diese Jahreszeit ein paar Regenwochen hier im Berglande anlassen. Und sofern ich den Herrn Kommerzienrat richtig verstanden habe, war ja auch von vornherein nur ein kurzer Aufenthalt in Aussicht genommen."

„Das klingt beinahe, als ob Sie froh wären, uns schon recht bald wieder los zu werden. Denn Sie selbst wollen doch wohl noch bleiben?"

„Zunächst bin ich allerdings dazu gezwungen. Und im übrigen wird das ganz von den Bestimmungen Ihres Herrn Vaters abhängen."

„Ich komme mir aber sehr undankbar vor bei dem Gedanken, daß wir Sie hier auf Ihrem Krankenlager allein lassen sollen. Nach Ihrer gestrigen Liebenswürdigkeit haben Sie das nicht um mich verdient."

„Daß Ihnen ein solches Bedenken überhaupt kommen konnte, ist mir schon Belohnung genug. Umsomehr, als ich mich keiner Belohnung würdig weiß."

„Nein. Wenn Sie mir immer nur Ihren Stolz zeigen, verdienen Sie in der Tat keine. Sprechen wir nicht hier miteinander wie zwei Leute, die sich artig die Rechte drücken und dabei die Linke mit dem gezückten Dolch hinter dem Rücken halten?"

Volcker lächelte. „Ein hübsches Bild, Fräulein Steinsdorff — nur daß die Farben doch vielleicht etwas

zu stark sind. Da, sehen Sie," und er kehrte ihr seine beiden Handflächen zu, „ich habe nichts von einer Waffe darin verborgen."

„Ach, Sie machen sich über mich lustig. Wie es gemeint war, wissen Sie recht gut."

„Nehmen wir also an, ich wüßte es. Dann könnte ich Ihnen nur erwidern, daß Sie mir unrecht tun. Hinter der Hochachtung, die ich Ihnen als der Tochter eines von mir innig verehrten Mannes entgegenbringe, und hinter meiner aufrichtigen Dankbarkeit für Ihre Güte versteckt sich keinerlei anderes unausgesprochenes Empfinden."

Traute stand auf. „Da Sie es sagen, muß ich es wohl glauben. Und ich war ja auch nicht gekommen, um ein Wortgefecht mit Ihnen zu führen. Nur nach Ihrem Befinden wollte ich mich erkundigen und wollte Sie fragen, ob wir irgendetwas zu Ihrer Erleichterung und Bequemlichkeit tun können."

„Es fehlt mir, wie Sie sehen, an nichts. Ich bin sogar überflüssigerweise in regelrechter ärztlicher Behandlung und hoffe trotz ihrer in zwei oder drei Tagen wieder auf den Füßen zu sein. Es brächte mich in Verlegenheit, wenn Sie mich als einen Kranken ansehen wollten, um den man sich besonders bemühen müsse."

„Sie in Verlegenheit zu bringen, kann mein Wunsch natürlich nicht sein. Ich darf Ihnen dann also wohl gleich Lebewohl sagen, Herr Doktor!"

„Meine besten Wünsche für eine glückliche Reise, Fräulein Steinsdorff. Und für die Gesundheit Ihrer Frau Mutter. Das kleine Reimsbacher Erlebnis wird hoffentlich weder bei der Frau Kommerzienrat noch bei Ihnen allzu unangenehme Eindrücke hinterlassen."

„Was mich betrifft, dürfen Sie darüber vollkommen

beruhigt sein. Ich glaube hier zu einer der lehrreichsten Erfahrungen meines Lebens gekommen zu sein."

Er fragte sie nicht, worin diese Erfahrung bestand. Und ungefragt konnte sie es ihm nicht wohl sagen. Als sie die weißgescheuerte, knarrende Treppe wieder hinabstieg, war Traute mit sich selber nicht im reinen darüber, ob sie nun froh oder traurig sein müsse. Daß sie eine unzweideutige Abweisung erfahren hatte, war ja gewiß. Und vor wenig Tagen noch würde sie unter ähnlichen Umständen sicherlich in hellster Empörung gegen Volcker aufgelodert sein. Aber er war für sie jetzt nicht mehr derselbe, der er noch vor wenig Tagen gewesen war. Sie sah nicht mehr auf ihn herab, sondern sie blickte zu ihm empor. Und sie gestand sich, daß sie vollauf verdient hatte, was ihr soeben widerfahren war. Ja, es würde sie vielleicht sogar glücklich gemacht haben, wenn er ihr durch eine wirkliche Demütigung gezeigt hätte, wie tief er durch ihr früheres Benehmen gekränkt worden war. Einzig die gleichmütige Unnahbarkeit, die er ihren fast allzu unverhüllten Versöhnungsversuchen entgegengesetzt, hatte einen Stachel in ihrem Herzen zurückgelassen. Aber sie glaubte nicht daran, daß es immer so bleiben würde. Und die Grundstimmung ihrer Seele war doch eine große Freudigkeit, die durch die leichten Schatten der eben erlittenen Enttäuschung nicht verdunkelt werden konnte.

Als sie in die Villa zurückkam, fand sie ihre Mutter in recht ungnädiger Laune. „Wo, um alles in der Welt, bist du bei diesem Wetter gewesen?" fragte Frau Hedwig. „Man macht doch keine Spaziergänge im strömenden Regen."

„Es war auch kein Spaziergang, Mama! Ich habe mich nach Herrn Doktor Volcker umgesehen. Das mußte

ich doch wohl für meine Pflicht halten, nachdem er in der letzten Nacht bei einem heldenmütigen Rettungswerk zu Schaden gekommen ist."

„Es kann niemals die Pflicht eines neunzehnjährigen Mädchens sein, ohne Begleitung einen jungen Mann zu besuchen. Ich muß dir sagen, Traute, daß ich dein Benehmen einfach nicht mehr verstehe. Daß du diesem Doktor Volcker eines Tages noch geradezu nachlaufen könntest, hätte ich wahrhaftig nicht für möglich gehalten."

„Ich laufe ihm nicht nach. Und der Papa hätte gegen diesen Krankenbesuch sicherlich nichts einzuwenden gehabt."

„In Fragen der Schicklichkeit aber richten sich junge Mädchen nach ihren Müttern, mein Kind! Von dir möchte ich mir das für die Zukunft jedenfalls nachdrücklich ausgebeten haben."

Traute schwieg, doch mit einem trotzigen Zug an den Mundwinkeln, der Frau Hedwig nicht entging. Darum nahm sie nach einer kleinen Weile das Thema wieder auf.

„Übrigens hörte ich von Rudolf, daß es mit der Verletzung des Herrn Doktors nicht viel auf sich habe. Daß er sie dazu benützt, sich zum Helden zu machen, nimmt mich freilich nicht wunder."

„Er denkt gar nicht daran, Mama! Überhaupt bin ich jetzt überzeugt, daß wir ihm mit unserer Beurteilung seines Charakters schweres Unrecht zugefügt haben. Alles, was die Suterlands ihm nachgesagt haben, ist eitel Verleumdung."

„Dachte ich mir's doch, daß ich etwas Derartiges würde hören müssen. Aber nun erkläre mir gefälligst, wodurch dieser merkwürdige Umschwung in deinen An-

sichten herbeigeführt worden ist. Bist du vielleicht seit unserer Ankunft noch einmal mit Herrn Volcker zusammengetroffen?"

„Ja. Ich traf ihn gestern kurz vor dem Ausbruch des Gewitters oben im Walde, und es würde mir vielleicht schlimm ergangen sein, wenn er sich nicht in wahrhaft ritterlicher Weise meiner angenommen hätte."

„Ah, dann darf ich mich allerdings nicht mehr wundern."

„Aber ich würde seine Begleitung gewiß nicht angenommen haben," fuhr Traute mutig fort, „wenn ich nicht schon vorher eine ganz andere Meinung von ihm gewonnen hätte. Du solltest dich unten in der Kolonie erkundigen, Mama, wie die Leute da über ihn denken."

„Daran, daß er sich ihre Zuneigung zu gewinnen wußte, zweifle ich keinen Augenblick," spöttelte Frau Hedwig. „Es ging ja nicht aus seiner Tasche."

„Wenn ich nur verstände, warum du gerade bei ihm nichts Gutes gelten lassen willst. Du kennst ihn doch gar nicht. Und was Herr Suterland oder seine Tochter über ihn sagen —"

„Kümmert mich sehr wenig. Darin hast du vollkommen recht. Es ist für mich lediglich eine Bestätigung des Urteils, das ich mir auch ohne ihre Mitteilungen über ihn gebildet hatte — einzig aus der Art, wie er sich bei deinem Vater beliebt zu machen wußte. Und wenn ich bis dahin wirklich noch einen leisen Zweifel gehabt hätte, jetzt wäre er jedenfalls beseitigt."

„Jetzt, Mama? Und wodurch?"

„Durch deine sonderbare Bekehrung. Der Herr scheint ja noch um ein gut Teil gefährlicher zu sein, als ich es bisher geglaubt hatte. Und ich werde bei erster

Gelegenheit seinetwegen ein recht ernstes Wort mit deinem Vater sprechen."

Es war eine Drohung, die für Traute nicht viel Erschreckendes hatte. „Du wirst in Verlegenheit sein, Mama, wie du die Anklage gegen ihn begründen sollst. Denn als einzige vorhandene Zeugin könnte ich nur aussagen, daß sich Herr Doktor Volcker gegen mich noch in jedem Augenblick unseres Verkehrs streng korrekt — ja, zuweilen fast bis zur Unhöflichkeit zurückhaltend benommen hat."

Frau Hedwig drückte ihr mit Kölnischwasser durchtränktes Taschentuch an die Stirn. „Genug jetzt von ihm. Ich leide ohnehin schwer genug. Geh, bitte, und sieh zu, daß Elise beim Einpacken keine Dummheiten macht. Und daß das Frühstück rechtzeitig aufgetragen wird. Wir fahren um zwei."

„Ist das ganz bestimmt, Mama? Ich finde es eigentlich unerhört."

„Wie meinst du, Traute?"

„Verzeih! Das Wort war natürlich nicht gegen dich gerichtet. Aber so lange wir nicht einmal bestimmt wissen, ob die Verletzung des Herrn Doktor Volcker leicht oder schwer ist —"

„Schon wieder dieser Mann! Ja, hast du denn gar keinen anderen Gedanken mehr, Mädchen?"

Mit schmollend geschürzter Oberlippe ging Traute zur Tür. „Gut also! Wir fahren um zwei."

Reinhard Volcker hinkte noch ein wenig und mußte sich beim Gehen auf einen Stock stützen, als er zehn Tage später wieder in der Stadt eintraf. Er hörte von dem Kommerzienrat, daß Traute zur Hochzeit einer Freundin nach Wiesbaden gefahren sei, daß sie aber binnen kurzem

zurückerwartet werde. Frau Hedwig bekam er vorläufig nicht zu Gesicht, was er keineswegs als einen schmerzlichen Verlust empfand. Mit einem Feuereifer, der selbst Klemens Steinsdorff an seinem immer arbeitsfreudigen jungen Vertrauten in Erstaunen setzte, nahm er die unterbrochene Tätigkeit wieder auf. Und für jemanden, der ihn genau beobachtet hätte, wäre es wohl erkennbar gewesen, daß er in dieser schrankenlosen Hingabe an seine Berufspflichten Betäubung oder Vergessen suchte für etwas, das ihn beunruhigte und quälte.

An diesem Vormittag hatte er auf Wunsch des Kommerzienrats einer wichtigen Ausschußsitzung beigewohnt und befand sich eben auf dem Heimwege, als jemand die Hand auf seinen Arm legte.

„Herr Reinhard Volcker — oder vielmehr Herr Doktor Volcker, nicht wahr?"

Das Gesicht des Mannes hätte er kaum, die tiefe, dröhnende Stimme immer und überall wiedererkannt.

„Herr Doktor Gresser, Sie? — Welche Überraschung!"

„Das Kügelchen, an das wir festgeklebt sind, ist eben zu klein, als daß man sich auf die Dauer ausweichen könnte. Und es geschieht selten genug, daß ich mich dessen freue. Heute aber freue ich mich. Sie sind ja prächtig gediehen, Herr Kollega!"

Volcker hätte ihm die Schmeichelei nicht mit gutem Gewissen zurückgeben können. Was auch in den kaum fünf Jahren mit der äußeren Erscheinung des ehemaligen Redakteurs vorgegangen war, eine günstige Veränderung war es jedenfalls nicht. Der mächtige schwarze Vollbart, der ihm in seiner Verwahrlosung ehedem fast das Aussehen eines Brigantenhäuptlings aus der Oper gegeben hatte, war verschwunden; ein sorgfältig ge-

stutztes und gepflegtes graues Spitzbärtchen umrahmte an seiner Statt ein altes, tief durchfurchtes Gesicht, das von schwerem körperlichem Leiden verwüstet schien. Volcker sah zunächst nur das, und es erweckte in ihm ein Gefühl des Mitleids, hinter dem das erste Unbehagen über die Begegnung zurücktrat. Später erst gewahrte er, daß sich Doktor Gresser nicht nur in seiner Barttracht, sondern auch in seiner Kleidung zu anderen Gewohnheiten bekehrt hatte. Sein Anzug und sein hellfarbiger offener Überzieher waren fast stutzerhaft vornehm; in seiner Krawatte schimmerte eine haselnußgroße Perle.

„Es ist eigentlich seltsam, daß wir uns in der langen Zeit niemals begegnet sind," sagte Volcker, der mit einem kurzen Austausch freundlicher Redewendungen loszukommen hoffte. „Oder hatten Sie inzwischen Ihren Aufenthalt gewechselt?"

„So oft, daß es mir schwer fallen würde, eine Zahl zu nennen. Seit drei Jahren irre ich umher, das irdische Glück zu suchen. Aber ich hätte mir die Reisekosten sparen können, denn allem Anschein nach soll ich es nun gerade da finden, von wo ich ausgegangen bin. Wir wollen sehen, ob es der Mühe wert ist, dieses Rätsel später in verständlichem Deutsch zu lösen. Vorerst möchte ich was von Ihnen hören. Sie sind ein gemachter Mann, wie mir vor einigen Tagen jemand erzählt hat. Das ist schön. Und das Schönste daran ist, daß eigentlich ich es bin, der Sie gemacht hat. Oder haben Sie das schon vergessen?"

„Durchaus nicht. Ich habe mich oft daran erinnert, daß ich vielleicht nur Ihrer Freundlichkeit die Bekanntschaft mit Klemens Steinsdorff danke."

„Erinnern Sie sich auch an das, was ich Ihnen sagte — damals, als Sie es so stolz ablehnten, den Mann auf-

zusuchen? Ja, ich habe immer eine feine Witterung gehabt — wenn sich's um andere handelte. Sobald es darauf ankam, für mich selber den rechten Weg zu finden, hat meine Nase noch jedesmal schmählich versagt."

„Aber es geht Ihnen trotzdem gut, wie ich hoffe."

„Über alle Maßen. Vielleicht haben Sie davon gehört, daß ich in der Zwischenzeit Millionär geworden bin. Und einem Millionär muß es immer gut gehen, das ist doch der unumstößliche Glaubenssatz aller armen Teufel."

„Jedenfalls spreche ich Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, Herr Doktor! Zu den unerwünschten Dingen gehört eine solche Veränderung doch wohl nicht."

„Sie würden mich für einen Narren halten, wenn ich Ihnen antwortete: wen die Götter verderben wollen, dem schenken sie bei verbrauchtem Leibe und ausgebrannter Seele eine oder etliche Millionen. Darum sage ich lieber etwas anderes. Nämlich, daß wir noch nicht wett sind von früher, lieber junger Freund."

„Nicht wett? Wofür?"

„Für das Frühstück, zu dem ich mich einst von Ihnen einladen ließ. Sie werden sich darauf besinnen, daß ich mich damals nicht im mindesten gesträubt habe, es anzunehmen. Ich habe also ein Recht, dasselbe jetzt auch von Ihnen zu erwarten. Meine Wohnung ist kaum fünf Minuten von hier entfernt, und ich verspreche, daß ich Sie nicht länger aufhalten werde, als es Ihnen bei mir gefällt." Er sah, daß Volcker nach einer Entschuldigung suchte. Darum kam er seiner Antwort zuvor: „Sie sollten mir's nicht abschlagen, Herr Kollega! Ich werde aller Voraussicht nach nicht lange mehr in der angenehmen Lage sein, jemanden bei mir zu Gaste zu laden.

Schon aus Menschenfreundlichkeit also sollten Sie mich nicht um das erhoffte Vergnügen bringen."

Das Wesen des Mannes sagte Reinhard Volcker heute nicht mehr zu als ehedem. Aber nach der kleinen Friedhofszene bei der Beerdigung des alten Wolter war er in seinem Urteil nicht mehr ganz sicher. Und außerdem empfand er in Wirklichkeit etwas wie eine moralische Verpflichtung. So nahm er, wenn auch mit starkem innerem Widerstreben, die Aufforderung an und ließ es geschehen, daß Doktor Gresser den Arm unter den seinigen schob.

„Verzeihen Sie die Vertraulichkeit, aber ich bin neuerdings ein schlechter Fußgänger geworden. Übrigens — Sie hinken ja auch. Haben Sie sich verletzt?"

„Unbedeutend. Es ist schon so gut wie geheilt."

„Das merke ich; denn Sie hinken wie ein Windhund, der mit drei Beinen noch schneller vorwärts kommt als mit vieren. Und ich muß Sie schon bitten, sich etwas zu mäßigen; ich kann da nämlich nicht mehr mit."

Er rang in der Tat nach Atem, obwohl sie kaum zwanzig Schritte gemacht hatten. Volcker konnte nicht mehr daran zweifeln, daß es ein körperlich gebrochener Mann war, den er da am Arme führte.

In dem Personenaufzug eines vornehmen Mietshauses fuhren sie zum ersten Stockwerk empor. Ein Zimmermädchen, das den heimkehrenden Gebieter mehr vertraulich als ehrerbietig anlächelte, nahm sie in Empfang, und Doktor Gresser wechselte mit ihr im Flüsterton einige Worte. Dann öffnete sie ihnen die Tür eines Herrenzimmers, dessen Ausstattung aufdringlich genug für die Richtigkeit von Gressers Mitteilung über seine veränderten Vermögensverhältnisse sprach.

„Machen Sie sich's, bitte, bequem, junger Freund!

Wir werden hier noch ein Viertelstündchen verplaudern müssen, ehe man uns zu Tisch ruft. Also, Sie sind jetzt die Seele der Firma Klemens Steinsdorff und haben sich auch als Schriftsteller einen geachteten Namen gemacht. Das ist viel für ihre Jahre — sehr viel. Aber Sie sind hoffentlich der Meinung, daß es noch lange nicht genug ist."

„Ich habe mir ein sehr viel höheres Ziel gesteckt. Gewiß, Herr Doktor, warum sollte ich es leugnen?"

Gresser, dessen Brust noch immer ungestüm auf und nieder ging, hatte sich in den Sessel vor dem Schreibtisch fallen lassen. Jetzt, wo das gewohnte höhnische Lächeln nicht mehr um seinen Mund spielte, glaubte Volcker in seinem verfallenen Gesicht wieder die Spuren einstiger Mannesschönheit zu entdecken.

„Höhere Ziele — das ist nicht das richtige. Ein höchstes Ziel müssen Sie sich setzen, ein allerhöchstes, niemals ganz erreichbares. Das ist das ganze Geheimnis eines glücklichen Lebens."

„Und worin sollte nach Ihrer Meinung dies höchste Ziel bestehen?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Denn es ist Ihre Sache, sich's zu wählen. Aber Sie haben ja Ihre Ideale. Oder haben Sie sie nicht mehr?"

„Ich fände das Leben nicht mehr lebenswert, wenn sie mir geraubt würden."

„Recht so, das hör' ich gern. Also setzen Sie sich vor, das schönste, herrlichste, erhabenste dieser Ideale zur Verwirklichung zu bringen. Dann haben Sie das höchste Ziel, von dem ich sprach. Alles, was Ihnen auf dem halben Wege an Erfolg und sogenanntem Glück zufällt, muß Ihnen nichts sein, gar nichts. Wenn Sie sich durch solche Gewinne auch nur eine Stunde lang auf-

halten, auch nur einen einzigen kleinen Schritt seitwärts drängen lassen, haben Sie schon verspielt."

„Das ist gewiß eine vortreffliche Lebensregel, Herr Doktor! Aber warum müßte es gerade etwas Unerreichbares sein, was ich nach Ihrem Rate erstreben soll?"

„Weil das Erreichbare nicht die Macht hätte, Sie bis ans Ende vor dem Verhängnis zu bewahren, dem wir beinahe alle zum Opfer fallen. Es muß immer noch ein Stück steilen Weges vor Ihnen liegen, und immer noch eine große Hoffnung. Verstehen Sie, wie ich das meine?".

„Vielleicht nicht so ganz."

„Dann sehen Sie mich an. Da haben Sie einen Menschen, der daran zugrunde geht, daß er's versäumt hat, sich zur rechten Zeit so ein höchstes Ziel zu stecken. Meine Jugendideale — nun ja, ich habe sie gehabt wie jeder. Aber sie sind mir zerflattert wie den meisten anderen. Der Weg zu einem Glück, das erst in nebelhaften Höhen winkte, war mir zu weit. Ich hielt es für bequemer, nach dem zu haschen, was ich im Bereich meiner Hände wähnte. Und es war selbstverständlich, daß es mir jedesmal, wenn ich's gefaßt zu haben glaubte, unter den Händen zerrann. Dann kamen die Enttäuschung, der Zorn auf Gott und die Welt, die jämmerliche Verzweiflung. Denn ich hatte nichts, das mir über den Zusammenbruch hinweggeholfen hätte, — kein höchstes Ziel, dessen Erreichung mir mehr wert gewesen wäre als das Glück oder das Unglück der Stunde. Bei jedem neuen Mißgeschick, verschuldet oder unverschuldet, schien mir mein weiterer Weg wie mit Brettern vernagelt. Ich mußte mich durch Nacht und Elend hindurchwinseln, bis der animalische Lebenstrieb wieder so stark geworden war, daß das alte Spiel von neuem beginnen konnte.

Natürlich mit dem gleichen Ausgang. Wer jedem Phantom nachjagt, das ihm über den Weg huscht, der endet rettungslos früher oder später im Sumpf. Nur im zielbewußten Streben nach dem Höchsten, dem ewig Unerreichbaren ist die Rettung."

Volcker war erschüttert. Was aus dem Munde dieses mühsam atmenden Mannes sprach, war nicht die wohlfeile Weisheit eines Schönredners, es war die Lebensbeichte eines Unglücklichen, der sich am Ende seines verfehlten Weges sah. Vergebens suchte er nach einem tröstlichen Wort. Und Doktor Gresser hatte wohl auch nichts Derartiges erwartet. Mit ruhigerem Atem fuhr er fort:

„Sie wundern sich, daß ich so zu Ihnen rede — jetzt in der Stunde des Wiedersehens. Aber es geschieht nicht ohne Grund. So kurz unsere einstige Bekanntschaft war, für mich war sie doch lang genug, daß ich Ihnen bis auf den Grund der Seele sehen konnte. Für ein großes Kunststück freilich gebe ich das nicht aus. Denn in Ihrer damaligen Beschaffenheit war Ihre Seele durchsichtig genug. Und ich hatte große Lust, Ihnen schon in jenen Tagen zu sagen, was Sie heute von mir gehört haben. Aber ich habe es dann doch lieber unterlassen. Im Hinblick auf meine damalige Lage, die Sie wahrscheinlich von vornherein etwas mißtrauisch gemacht hätte gegen den Wert meiner philosophischen Meinungen. Des einen Rates aber, den ich Ihnen gegeben, werden Sie sich vielleicht noch erinnern."

„Sie warnten mich vor den Frauen, wenn ich nicht irre."

„Ja, das war es. Und nun gestatten Sie mir eine Frage. Sind Sie verheiratet?"

„Nein."

„Oder verlobt?"

„Nein."

„Sie tragen sich auch nicht mit der Absicht oder der Hoffnung, sich demnächst zu verloben?"

„Auch das nicht, Herr Doktor. Es sind nicht die geringsten Aussichten auf eine derartige Veränderung in meinem Leben."

„Dann singen Sie dem Schicksal ein Danklied und legen Sie sich selber das heilige Gelöbnis ab, diese Freiheit zu bewahren. Nein, lächeln Sie nicht. Was aus mir spricht, ist der blutigste Ernst. Denn die Frauen — das sind die großen Gefahren unseres Lebens. Nicht, weil sie an und für sich schlecht wären oder mit vollem Bewußtsein darauf ausgingen, uns zugrunde zu richten, sondern weil wir nicht richtig einzuschätzen wissen, was sie uns bedeuten sollen und dürfen. Weil wir in ihnen den Inbegriff unseres irdischen Glückes sehen und weil wir wähnen, das Glück erhascht zu haben, wenn es uns gelungen ist, eine von ihnen an uns zu fesseln. Das ist der verhängnisvolle Irrtum, der so oft auch die Besten sich selber und ihren großen Zielen untreu werden läßt, der die gewaltigsten Kräfte lähmt und aus Leuten, die zu genialen Bahnbrechern bestimmt waren, wertlose Alltagsmenschen macht. Machen Sie die Liebe in Gottes Namen zum Schmuck Ihres Lebens, aber machen Sie sie nie zu seinem Inhalt und seinem Zweck. Denn die Liebe ist ein Rausch. Und es gibt keinen Rausch ohne nachfolgende Ernüchterung. Das sagt Ihnen einer, der aus Erfahrung spricht. Stecken Sie sich ein Ziel — je höher, desto besser — ein Ziel, von dem Sie allerdings mit unerschütterlicher Überzeugungstreue wissen müssen, daß es des Einsatzes aller Kräfte würdig ist. Und behalten Sie's unverrückbar im Auge. Dann sind Sie gewappnet

auch gegen die tollſten Launen des Schickſals. Schlagen Sie meinen Rat nicht in den Wind, ſondern betrachten Sie ihn als das Vermächtnis eines Mannes, der Ihnen herzlich zugetan iſt."

„Ich danke Ihnen, Doktor Greſſer! Aber es iſt für Sie doch wohl noch nicht an der Zeit, Vermächtniſſe auszuteilen."

Eine vielſagende Handbewegung des anderen zerſchnitt ihm die Rede. „Das menſchliche Herz, junger Freund, iſt ein Muskel, dem man viel zumuten darf. Mißhandeln aber läßt er ſich auf die Dauer doch nicht ungeſtraft. Und ich bin im Begriff, meine Strafe zu erhalten. Seit drei Monaten ſtehe ich auf der Liſte der Todeskandidaten, für die es keine Hoffnung auf Begnadigung gibt. Und wenn es eine gäbe, würde ich mir's noch ſehr überlegen, ehe ich davon Gebrauch machte. Am Ende bleibt das Glück des Sterbens doch das einzige, von dem man halbwegs ſicher iſt, daß ihm keine Enttäuſchung folgt."

„So ſeltſam ſchienen Sie das Leben nicht zu nehmen, damals als —"

„Als ich mich herbeiließ, den Lohnſklaven eines armſeligen kleinen Halunken zu machen. Das ungefähr wollten Sie doch wohl ſagen. Nein; denn ich erwartete vom Leben noch ſo allerlei: erſtens die Millionen meines Bruders, und zweitens alle die ſchönen Dinge, die ich mir mit dieſen Millionen zu kaufen gedachte."

„Nun? Und haben dieſe Erwartungen ſich nicht erfüllt?"

„Gewiß. Sie brauchen ſich ja nur umzudrehen. Und Sie ſehen noch nicht einmal alles. Das Schönſte ſteht Ihnen erſt bevor. Sie wiſſen wohl, was ich meine?"

„Um ehrlich zu ſein — nein, Herr Doktor!"

„Sie hätten also nichts von meiner Verheiratung gehört?"

Volcker schüttelte den Kopf. Doktor Gresser griff nach einer Photographie, die in silbernem Rahmen auf seinem Schreibtisch stand; aber er hielt sie zunächst noch so, daß Reinhard nicht erkennen konnte, was sie darstellte.

„Ja, ich habe mich verheiratet — vor einem Jahre, aus Liebe natürlich. Ich sah wieder einmal das Glück an mir vorbeihuschen, und ich sagte Ihnen schon, daß mein Leben nichts weiter gewesen ist als eine Jagd nach Phantomen. Da habe ich mir denn zum soundsovielten Mal eines davon eingefangen. Und es war das erstemal, daß ich keine Ursache hatte, es zu bereuen — wenn auch vielleicht nur deshalb, weil mir das Geschick nicht die nötige Zeit dazu läßt. Wenn ich ein Dichter wäre wie Sie, würde ich sagen: meine Ehe ist der letzte Sonnenstrahl, der das Ende meiner Lebenswanderung erhellt. Übrigens — meine Frau ist Ihnen ja nicht fremd."

Mit einer sonderbar raschen, ruckartigen Bewegung hielt er Volcker das Bild entgegen. Der nahm es, und an dem eiskalten Strom, der ihm vom Scheitel herab über den Hinterkopf rieselte, fühlte er sein jähes Erbleichen. „Das ist — das ist ja Fräulein Martiny —"

„Ja. Reta Martiny, Marga Larssen, wie Sie wollen. Zurzeit aber jedenfalls Margarete Gresser. Finden Sie sie sehr verändert? Oder haben Sie sie von ihrem Auftreten im Alhambratheater her nicht mehr im Gedächtnis?"

Doktor Volcker hatte das Bild schon wieder auf den Schreibtisch zurück gestellt. „Ich getraue mich nicht, ein Urteil abzugeben," sagte er, und der Klang seiner Stimme war von metallischer Härte. „Aber ich beglückwünsche

Sie, Herr Doktor, wenn ich auch reichlich spät damit komme."

„Besser jetzt als in einem halben Jahre, wo ich in der Tat nichts mehr mit Ihrem Glückwunsch anzufangen wüßte. Natürlich sind Sie in tiefster Seele empört."

„Was könnte mir eine Veranlassung oder ein Recht dazu geben?"

„Mancherlei — wie ich denke. Zunächst die Erwägung, daß ich zweiundfünfzig Jahre alt bin, während meine Frau ihren einundzwanzigsten Geburtstag noch nicht gefeiert hat."

„Solche Erwägungen anzustellen, kann unmöglich meine Sache sein, Herr Doktor Gresser."

„Nun, es läge immerhin nahe, namentlich in Anbetracht meines körperlichen Zustandes. Aber vor einem Jahre — oder vielmehr vor zwei Jahren, als ich Marga Larssen wiedersah, stand es anders um mich wie heute. Sie finden es trotzdem sehr merkwürdig, daß sie sich in mich verliebt haben sollte, nicht wahr?"

„Ich kann nur wiederholen, daß dies alles Dinge sind, über die ich mir nicht den Kopf zu zerbrechen habe."

„Warum denn so abweisend, mein Lieber? Mit einem anderen würde ich mich ja auch vielleicht nicht darüber unterhalten. Aber zwischen uns dreien gibt es doch so etwas wie ein gemeinsames Band. Sie werden ja Ihre einstige Verliebtheit in die kleine Reta Martiny nicht verleugnen wollen. Das wäre nicht schmeichelhaft für meine Frau. Und außerdem wäre es einigermaßen verdächtig."

„Wollen wir das, was Sie meine Verliebtheit nennen, nicht besser unerörtert lassen, Herr Doktor? Ich bezweifle nicht, daß Ihre Frau Gemahlin —"

„Da ist sie," sagte Doktor Gresser sehr ruhig. „Wenn Sie sich umgesehen hätten, wäre Ihnen schon vor einer Minute das Glück zuteil geworden, sie zu begrüßen."

„Ja, ist es denn wirklich wahr? Meine Augen haben mich nicht getäuscht? Sie sind es, Herr Reinhard?"

Wie einer, der auf tödlichen Kampf gefaßt ist, stand Volcker der Frau gegenüber, die jahrelang das leuchtende Gestirn über seinem Lebenshimmel gewesen war. Aber dieses aus Erregung, Bestürzung und hochgespannter Erwartung von etwas Außerordentlichem seltsam gemischte Gefühl ging schnell vorüber. Ihre strahlende Schönheit, die wirkliche oder scheinbare Unbefangenheit ihrer unverhohlenen Freude scheuchten es fort. Wie sie jetzt mit ausgestreckten Händen auf ihn zukam, nur um weniges voller und frauenhafter als bei ihrer ersten Begegnung, aber wie ihn bedünken wollte, noch mit demselben süßen Kinderlächeln auf den Lippen, machte sie alle die Bilder, die er sich unzählige Mal von dem äußeren Verlauf eines Wiedersehens ausgemalt, mit einem Schlage zuschanden. Was ihm in der Erinnerung noch immer den Augenblick höchster irdischer Glückseligkeit bedeutete, sie hatte es offenbar vollständig vergessen. Kein verräterisches Erröten, kein scheues Erbeben, kein zaghaft stockender Schritt gab Kunde von einem Erinnern an jene Minuten wonnigen Selbstvergessens, da sie an seinem Herzen gelegen und leidenschaftlich heiße Küsse mit ihm getauscht hatte. Sie begrüßte ihn wie einen guten Bekannten, wie einen lieben Freund, dem sie auch in Gegenwart ihres Gatten ohne Beklommenheit zeigen durfte, eine wie herzliche Genugtuung es ihr bereitete, ihm unvermutet zu begegnen.

„Eigentlich heißt er ja Volcker," hatte Doktor Gresser trocken bemerkt, „aber es ist ziemlich einerlei.

Wenn er nichts dagegen hat, kannst du ihn ja auch bei seinem Vornamen anreden."

„Das ist alte Gewohnheit," erwiderte sie lachend. „Eine Folge meines schlechten Namensgedächtnisses. Und Sie nehmen es nicht so genau, wenn ich mich mal verspreche, nicht wahr?"

Stumm hatte Volcker die eine der dargebotenen, von Brillanten blitzenden Hände an seine Lippen geführt. Nicht weil ihm diese Huldigung Bedürfnis gewesen wäre, sondern weil es ihm trotz des raschen Stimmungswechsels schwer fiel, das erste Wort der Erwiderung zu finden. Nun aber konnte er ganz ruhig sagen: „Wie Sie mich nennen wollen, steht in Ihrem Belieben, gnädige Frau. Das einzige, das für mich eine Bedeutung hat, ist, daß Sie sich meiner freundlich erinnern."

„O wie sollte ich nicht! Ihre damalige Kritik ist und bleibt das Schönste, was jemals über mich geschrieben worden ist. Ich weiß sie noch heute beinahe auswendig. Und ich habe mir immer gewünscht, Sie wiederzusehen. Wie geht es Ihnen? Hoffentlich recht gut. Wahrscheinlich sind Sie doch auch schon glücklich verheiratet?"

„Leider nein, gnädige Frau."

„Nun, im Grunde haben Sie ganz recht. Ein junger Mann muß seine besten Jahre in Freiheit genießen. Die Herren der Schöpfung sind ja soviel besser daran als wir armen Frauen. Uns heiratet man nur, so lange wir jung und hübsch sind. Sie aber können beliebig lange damit warten."

„Merken Sie etwas, Volcker?" warf Doktor Gresser ein. „Das geht natürlich auf mich. Es muß immer ein dritter dabei sein, damit sie mir zu verstehen geben

kann, welche ungeheuerliche Dummheit sie begangen hat, als sie mich alten, häßlichen Kerl zum Manne nahm."

„Sie sehen, Herr Reinhard, er ist noch immer derselbe. Jedes Wort eine Bosheit. Wer es nicht weiß, wie gut er im Grunde seines Herzens ist, der müßte ihn nach seinen lästerlichen Reden für einen ganz schlechten Menschen halten." Sie war neben den Sessel ihres Mannes getreten und beugte sich zärtlich zu ihm herab. „Wie fühlst du dich, Schatzi? Hast du auch nicht geraucht?"

„Du hast ja den Schlüssel zum Zigarrenschrank in der Tasche. Aber möchtest du mir nicht sagen, wo du wieder gesteckt hast? Man braucht nur einmal unvermutet frühzeitig nach Hause zu kommen, und man kann sicher sein, dich nicht vorzufinden."

Sie saß nun auf der Armlehne des Polsterstuhles und schlenkerte gefallsüchtig mit ihrem in dem reizendsten Stiefelchen steckenden Fuße. „Wo ich gewesen bin — ja, das möchtest du wohl wissen. Aber ich werde mich hüten, es zu verraten. Du hast ja geschworen, jeden umzubringen, mit dem ich dich hintergehe."

„Und du kannst dich heilig darauf verlassen, meine herzliebste Margarete, daß ich Wort halte. Ein paar Monate mußt du immerhin noch warten — selbst auf die Gefahr hin, daß es dann weniger reizvoll wäre, weil es nichts Verbotenes mehr ist."

„Ist das nun zu ertragen? Oh, Sie können sich keine Vorstellung davon machen, Herr Rein — Verzeihung! — Herr Volcker, wie er mich tyrannisiert und peinigt. Ich wünsche mir oft, daß die Natur mich weniger geduldig und nachgiebig geschaffen hätte. Aber was würde es mir helfen? Man kann sich ja einfach nicht gegen ihn auflehnen."

Volcker empfand die Situation als eine Demütigung, der er am liebsten durch raschen, formlosen Aufbruch ein Ende gemacht hätte. Was sich in ihm regte, war gewiß nicht Eifersucht auf den todkranken Mann, der sich von dem blühenden jungen Weibe umschmeicheln ließ; denn dies Weib hatte ja aufgehört, für ihn ein Gegenstand des Begehrens zu sein. Es war viel eher ein Gefühl des Widerwillens, bis zur Unerträglichkeit gesteigert durch die vorwurfsvolle Frage: „Was tust du hier? Was kümmern dich jetzt noch diese Menschen? Wie kommst du dazu, dir von ihnen eine Szene ehelichen Liebesgetändels vorspielen zu lassen, die vielleicht nur dazu bestimmt ist, dich zu verhöhnen?"

Klug genug, seine Gedanken zu erraten, schob Doktor Gresser seine Frau von ihrem Sitz herab und stand auf. „Es möchte schlimm um mich bestellt sein, wenn ich es bis zu einer Auflehnung kommen ließe. Aber ich bezweifle, daß dieses Thema unseren lieben Gast sonderlich fesselt. Und wir müssen uns hüten, ihn zu langweilen; denn ich habe versprochen, ihn nicht länger zu halten, als es ihm hier gefällt. Ist denn das Frühstück noch immer nicht bereit, kleine Hausfrau?"

„Freilich! Die Köchin war sogar schon ganz verzweifelt über meine verspätete Heimkehr. Die Freude über dies unverhoffte Wiedersehen ließ es mich nur wieder vergessen."

„Dann darf ich Sie wohl bitten, meine Frau zu Tisch zu führen, junger Freund. Ich folge sogleich nach, weil ich erst noch einer ärztlichen Vorschrift Genüge tun muß."

Wenn du ein Mann bist, nimmst du jetzt deinen Hut und gehst, sagte sich Volcker. Aber er konnte diese Mannhaftigkeit dann doch nicht aufbringen und bot

Margarete seinen Arm. „Wenn Sie mir die Ehre geben wollen, gnädige Frau —"

Sie neigte das Köpfchen, und ihre Fingerspitzen lagen so leicht auf seinem Ärmel, daß er sie kaum spürte. Aber als sie das Zwischengemach durchschritten hatten, das sie von dem Speisezimmer trennte, fühlte er fast mit Erschrecken den starken, ja ungestümen Druck ihrer Hand. „Wie ich mich freue!" flüsterte es dicht an seinem Ohr. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, Reinhard, wie ich mich freue!"

Er antwortete nicht. Es wäre ja auch kaum möglich gewesen; denn hinter dem mit drei Gedecken belegten runden Tische stand ein Diener, der jedes Wort hätte hören müssen. Und Margarete begann auch schon mit lauter Stimme zu plaudern.

„Es ist noch recht ungemütlich bei uns, nicht wahr? Alles riecht nach dem Schreiner. Wir haben uns eben erst vor kaum vier Wochen hier seßhaft gemacht. Bis dahin waren wir immer unterwegs. Eine Hochzeitsreise von einem Jahr. Es war etwas reichlich lange, und ich konnte es beim besten Willen nicht mehr aushalten."

„Jetzt aber gedenken Sie dauernd hier zu bleiben?" fragte Volcker, da er doch irgendetwas erwidern mußte. Und sie sah mit einem vollen Blick zu ihm auf.

„Ja. Seit einer Viertelstunde bin ich fest dazu entschlossen."

„Wozu bist du seit einer Viertelstunde entschlossen — wenn es erlaubt ist zu fragen?" dröhnte Doktor Gressers Stimme, der schwer atmend zu ihrer Rechten Platz nahm. „Fangt ihr schon so frühzeitig an, hinter meinem Rücken Ränke zu schmieden?"

„Gewiß! Herr Volcker war der erste, dem ich mein

Geheimnis anvertraut habe. Ich sagte ihm, daß ich mich entschlossen habe, den ganzen Sommer hier in der Stadt zu bleiben."

„So? Und wie bist du gerade vor einer Viertelstunde zu diesem Entschluß gekommen?"

„Das verrate ich nicht. Irgendetwas muß man doch schließlich auch für sich behalten können."

Doktor Gresser fragte nicht weiter und machte den Wirt mit soviel Liebenswürdigkeit, daß Volcker den Verdacht, der Hausherr habe es auf seine Verspottung abgesehen, wohl wieder aufgeben mußte. Überhaupt verlief die Stunde am Frühstückstisch viel weniger peinlich, als er es nach der Begrüßungsszene gefürchtet hatte. Doktor Gresser war, vielleicht schon wegen der Anwesenheit des Dieners, darauf bedacht, die Unterhaltung in Geleisen zu führen, die jede Berührung der Vergangenheit unmöglich machten. Was er von seinen Reisen erzählte, war beinahe immer geistvoll und anregend. Wenn seine Frau eine Bemerkung dazwischen warf, die bei aller Drolligkeit doch die Beschränktheit ihres Verständnisses, manchmal sogar eine gewisse Dummheit offenbarte, so hatte er eine sehr ritterliche Art, diese Blöße mit einem freundlichen Scherzwort zu bemänteln. Deutlicher als vorhin fühlte Volcker während dieses harmlosen und unverfänglichen Geplauders die Tiefe der Zuneigung, die den gealterten Mann an das junge, lebensprühende Wesen fesselte. Und wieder — wie es ihm in seinem Verkehr mit dem seltsamen, widerspruchsvollen Menschen ja schon öfter geschehen war — wurde das Mitleid in ihm stärker als die halb unbewußte Abneigung, gegen die er in manchem anderen Augenblick nur schwer ankämpfen konnte. Jedenfalls fesselte ihn die kantige Persönlichkeit Gressers

in dieser Stunde ungleich stärker als die reizende Weiblichkeit Margaretes.

Was ihm schon beim Anblick ihres Bildes in der Wohnung Heldringens zur Gewißheit geworden war, heute erfuhr es eine neue und, wie er meinte, letzte Bestätigung: der Zauber, der die Erinnerung an seine Jugendliebe umwoben hatte, war zerronnen. Die angebetete Reta Martiny war ihm heute nur noch ein Weib wie jedes andere. Er sah die Enge ihres Gesichtskreises und empfand das Gekünstelte ihrer Unbefangenheit.

Daß die junge Frau auch jetzt unablässig bemüht war, die zärtlich besorgte Gattin herauszukehren, daß sie dem graubärtigen, verfallenen Manne neckische Kosenamen gab und sich in verliebten Anzüglichkeiten gefiel, berührte Volcker kaum noch. Der erste peinliche Eindruck dieses Gebarens hatte sich allgemach verwischt, und er nahm es hin wie etwas Gleichgültiges, das höchstens noch ein Gefühl von Geringschätzung in ihm auslösen konnte. Nichts war ihm von dem Jugendideal geblieben als ihre körperliche Schönheit, die er ansah, wie man ein herrliches Kunstwerk betrachtet. Er konnte ihr ausdrucksvolles Mienenspiel, die Beredsamkeit ihrer wundervollen Augen, die anmutigen Bewegungen ihres weichen, geschmeidigen Körpers mit dem Vergnügen des Schönheitsuchers studieren. Aber ihr Liebreiz hatte nicht mehr die Macht, den Wunsch des Besitzes in ihm zu wecken.

Die Weine, die zu den vorzüglichen Speisen gereicht wurden, waren von erlesenster Art. Doktor Gresser trank unter der fürsorglichen Aufsicht seiner Frau nur wenig; aber auch dies Wenige mochte für seinen Zustand schon zu viel gewesen sein. Man hatte das Mahl noch kaum beendet, als sein Gesicht sich jäh mit einer dunklen, fast bläulichen Röte überzog, und als sein schwerer Atem

mehr und mehr zu einem mühselig ringenden Keuchen wurde. Mitten in einem begonnenen Satze hatte er abbrechen müssen, und Volcker erhob sich bestürzt, weil er wähnte, daß der Zusammenbruch nahe sei.

Mit einem Blick, der um Verzeihung zu bitten schien, sah Margarete zu ihm auf. „Es ist nichts Bedrohliches. Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, Herr Doktor! Solche kleinen Anfälle sind leider nichts Seltenes, wenn mein Mann sich etwas zu viel zumutet. Aber sie gehen immer bald vorüber. Nicht wahr, Schatzi?"

Gresser nickte und zwang sich trotz seiner Qual zu einem Lächeln. Sprechen konnte er freilich nicht, und der Diener trat wie zu einer Hilfeleistung hinter seinen Stuhl. Unter diesen Umständen konnte Volcker unmöglich länger verweilen.

„Ich hoffe es zuversichtlich, gnädige Frau — aber da Ihr Herr Gemahl jetzt wohl vor allem Ruhe braucht, werden Sie mir gestatten, mich zu empfehlen. Es sei denn, daß ich Ihnen von irgendwelchem Nutzen sein könnte."

Den Arm des Dieners zurückweisend, zwang sich Doktor Gresser mit eiserner Willenskraft in die Höhe. „Ja — ent — entschuldigen — Sie mich — für heute — lieber — Freund! Aber Sie — Sie kommen bald — wieder —? Ich — rechne — darauf — ganz fest."

„Mit Ihrer Erlaubnis, gewiß! Dank für die Gastfreundschaft und meine aufrichtigsten Wünsche für Ihre baldige Genesung."

„Willst du — willst du — nicht den Doktor — hinausbegleiten, Margarete?"

Sie war ersichtlich sehr gern dazu bereit; aber Volcker ließ es nicht zu. Wieder küßte er ihr die Hand, bevor er das Zimmer verließ, und wieder fühlte er den starken, vielsagenden Druck ihrer Finger.

„Auf Wiedersehen," sagte sie. „Auf recht, recht baldiges Wiedersehen!"

Als ihm das hübsche Zimmermädchen die Wohnungstür öffnete, war es für Reinhard Volcker eine unumstößliche Gewißheit, daß er diese Schwelle nie mehr überschreiten würde.

Mit einem Strauß prachtvoller dunkelroter Rosen sprang der Oberleutnant v. Heldringen vor dem Steinsdorffschen Hause aus der Autodroschke. Voll freudiger Erwartung betrat er den kleinen Salon, darin er nach der Mitteilung des Dieners die Damen finden sollte. Zu seiner Enttäuschung war es nur Frau Hedwig Steinsdorff, die ihn empfing. Galant küßte er seiner Tante die Hand.

„Ich lege mich zu Füßen. Wie steht es mit dem Befinden?"

„Vortrefflich, lieber Bruno. Und diese wunderschönen Blumen — sind sie für mich?" fragte sie mit einem Lächeln, das ihn bei der Antwort jeder Verlegenheit überhob.

„Mittelbar, gnädigste Tante, nur mittelbar. Insofern nämlich, als jede Huldigung, die der Tochter dargebracht wird, eine Verbeugung vor der Mutter bedeutet."

„Ich will die Deutung großmütig gelten lassen. Aber ich fürchte, du triffst es mit deinen Huldigungsabsichten nicht sehr glücklich."

„Ich bin bestürzt. Ist Traute nicht zu Haus?"

„Doch. Sie hat sich ins Musikzimmer zurückgezogen. Wenn du willst, kannst du sie da aufsuchen. Aber warum warst du nicht an der Bahn? Ich hatte dich doch von ihrem Eintreffen benachrichtigt. Und warum bist du nicht wenigstens gestern abend gekommen?"

„Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr, teuerste Tante! Gerade gestern war es mir trotz der verzweifeltsten Anstrengungen ganz unmöglich, mich loszumachen. Sie ist mir deshalb doch nicht bös?"

„Nein. Ich glaube nicht, daß sie dich vermißt hat."

„Wie das klingt! Beinahe nach Ungnade. Oder —"

„Oder nach etwas anderem. Ja, Bruno, wenn ich dir einen Rat geben soll, ist es der, dich beizeiten auf allerlei Überraschungen gefaßt zu machen."

Der Oberleutnant legte die Rosen behutsam auf ein Tischchen und zog sich einen der zierlichen Stühle zum Sofa, auf dem Frau Hedwig Platz genommen hatte.

„Überraschungen? Ja, was soll denn das heißen? Du siehst mich in angstvoller Spannung erbeben."

„Ich weiß nicht, ob du Grund hast, es von der spaßhaften Seite zu nehmen. Die Sache ist bedenklicher, als ich selbst es noch vor kurzem für möglich gehalten hätte."

„Aber, um des Himmels willen: was für eine Sache, liebste Tante? Ich bin ja ahnungslos wie ein unschuldiges Kindlein."

„Wenn du gestern abend hier gewesen wärest, hättest du dich durch eigene Wahrnehmung unterrichten können. Es gibt jetzt für mich keinen Zweifel mehr: dieser Doktor Volcker ist auf dem besten Wege, seinen Zweck zu erreichen."

Wenn Bruno Heldringen trotz seiner scherzenden Ausdrucksweise vorher vielleicht doch etwas unruhig gewesen war, jetzt waren seine Besorgnisse jedenfalls verflogen. Er lehnte sich gemächlich in seinen Stuhl zurück und lächelte überlegen.

„Er verfolgt also einen Zweck, mein guter Freund Reinhard? Das ist sehr spannend. Ich möchte ihn für mein Leben gern mal auf irgendeiner Heimlichkeit er-

tappen, und ich werde dir dankbar sein, wenn du mir dazu verhilfst."

„Es ist auch wahrscheinlich das einzige, wozu ich dir verhelfen kann; denn im übrigen bin ich machtlos. Er hat, wie es scheint, deinen Onkel schon ganz auf seiner Seite."

„Auf seiner Seite? Und gegen mich? Denn eine andere Deutung kann ich beim besten Willen nicht für deine geheimnisvollen Orakelsprüche finden."

„Wenn du Augen im Kopfe hättest, würde es dabei schon längst nichts Geheimnisvolles mehr für dich geben. Hast du denn seit ihrer Rückkehr aus Reimsbach gar keine Veränderung an Traute bemerkt?"

Nun erst wurde er ernst. „Das ist allerdings etwas, über das ich schon mit dir gesprochen haben würde, liebste Tante, wenn ich den Mut dazu gehabt hätte. Ja, ich habe sie sehr verändert gefunden. Wenigstens in ihrem Benehmen gegen mich. Aber ich hielt es für eine der vorübergehenden Launen, denen nach der Meinung von Sachverständigen junge Mädchen zuweilen unterworfen sein sollen."

„Eine Laune — vielleicht! Aber ich fürchte, sie wird erst dann vorübergehen, wenn sie ihr für das ganze Leben verhängnisvoll geworden ist."

„Das ist aber doch — das ist doch sehr sonderbar. Und wenn es dir ohne allzu große Unbequemlichkeit möglich wäre, dich etwas deutlicher auszudrücken —"

„Mein Gott, bist du denn in Wahrheit so schwer von Begriffen? Sie hat eine Schwäche für diesen Volcker. Es ist ihm glücklich gelungen, sie zu betören."

„Verzeihung, aber damit bist du nun wirklich mal in einem dicken Irrtum. Du weißt, welch unbegrenzte Achtung ich sonst vor deinem Scharfsinn habe — gegen

solche Anklage indes muß ich meinen Freund Volcker doch wohl in Schutz nehmen. Was du da vermutest, gehört nämlich einfach in das Gebiet der Unmöglichkeiten."

„So? Und woher kommt dir dieser Felsenglaube?"

„Aus meiner Kenntnis von Volckers Charakter. Und aus der ganzen Sachlage. Ich bin erstaunt, wie du gerade auf diesen seltsamen Verdacht geraten konntest."

„So wird dein Erstaunen wahrscheinlich noch größer sein, wenn du den Beweis für seine Berechtigung erhältst."

„Du sprichst wahrhaftig, als handelte sich's um Tatsachen. Aber davon kann doch keine Rede sein. Ich müßte ja an der gesamten Weltordnung und noch an etlichem anderen irre werden, wenn auch nur das allerwinzigste Körnchen Wahrheit darin wäre."

„Armer Junge! Du hast eben deine Zeit mit ritterlichen Huldigungen von der Art dieser Blumenspende da verloren, während ein anderer, der die Frauen besser kennt, mit zielbewußter Rücksichtslosigkeit seinen Weg verfolgte."

„Tante, wenn ich glauben müßte, daß es sich so verhält — Aber es ist ja Unsinn — Verzeihung! — es ist ja unmöglich, rundweg unmöglich."

„So versuche doch, die Probe darauf zu machen. Was hält dich denn ab, Traute geradeheraus zu fragen?"

„Dazu hätte ich ein Recht doch wohl erst dann, wenn ich ihr gleichzeitig meine Hand anbieten dürfte."

„Nun? Ist das nicht dein Wunsch und deine Absicht?"

„Es ist der glühendste, nein, der einzige Wunsch meines Lebens. Aber der Onkel —"

„Seit wann fürchtest du dich vor ihm? Bist du nicht

ein Bewerber, der sich sehen lassen kann? Ein Offizier — und ein Heldringen?"

„Schon recht, teuerste Tante! Aber ich glaube doch zu wissen, daß ihm aus diesem oder jenem Grunde ein anderer lieber wäre."

„Wohl möglich. Herr Doktor Volcker zum Beispiel, den er sich ja nun schon seit Jahren zu seinem Nachfolger erzieht."

Die Wangen des Oberleutnants färbten sich höher. Mit einem Ruck straffte er sich in die Höhe. „Er nicht, Tante, er gewiß nicht, so lange ich noch —. Aber vielleicht hast du recht. Es ist eine jämmerliche Feigheit. Und wenn ich mich deiner gnädigen Zustimmung sicher weiß —"

„Daß ich einverstanden bin, ist dir längst kein Geheimnis mehr. Ich habe zu dir das Vertrauen, daß du Traute glücklich machen würdest, obwohl du ein Leichtfuß bist."

„Gewesen bist, wenn ich gehorsamst bitten dürfte! Und auch als Leichtfuß habe ich kaum den bescheidensten Ansprüchen Genüge getan. Ich habe ihn eigentlich nur markiert."

„Um so besser. Auf meine Einwilligung also darfst du dich getrost berufen. Auch meinem Manne gegenüber. Ich werde es vertreten."

Beinahe stürmisch küßte er ihr die Hand. „Darf ich das? Wirklich? O du süßes, einziges, goldenes Tantchen! Dann ist mir nicht mehr bange, nicht mehr im allergeringsten."

„Frohlocke nicht zu früh. Das letzte Wort hat auch dein Onkel nicht zu sprechen. Das letzte Wort —"

„Hat Traute, selbstverständlich! Aber wenn mir da ernstlich bange sein könnte, müßte ich doch bis heute

ein rechter Tölpel gewesen sein. Da verlass' ich mich schon auf mein Reiterglück."

„Und ich wünsche von Herzen, daß es dir treu bleibt. Traute ist eben im Begriff, ein Musikstück einzuüben, von dem Doktor Volcker gestern sagte, daß er es besonders liebe. Aber du wirst dich ja nicht gleich einschüchtern lassen, wenn sie über die Störung ungehalten sein sollte."

Mit einem siegesfrohen Lächeln nahm Heldringen seine Blumen auf, um den Weg ins Musikzimmer anzutreten. Frau Hedwigs Besorgnis, daß Traute ihn unfreundlich empfangen könnte, erwies sich als gänzlich unbegründet. Sie hörte bei seinem Eintritt sofort zu spielen auf und trat ihm mit ihrer liebenswürdigsten Miene entgegen.

„Wie hübsch, daß du kommst, Bruno! Wir hatten dich schon gestern abend bestimmt erwartet. Ah, die prachtvollen Rosen!"

„Es sind die ersten von den fünfmalhunderttausend, mit denen ich deinen Lebensweg noch zu bestreuen hoffe, liebe Traute!"

„Ein reizendes Vorhaben. Vielen, vielen Dank! Wollen wir zur Mama gehen? Sie ist im grünen Zimmer."

„Ich weiß es, denn ich komme eben von da und habe die Genehmigung zu einem stillen Beisammensein. Es ist lange genug her, daß ich dies Glück nicht mehr habe genießen dürfen."

„Du bist ja heute ausnehmend liebenswürdig. Es hat also doch sein Gutes, wenn man von Zeit zu Zeit fortgeht."

„Was ich entschieden bestreite. Ich möchte vielmehr nachdrücklich der Hoffnung Ausdruck geben, daß sich

wenigstens für die nächsten Monate keine weitere deiner auswärtigen Freundinnen mit Hochzeitsabsichten trägt."

„Soviel ich weiß — nein. Aber ich ließe mich auch schwerlich einladen. Zu Hause ist es doch am schönsten."

„Ich fühle mich hochbeglückt. Vorausgesetzt, daß in dieses ‚zu Hause' auch meine bescheidene Persönlichkeit miteinbegriffen war."

„Selbstverständlich. Ohne dich könnte ich es mir ja gar nicht recht vorstellen. Aber fürchtest du nicht, Mama könnte es uns doch verübeln, wenn wir sie allein lassen?"

„Nein — ich übernehme die Verantwortung. Es ist hier so hübsch. Möchtest du — möchtest du mir nicht etwas vorspielen, Traute?"

Lachend schüttelte sie den Kopf. „Das hieße Mißbrauch treiben mit deinen ritterlichen Anwandlungen. Ich kenne ja deine Begeisterung für die Kunst der Töne und dein Musikverständnis."

„Na ja, so im allgemeinen — aber du darfst mir auch nicht unrecht tun. Eine Musik wenigstens gibt es, für die ich schwärme und für die ich mir sogar das allerfeinste Verständnis zutraue."

„Da bin ich wirklich neugierig. Ist es vielleicht die große Trommel?"

„Nein, es ist die Musik deiner Stimme. Die könnte ich Tag und Nacht hören, ohne zu ermüden."

Es ging wie Erschrecken über ihr Gesicht; aber sie bemühte sich doch, den scherzhaften Gesprächston festzuhalten. „Du bist wahrhaftig anspruchslos. Seit wann glaubst du dich übrigens verpflichtet, mir so gewaltsame Schmeicheleien zu sagen?"

„Keine Schmeichelei, sondern lauterste Wahrheit. So schön klänge mir keine andere Musik im Himmel

und auf der Erde, als wenn ich dich zum Beispiel sagen hörte: ‚Bruno, ich hab' dich lieb.'"

„Aber was fällt dir denn nur heute ein? Das geht doch beinahe schon über den Spaß."

„Ist auch nicht spaßhaft gemeint. Bitte, sag's doch einmal, liebe Traute! Mein Wort darauf: wenn du einen kleinen mutigen Anlauf nimmst, ist es gar nicht schwer."

Er war an ihre Seite getreten. Sie aber kehrte sich ab und warf mit nervösen Bewegungen die Notenhefte auf dem Flügel durcheinander. „Laß es jetzt genug sein, Bruno! Wir sind doch keine Kinder mehr, um uns auf solche Art zu unterhalten."

„Das ist ja das Schöne, daß wir keine Kinder mehr sind, daß wir uns wie erwachsene Leute lieben können. Sieh mich doch an, Traute, und laß wenigstens deine süßen Augen sprechen, wenn dein Mündchen noch zu spröde ist."

Sie entzog ihm ihre Hand, nach der er griff, und versteckte sie hinter dem Rücken. „Nicht so — ich bitte dich. Soll etwa unsere gute Kameradschaft zuschanden werden? Es war so nett, wie wir bisher miteinander standen."

„Aber ich will ja weiter nichts, als daß es von heute an noch millionenmal netter werden soll. Frau Traute Heldringen — ist das nicht eigentlich ein wunderhübscher Name?"

Nun hob sie den Kopf und sah aus großen, angstvollen Augen zu ihm auf. „Es soll also Ernst sein? Oh, wie traurig das ist, Bruno! Wie weh du mir damit tust!"

„Na, erlaube gütigst, diese Auffassung eines Heiratsantrages hat zum mindesten den Reiz der Neuheit. Womit tu' ich dir weh? Damit, daß ich dich lieb habe?"

„Ja — das heißt, nein — nicht damit natürlich. Ich bin dir ja auch gut — wir sind uns ja immer gut gewesen — und wollen es auch immer bleiben. Nur nicht — nur nicht so, wie du es eben meintest."

„Nur nicht so?" wiederholte er. „Ja, wie denn sonst? Etwas anderes gibt es doch gar nicht."

„Wir wollen auch weiterhin Freunde sein, nicht wahr? Recht, recht gute Freunde. Und wir — —"

Seine veränderte Miene und sein heftiges Kopfschütteln nahmen ihr den Mut, weiter zu sprechen.

„Nein, mit deiner gnädigsten Erlaubnis, liebe Traute, auf den Handel geh' ich nicht ein. Schon deshalb nicht, weil es von deiner Seite eigentlich glatter Vertragsbruch ist."

„Das verstehe ich nicht. Ich habe dir niemals etwas versprochen."

„Doch. Denn man kann Versprechungen auch auf andere Weise machen als mit Worten, die sich festnageln lassen. Und ein solches Versprechen war dein Verhalten gegen mich. Von deinen Backfischtagen an bis — nun, sagen wir: bis zu deiner letzten Rückkehr aus Reimsbach. Hast du das Herz, es zu leugnen?"

„Wenn ich geahnt hätte, daß du es so auffassen könntest —"

„Keine Ausflüchte, Traute! Sie stehen dir nicht zu Gesicht. Sage lieber offen und frei heraus, daß du dich anders besonnen hast. Eine Heldringen sollte sich niemals auf einer Feigheit ertappen lassen."

Wie eine Flamme loderte das heiße Erröten über ihr Gesicht. „Wie kannst du so zu mir sprechen! Ich bin nicht verantwortlich dafür, wie du dir meine Freundschaft ausgedeutet hast. Und ich würde dir auch keine Rechenschaft schuldig sein, wenn ich mich wirklich, wie du es nennst, anders besonnen hätte."

„Nein — du nicht. Aber vielleicht ein anderer. Es dürfte nun in der Tat zeitgemäß sein, daß ich ein paar Worte mit Herrn Doktor Reinhard Volcker rede."

„Was fällt dir ein?" fuhr sie auf. „Wie kommst du auf Doktor Volcker? Ich verbiete dir, mit ihm über mich zu sprechen. Nie — nie würde ich dir das verzeihen."

„Weshalb so aufgeregt, liebe Traute? Du brauchst mir nur zu sagen, daß er nichts mit deiner Sinnesänderung zu schaffen hat. Und es bedarf keines weiteren Verbots."

„Daß du es jemals fertigbringen würdest, mich so zu quälen — es wäre das letzte gewesen, das ich für möglich gehalten hätte."

„Quäle ich dich? Ich — dich? Es geht doch wahrlich nichts über die Logik einer Frau. Da siehst du mich nun vor dir stehen: niedergedonnert — verschmäht — enttäuscht, wie jämmerlicher noch nie ein Mensch enttäuscht worden ist. Aber nicht du hast dir den Vorwurf der Grausamkeit zu machen, sondern ich bin es, der dich quält. Und warum? Weil ich wenigstens die armselige Genugtuung haben möchte, Rechenschaft zu fordern von dem falschen Freunde, der mich hinterging?"

„Aber er hat es doch nicht getan. Ich schwöre dir, Bruno, daß es ihm niemals in den Sinn gekommen ist, das zu tun. Aus dem Wege ist er mir gegangen, wo er nur konnte. Und wo er es nicht konnte, ist er in seinem Benehmen die Zurückhaltung selbst gewesen. Wer ihm etwas anderes nachsagt, ist ein Verleumder."

„Ich danke dir für die Erklärung, Traute! Sie ist mir wertvoller, als du ahnen magst; denn es ist bitter, einen Menschen verachten zu sollen, dem man rückhaltlos vertraut hat. Und ich kann ja auch jetzt wieder hoffen."

„Worauf? Daß ich dir eine andere Antwort geben könnte? Lieber, lieber Bruno, ist es denn nicht besser für dich und für mich, wenn du dich damit abfindest, daß ich dir nicht geben kann, was du von mir erwartest? Ich will ja nicht grausam gegen dich sein — nein, gewiß nicht. Wenn ich etwas tun könnte, um dir einen Schmerz zu ersparen — und wäre es auch das Allerschwerste — ich täte es mit tausend Freuden. Nur daß es gerade dies sein soll — nein, ich bitte dich von Herzen: nur dies mußt du nicht von mir fordern."

Sie hatte die Hände zusammengelegt wie ein inständig flehendes Kind. Und ihre Augen standen voll Tränen. In einem schweren Atemzuge hob sich die Brust des jungen Offiziers.

„Wenn ich dich nun fragte, Traute, ob du — ob du einen anderen liebst, würdest du mir dann nicht abermals vorwerfen, daß ich dich quäle?"

„Ja. Denn ich könnte dir doch nicht darauf antworten. Ich könnte es doch nicht."

„Weil du nicht über dich gewinnst, es einzugestehen?"

„Nein. Weil ich es selber nicht weiß."

Leise, mit abgewandtem Gesicht, hatte sie es erwidert. Und nun gab es ein langes Schweigen. Endlich aber riß sich der Oberleutnant zusammen und sagte in überraschend ruhigem Ton: „Dann allerdings ist es wohl zwecklos, weiter zu fragen. Aber eines Tages wirst du es vermutlich wissen. Willst du versprechen, Traute, es mir dann zu sagen?"

„Wie könnt' ich das? Und du verlangst es auch nicht im Ernst."

„Ja, ich bitte dich darum in allem Ernst und von ganzem Herzen. Einmal, weil ich erst dann meine letzte, meine allerletzte Hoffnung begraben werde. Und dann,

weil ich doch ein wenig die Augen offen halten möchte. Mit dem Recht, das mir unsere alte Freundschaft gibt. Daß ich mich kurzerhand zum alten Eisen werfen lasse, darfst du nämlich nicht erwarten."

„Wer denkt auch daran, Bruno! Ich weiß nicht, ob ich jemals wieder froh und zufrieden werden könnte, wenn ich in dieser Stunde deine Freundschaft verloren hätte."

„Damit hat's keine Not. Du kennst den Wappenspruch der Heldringen: ‚Dem Feind die Stirn, dem Freund die Brust!' Und meine Brust gehört dir bis zu ihrem letzten Atemzuge."

„Du bist ein guter Mensch. Ach, es ist alles so traurig."

„Nicht für dich, wie ich hoffe. Und auf mich kommt es schließlich nicht an."

„Doch. Es tut mir so weh, dich um eine Hoffnung gebracht zu haben. Wenn du doch früher gesprochen hättest! Oder vielleicht später! Ach, mir ist so wirr — ich weiß kaum noch, was ich rede."

„Lassen wir's also genug sein. In der Hauptsache haben wir uns ja doch verstanden. Darin nämlich, daß du nicht unglücklich werden darfst — weder mit mir noch mit einem anderen, der deiner nicht wert wäre. Das übrige wollen wir getrost der Zukunft anheimgeben; es kommt immer besser, als man denkt."

Es war wirklich schon wieder ein Strahl des alten zuversichtlichen Jugendmutes, der aus seiner ernsten Rede leuchtete. In warm aufwallender Dankbarkeit streckte Traute ihm ihre beiden Hände entgegen.

„Jetzt weiß ich, daß wir immer die Alten bleiben werden. Mama hat schon recht, wenn sie von deinem goldenen Herzen spricht."

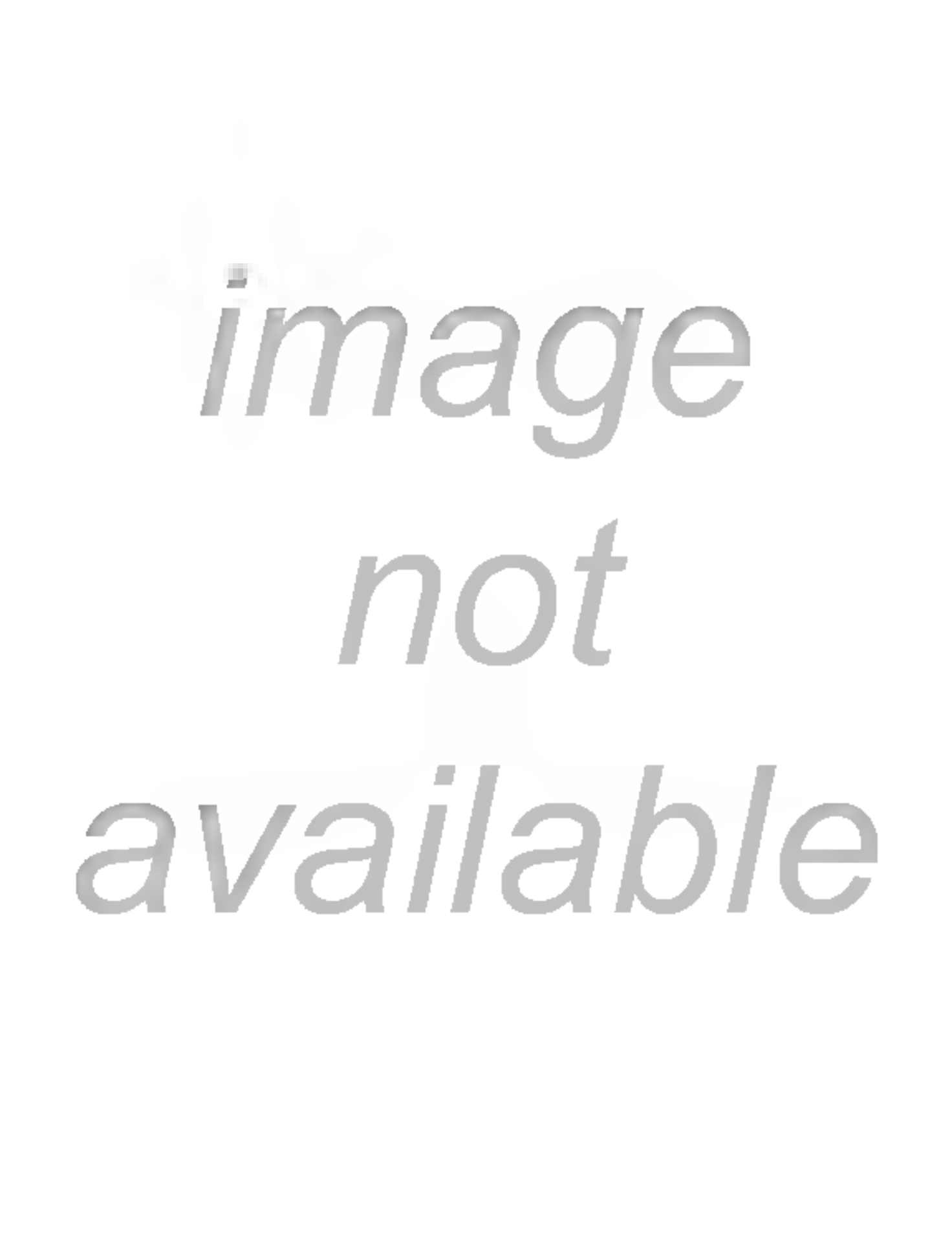


image
not
available

mühens war kläglich gering gewesen. Und die Begegnung mit Reta Martiny hatte mit einem Schlage wieder zerstört, was er in trügerischer Einbildung bereits gewonnen glaubte. Er hatte verglichen und gemessen — und aus dem völligen Erkalten der einst für unauslöschlich gehaltenen Jugendliebe die Erkenntnis von der Tiefe und Wärme des neuerstandenen Gefühls gewonnen, zugleich aber die Gewißheit, daß es nunmehr gelte, alle Kraft des Willens einzusetzen für die schwere Pflicht des Entsagens. Denn zwischen ihm und Traute stand viel mehr als die Voreingenommenheit ihrer Mutter und seine Vermögenslosigkeit — zwischen ihm und ihr stand seine Freundschaft mit Bruno Heldringen, stand das eherne Gebot der Treue, das unverbrüchlichste aller Gesetze.

Das war eine bittere, leidvolle Einsicht; aber er wurde doch nicht irre an seiner Kraft, den Zwiespalt siegreich zu überwinden. Der Abend nach Trautes Rückkehr erst hatte den Zweifel in seine Seele geworfen, hatte ihn in den Tumult eines Kampfes gestürzt, der ihm Herz und Hirn zerrüttete, weil alles verschworen schien, dem heißen Begehren seines Blutes zum Sieg zu verhelfen.

Den Mächten der Verführung war ein Bundesgenosse erstanden, gegen den Ehrgefühl und Pflichtbewußtsein nur noch schwache Verteidiger waren. Traute hatte ihm fast unzweideutig gezeigt, daß ihr verändertes Benehmen einer anderen Ursache zuzuschreiben war, als nur dem freundlichen Wunsch, ein begangenes Unrecht durch vermehrte Liebenswürdigkeit wieder gutzumachen. Ihre Augen, ihr Händedruck, der Ton ihrer Rede hatten eine Sprache geführt, die sich auf die Dauer nicht mehr mißverstehen ließ. Das, was sie gesagt, als sie für eine kurze

Zeit im Musikzimmer miteinander allein gewesen waren, und noch mehr das, was sie in plötzlichem Abbrechen verschwiegen, war wie ein Werben gewesen, dem sich bei all seiner Zartheit doch nur eine einzige Deutung geben ließ. Und seitdem Volcker nach diesem Beisammensein mit glühender Stirn in die Nacht hinausgetreten war, stand riesengroß, in unverwischbaren Flammenbuchstaben, die Frage vor seiner Seele: „Bist du an deine Freundespflicht noch gebunden, wenn sie den anderen doch nicht liebt, sondern dich?"

Noch klang aus seinem Innern als Antwort auf diese Frage ein lautes, vorbehaltloses Ja. Zum Schweigen aber konnte es die verführerischen Stimmen nicht mehr bringen, die mit süßen Schmeichelzungen ihr Nein dagegen setzten. Es gab Augenblicke, wo er zweifelhaft wurde an seiner Kraft, das übermenschliche Opfer zu bringen. Und er wußte sehr wohl, daß in jedem Kampf der Zweifel am Sieg den Anfang der Niederlage bedeutet.

War es nur ein verhängnisvoller Zufall, daß Klemens Steinsdorff niemals wärmer, herzlicher, väterlicher gegen ihn gewesen war als in diesen entscheidungsschweren Tagen? Daß er Zukunftspläne aufbaute, die mit voller Klarheit erkennen ließen, wie fest er auf eine dauernde, unauflösliche Verbindung mit Volcker rechnete? Daß er über Traute zu ihm sprach wie zu einem Angehörigen der Familie? Und daß er zwischen ihm und seiner Tochter ein Freundschaftsverhältnis vorauszusetzen schien, wie es jeden weitblickenden Vater eigentlich hätte bedenklich machen müssen?

Wenn das alles nur Zufall war, so war es jedenfalls ein Zufall im gefährlichsten Augenblick. Reinhard Volcker war ein Mensch, dem das Gebot der Recht-

schaffenheit als das vornehmste Gesetz des Handelns galt. Aber er war ein Mensch mit Blut und Nerven, mit Wünschen und Hoffnungen, die nur die Wünsche und Hoffnungen eines Achtundzwanzigjährigen sein konnten. Und er hätte nimmermehr ein Schaffender sein können, wenn der bloße Vorsatz hingereicht hätte, ihn mit schwächlicher Entsagungsfähigkeit zu wappnen.

Er kämpfte noch, aber er kämpfte gegen eine erdrückende Übermacht ruheloser Feinde. Und er wußte nicht mehr, ob er vor dem Unterliegen erzittern solle oder vor der Möglichkeit eines trostlosen Sieges.

Heldringen hatte er seit seiner Rückkehr aus Reimsbach nur ein einziges Mal flüchtig gesehen und ahnte nichts von seiner Werbung, als er Traute am Tage danach in der Nähe des Steinsdorffschen Hauses auf der Straße traf. Sie war auf dem Heimwege, und sie hatten darum das nämliche Ziel. Eine Befangenheit, die jedem von ihnen zum Verräter für den Seelenzustand des anderen wurde, lähmte den Anfang ihrer Unterhaltung. Und dann wurden sie plötzlich inne, daß sie beide denselben Gedanken gehabt hatten.

„Wie geht es Ihrem Vetter?" fragte Volcker in demselben Augenblick, da Traute von dem gestrigen Besuch des Oberleutnants erzählen wollte.

Nicht eine Sekunde zögerte sie zu erwidern: „Wie sonderbar! Gerade wollte ich von ihm sprechen. Kommen Sie denn nicht mehr mit ihm zusammen?"

„Leider nur selten. Aber ich hoffe, er befindet sich wohl."

„Ja. Er war gestern bei uns, und ich habe aufs neue erfahren, ein wie lieber Mensch er ist. Sie sind ihm aufrichtig zugetan — nicht wahr?"

„Ich hoffe, daß ich mich seinen Freund nennen darf,"

sagte Volcker. Aber er sagte es mit seltsam gepreßter Stimme, wie wenn ihm während des Sprechens eine klammernde Faust an der Kehle gesessen hätte.

Und Traute verspürte auch das, so wie sie die Ursache seiner Befangenheit erraten hatte. Aber sie war ein Weib und hatte den instinktiven Mut des Weibes, der in kritischen Augenblicken dem des Mannes häufig überlegen ist. „Ja, das dürfen Sie. Ich weiß es aus seinem eigenen Munde. Und er hat eine sehr hohe Auffassung von dem Wesen wahrer Freundschaft; das hat er gerade gestern bewiesen."

„Von den Pflichten der Freundschaft — meinen Sie? Zum Beispiel von ihrer Pflicht, Opfer zu bringen."

„Allerdings. Wenn ich auch natürlich nicht weiß, in welchem Sinne Sie das verstehen. Ich kann Ihnen den Inhalt meines gestrigen Gespräches mit Bruno nicht wiederholen. Aber ich bin überzeugt, daß Sie ihn noch viel lieber gewinnen würden, wenn ich es dürfte."

Volcker hatte hoch aufgehorcht. Der Blick, mit dem sie seinen fragenden Augen begegnete, war wieder einer von jenen, die seine Seele jubeln machten. Aber er wagte noch nicht, ihren Worten die beglückende Deutung zu geben, die er in ihnen ahnte. „Es war also doch von den Zwangsopfern der Freundschaft die Rede?"

„Zwangsopfer? Nein, die würde Bruno sicherlich weder fordern noch annehmen. Ich weiß auch nicht, wie Sie es meinen."

„Zu erklären ist es wohl schwer. Man müßte sich dazu eines Beispiels bedienen, und Beispiele sind immer zweideutig."

„Immer? Nun, ich will nicht widersprechen. Ich weiß nur, daß Bruno von einem Freunde nie etwas

Unbilliges verlangen würde. Und daß er keinen anderen Wunsch hat als den, diejenigen glücklich zu sehen, die er liebt."

Wären sie nicht auf offener Straße gewesen und hätten sie nicht überdies schon vor dem Geschäftshause gestanden, aus dessen zahlreichen Fenstern sie beobachtet werden konnten, so hätte er wohl mit einer Frage geantwortet, die wahrscheinlich von entscheidender Bedeutung für seine und ihre Zukunft gewesen wäre. Ort und Stunde machten es unmöglich. Aber sie konnten nicht hindern, daß ihre Blicke sich abermals trafen und daß sie voll stummer Beredsamkeit so lange ineinander ruhten, als ihre Hände sich zum Abschied gefaßt hielten.

„Sie werden mir das bei einer anderen Gelegenheit näher erklären — nicht wahr, Fräulein Traute?"

Es war das erste Mal, daß er sie bei ihrem Vornamen nannte. Aber sie hatte für die Vertraulichkeit nur ein Lächeln, das kaum geeignet war, sie gegen die Gefahr einer Wiederholung zu schützen.

„Wenn die Umstände es möglich machen, gern. Sie lassen sich doch bald wieder bei uns sehen?"

„So bald, als es geschehen kann, ohne mich in Ihren Augen zu einem Aufdringlichen zu machen."

„Sie wissen, wie überflüssig solche Besorgnis wäre. Auf Wiedersehen also, Herr Doktor!"

„Auf Wiedersehen, Fräulein Traute!"

Diesmal blieb der warme Druck ihrer Hand nicht unerwidert. Ein überquellendes Glücksgefühl brachte in Reinhard Volckers Herzen wenigstens für eine kleine Weile den Kampf der widerstreitenden Stimmen zum Schweigen.

Der nächste Tag war ein Sonntag, einer von jenen, die für ein paar Nachmittagstunden Marianne Langer-

hans gehörten. Zweimal im Monat pflegte er sie jetzt zu einer Tasse Tee zu besuchen. Das war eine Art von stillschweigendem Übereinkommen geworden. Ihre ansehnlichen Einkünfte hatten Marianne in den Stand gesetzt, sich eine nette kleine Wohnung einzurichten, und sie verstand sich vortrefflich darauf, es dem Gast behaglich zu machen, ohne daß er jemals den Eindruck hatte, sie habe seinetwegen besondere Vorbereitungen getroffen. Ihre Zusammenkünfte waren auf einen zwanglos vertraulichen Ton gestimmt, und die Gespräche waren meist derart, daß Volcker kaum zu dem Bewußtsein kam, sich mit einem immerhin noch jugendlichen weiblichen Wesen zu unterhalten. Ihre Kenntnisse waren von Haus aus nicht gering, und während der letzten Jahre war sie unablässig bemüht gewesen, sie zu vermehren und zu vertiefen. Immer aufs neue war Volcker angenehm überrascht von der zunehmenden Weite ihres Gesichtskreises, wie von der Klarheit und Treffsicherheit ihres Urteils. Es machte ihm Vergnügen, ihre Meinung zu hören auch über geschäftliche Dinge, die er schwerlich mit einer anderen Frau besprochen hätte. Und infolge der Anregungen, die er aus diesem Meinungsaustausch gewann, war er schon manchmal reicher gegangen, als er gekommen war.

Heute zum ersten Male schien die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen zu wollen. Volcker war still und zerstreut. Er mußte sich zusammennehmen, um nicht in völlige Unaufmerksamkeit zu verfallen. Eine Weile hatte ihn Marianne gewähren lassen. Nun aber sagte sie: „Sie sehen nicht gut aus, Reinhard — und nicht erst seit heute. Sind Sie überarbeitet? Oder fühlen Sie sich nicht wohl?“

„Weder das eine noch das andere. Aber es geht

mir allerlei durch den Kopf, das mich vielleicht ein bißchen mitnimmt."

„Und Sie können mir nicht sagen, was es ist? Ich will mich gewiß nicht in Ihr Vertrauen drängen. Aber mitunter ist es schon Erleichterung, sich auszusprechen."

„Das darf ich in meinem Fall kaum hoffen, liebe Marianne. Ja, wenn Sie mir raten könnten! Aber es gibt leider keine Stelle, an die ich mich mit der Bitte um eine Entscheidung wenden dürfte."

„Muß es denn auch gleich eine Entscheidung sein? Das würde ich mir allerdings nicht zutrauen. Ein brauchbarer Rat aber kann bisweilen auch von einem einfältigen Mädchen kommen."

Ihr ruhiges, ernstes Gesicht war ihm zugewendet, dies Gesicht, dessen frühe Herbheit einst beinahe abstoßend auf ihn gewirkt hatte und das ihm doch mit der Zeit lieb und vertraut geworden war. Sie schien ihm äußerlich heute kaum reizvoller als am ersten Tage ihrer Bekanntschaft; aber er war voll ehrlicher Hochachtung für die unbestechliche Ehrlichkeit ihres Wesens, für das Gerade, Aufrechte und Starke in ihrem Reden und Handeln. Darum war es wohl begreiflich, wenn den von unlöslichem innerem Zwiespalt Gepeinigten die Versuchung anwandelte, sie in sein Vertrauen zu ziehen. Er wußte, daß sie ihm frei und offen ihre Meinung sagen, daß sie es als ein Gebot der Freundschaft ansehen würde, ihn nicht zu schonen, wenn solche Schonung nur um den Preis einer Unwahrhaftigkeit möglich gewesen wäre. Aber er fand doch den rechten Mut nicht zu einem Geständnis, das an das Verborgenste und Empfindlichste in seinem Innern hätte rühren müssen.

„Niemand möchte ich lieber darum angehen als gerade Sie. Und doch wäre es wohl schwer für mich,

mich Ihnen ganz verständlich zu machen. Schließlich handelt es sich dabei auch nicht um mich allein."

„Es handelt sich auch um Fräulein Steinsdorff, nicht wahr?"

Überrascht und peinlich berührt warf er den Kopf zurück. „Darf ich fragen, wie Sie auf diese Vermutung kommen, liebe Marianne?"

„Ich habe gestern gesehen, wie Sie sich vor dem Hause von der jungen Dame verabschiedeten. Sie wissen ja, daß ich meinen Arbeitsplatz am Fenster habe, und ich wollte den Augenblick Ihres Eintritts nicht versäumen, weil ich in einer wichtigen Sache Ihre Entschließung einholen mußte."

„Nun? Und welche Schlüsse haben Sie aus der Beobachtung gezogen?"

„Werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich es ausspreche?"

„Gewiß nicht, nachdem ich Sie durch meine Frage dazu herausgefordert habe."

„Ich bin überzeugt, daß Fräulein Steinsdorff Ihnen sehr zugetan ist. In demselben Maße wohl wie Sie ihr."

„Das alles wollen Sie vom Fenster aus entdeckt haben? Und wenn ich Ihnen nun sagte, daß wir von ganz unverfänglichen Dingen gesprochen haben?"

„Gewiß, ich kann mich auch täuschen. Obwohl eine Frau in solchen Dingen ziemlich scharfsichtig ist. Ich werde es geduldig hinnehmen, wenn Sie mich wegen meiner dreisten Vermutungen zurechtweisen."

„Nein, das tue ich nicht. Denn wenn wir auch Fräulein Steinsdorff und ihre Empfindungen aus dem Spiel lassen müssen — soweit es sich um mich handelt, haben Sie sich in der Tat nicht geirrt."

„Ich wäre dessen sicher gewesen, auch wenn Sie es

in Abrede gestellt hätten. Aber das kann doch unmöglich die Ursache Ihrer Niedergeschlagenheit sein. Sie müssen sich ja im Gegenteil sehr glücklich fühlen."

Volcker schüttelte den Kopf. „Sie beurteilen die Verhältnisse wohl nicht ganz zutreffend. Ich darf mir keine Hoffnungen machen. Es war schon ein Unrecht gegen mich und gegen andere, daß ich diese Neigung in mir wachsen ließ, anstatt sie bei der ersten Regung mit Stumpf und Stiel aus meinem Herzen zu reißen."

„Das verstehe ich nicht. Wenn doch Fräulein Steinsdorff Ihre Liebe erwidert?"

„Dafür habe ich keinen Beweis, Fräulein Marianne!"

„Aber Sie dürfen sicher sein, daß es so ist. Solche Blicke und solches Lächeln hat ein Mädchen nur für den Mann, den es liebt."

Sie sagte es mit einer Bestimmtheit, die fast einen Klang von Härte hatte. Aber Volcker hörte nur die Gewißheit, die aus ihren Worten sprach. Und nie war Marianne Langerhans ihm so lieb gewesen wie in diesem Augenblick. Nun freilich durfte sie nach seiner Meinung alles erfahren.

„Hätten Sie wirklich recht gesehen, mein Unrecht würde dadurch nicht kleiner. Ich darf ja gar nicht daran denken, um sie zu werben."

„Warum nicht? Fürchten Sie etwa den Widerstand ihres Vaters? Dieses Herrn Klemens Steinsdorff, der in Ihnen doch ganz offenbar schon jetzt seinen Nachfolger sieht?"

„Das sind Einbildungen, liebe Marianne! Aber es ist nicht einmal das, was ich meine. Darf ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen?"

„Wie lange muß man Ihnen Freundschaft gehalten haben, um vor solchen Fragen sicher zu sein?"

„Verzeihen Sie — es war in der Tat sehr töricht. Ich darf nicht um Traute Steinsdorff werben, weil sie von einem anderen geliebt wird und weil dieser andere mein Freund ist. Da haben Sie die Erklärung für das, was Sie meine Niedergeschlagenheit nennen."

„Ich begreife, daß es Sie bedrückt. Aber daß Sie noch nicht die Kraft aufgebracht haben, den Druck abzuschütteln, begreife ich nicht."

„Sie halten mein Bedenken also für Schwäche?"

„Ja. Wer nicht den Mut zum Glück hat, darf freilich nicht darauf rechnen, das Glück zu gewinnen."

„Das klingt recht schön, ist aber im Grunde nur eine schmeichlerische Lüge, dazu bestimmt, die Mahnungen des Gewissens und der Ehre zum Schweigen zu bringen. Was heißt es denn in meinem Fall: den Mut zum Glück zu haben? Es heißt, den Mut der rücksichtslosen Selbstsucht besitzen. Und das ist etwas so Großes und Schönes doch wohl nicht."

„Wir können unsere Handlungen nicht immer dadurch bestimmen lassen, ob sie vor dem Richterstuhl der höchsten Moral als groß und schön bestehen würden. Und ohne ein gewisses Maß von Selbstsucht sind Kraft und Tüchtigkeit nicht zu denken. Hier lautet die Frage, die Sie sich vorzulegen haben, doch einfach so: sind Sie es, den Traute Steinsdorff liebt, oder ist es jener andere? Darüber müssen Sie sich eben Gewißheit verschaffen. Und wenn Sie sie haben, ist Ihnen auch mit voller Klarheit vorgezeichnet, was Sie tun müssen."

„Würden Sie so handeln, wenn Sie an meiner Stelle wären?"

„Ohne Zweifel. Wem nützen Sie denn mit Ihren Bedenklichkeiten? Wem brächte es Gewinn, wenn Sie sich von ihnen zu einer schwächlichen Entsagung treiben

ließen? Dem Mädchen etwa, das sie damit um ihr erhofftes Glück betrügen? Oder dem anderen, der ihr durch Ihren Verzicht gewiß nicht näher gebracht würde? Man soll nicht großartig und selbstverleugnend sein wollen auf Kosten des gesunden Menschenverstandes. Wissen Sie, wie ich Ihr Opfer beurteilte, wenn ich in der Haut des Fräulein Steinsdorff steckte?"

„Nun?"

„Ich würde denken: er hat mich gar nicht ernsthaft geliebt; seine Eitelkeit, immer nur das Beste und Schönste zu tun, stand ihm höher als das Glück meines Besitzes. Und Sie können sich darauf verlassen, daß sie so denken würde. Kein Mädchen könnte es sich anders auslegen."

Voll nachdenklichen Ernstes sah er eine kleine Weile vor sich hin. „Vielleicht haben Sie recht. Sie würde es wohl so auffassen. Aber damit ist die Frage noch nicht gelöst, ob ich es nicht darauf ankommen lassen müßte. Was Sie meine Eitelkeit nennen, ist doch eigentlich die unverrückbare Grundlage aller Selbstachtung. Wenn ich mir ein einziges Mal gestatte, das Unrechte zu tun, nur weil es das Angenehmere für mich ist — kann ich dieselbe Entschuldigung dann nicht auch in jedem anderen Zweifelsfall für mich geltend machen?"

„Sie sind ein unverbesserlicher Grübler. Aber es gibt ja immerhin noch einen anderen Ausweg."

„Wie dankbar wäre ich, wenn Sie ihn mir zeigen könnten!"

„Sie sollten sich Ihrem Freunde offenbaren, sollten sich vor ihm freimütig zu Ihrer Liebe bekennen, die doch an und für sich noch keinen Verrat an der Freundschaft bedeutet. Wenn er nicht ein blöder, eifersüchtiger Narr ist, sondern ein Mann, wird er Ihnen aus freien Stücken den Weg freigeben."

„Aber würde dieser freiwillige Verzicht für ihn denn nicht ebenso schwer sein wie für mich?"

„Es ist kein Kunststück, auf etwas zu verzichten, das man nicht besitzt und das man niemals besitzen wird. Wer davon viel Aufhebens macht, gibt sich einfach der Lächerlichkeit preis. Man muß sehr unklug sein oder sehr wenig auf sich selber halten, um es dahin kommen zu lassen."

Volcker horchte auf. Was da an sein Ohr drang, war wieder jener schroffe, bittere Klang, den er aus Mariannes Munde seit langem nicht mehr gehört hatte. Zu der Zeit ihrer Not und Erniedrigung hatte er sich diesen Ton zu deuten gewußt; in diesem Augenblick war er ihm unerklärlich.

„Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Anteilnahme," sagte er. „Aber ich glaube, daß ich Sie nun lange genug mit dieser persönlichen Angelegenheit behelligt habe. Lassen Sie uns lieber noch ein wenig von erfreulicheren Dingen plaudern."

Marianne erhob keinen Einspruch; aber es wurde nicht mehr viel aus dem Geplauder. Kaum eine Viertelstunde noch schleppte sich ziemlich gequält ihre Unterhaltung hin; dann erhob sich Volcker zum Aufbruch, ohne daß sie einen Versuch gemacht hätte, ihn zu halten. Draußen auf dem Wohnungsgang nahmen sie Abschied voneinander.

„Ich hoffe, daß Sie mir bald eine freudige Mitteilung machen können, Reinhard! Ich werde doch die erste sein, die es erfährt — nicht wahr?"

„Was auch immer mir in meinem Leben Gutes beschieden ist, Ihnen werde ich immer zuerst damit kommen, liebe Marianne! Weiß ich doch, daß ich keine bessere, uneigennützigere Freundin habe als Sie."

Sie nickte mit einem Lächeln. Dann kehrte sie in ihr Wohnstübchen zurück und setzte sich an das Fenster. Jetzt lächelte sie nicht mehr, und noch eine Stunde später saß sie mit in den Schoß gelegten Händen auf dem nämlichen Fleck, das in einem Ausdruck düsteren Ernstes gleichsam erstarrte Antlitz mit leerem Blick dem langsam verblassenden Himmel zugewendet.

Als Volcker an diesem Abend das Arbeitszimmer in seiner Privatwohnung betrat, sah er einen Brief auf dem Schreibtisch liegen. Die Adresse wies die kritzeligen, ungleichmäßigen Federzüge einer fast kindlichen Handschrift auf — einer Handschrift, die unbestimmte, beunruhigende Erinnerungen in Reinhard Volcker weckte. Er riß den blaßroten Umschlag auf und las:

„Lieber Freund!

Ich darf Sie doch noch so nennen, nicht wahr? Wenn es auch gar nicht freundschaftlich ist, daß Sie sich bei uns nicht wieder haben blicken lassen. Ich schreibe Ihnen heute aus einer traurigen Veranlassung. Der Anfall, den mein armer Mann neulich beim Frühstück hatte, war doch schlimmer als ich dachte. Er hat sich davon gar nicht wieder erholen können. Und der Arzt meint, es stände nicht gut. Es ist schrecklich traurig. Und ich bin so allein. Aber Sie sollen nicht denken, daß ich Ihnen deswegen schreibe. Ich weiß ja, daß Sie sich nichts mehr aus mir machen. Obwohl ich mir vergebens den Kopf darüber zerbreche, womit ich es verdient habe. Ich schreibe Ihnen, weil mein armer Mann immerfort nach Ihnen fragt. Es betrübt ihn so sehr, daß Sie gar nicht wieder kamen. Ich glaube beinahe, er hat etwas auf dem Herzen, was er mit Ihnen besprechen möchte. Und er ist wirklich todkrank. Ach, es ist eine so schwere Zeit für mich. Wer hätte auch gedacht, daß alles so

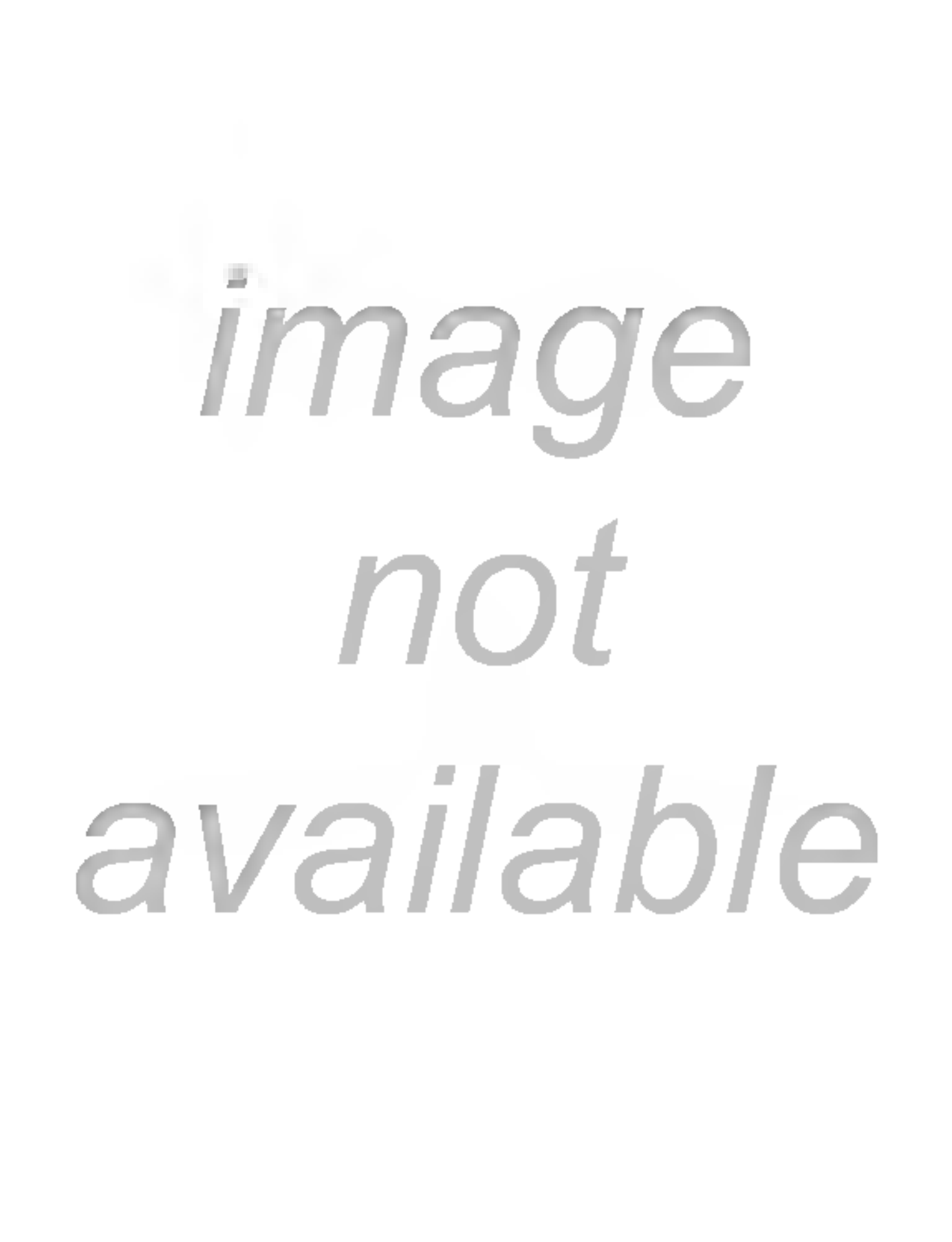


image
not
available

es in der Tat, wie Reta Martiny geschrieben hatte, ein gutes Werk. —

Nicht lange blieb er mit seinen Gedanken bei ihrem Briefe. Soweit war doch auch er selbstsüchtig, daß kein anderer Eindruck ihn über eine kurze Zeitspanne hinaus von dem abzuziehen vermochte, was in diesen letzten Tagen so übermächtig in ihm geworden war. Er segnete seinen heutigen Besuch bei Marianne Langerhans, denn während ihres Gespräches, das ihn gewissermaßen gezwungen hatte, sich selber zum ersten Male mit klaren, unzweideutigen Worten Rede zu stehen, war zur Reife eines festen Entschlusses gediehen, was bisher nur die schwankende Vorstellung einer äußersten Möglichkeit gewesen war.

Er setzte sich an den Schreibtisch, schob den Brief der Schauspielerin beiseite und griff nach einem Bogen. In raschen, festen Zügen flog seine Feder über das Papier, und er fand nichts zu ändern, als er nach vollzogener Unterschrift noch einmal den kurzen Brief überlas, der seinen Freund Bruno v. Heldringen für den morgigen Abend um eine Unterredung in wichtiger Angelegenheit ersuchte.

„Noch einen Augenblick, lieber Volcker!"

Reinhard war im Begriff, mit seinen Papieren das Zimmer des Kommerzienrats zu verlassen. Sie hatten, wie an jedem Morgen, die für den Tag zu treffenden Entschließungen besprochen. Daß Klemens Steinsdorff mit seinen Gedanken heute nur halb bei der Sache gewesen war, bewies schon, daß er so oft seinen schönen grauen Bart streichelte; das tat er nur, wenn er irgendeinen bedeutsamen Plan im Kopfe wälzte. Davon zu

hören, war darum jetzt Reinhard Volckers Erwartung. Sie erfüllte sich nicht ganz.

Nach einer kleinen Pause des Überlegens sagte der alte Herr: „Es betrifft etwas rein Persönliches, das früher oder später einmal zwischen uns zur Sprache gebracht werden mußte. Ich werde alt und sehe trotz leidlicher Rüstigkeit den Augenblick näherkommen, wo nach dem Gesetz der Natur die Zügel meinen Händen entgleiten werden. Für eine kürzere oder längere Zeit vielleicht — vielleicht auch für immer. Ein solcher Augenblick aber darf mein Geschäft nicht unvorbereitet finden. Sein Fortbestand und seine Weiterführung in Bahnen, die sich nicht allzuweit von meinen Absichten entfernen, sollen nach Möglichkeit gesichert bleiben. Sie wissen, ich habe weder einen Sohn noch einen anderen nahen Verwandten, in dem ich mir einen Geschäftsnachfolger hätte erziehen können. Mein Neffe Heldringen ist ein prächtiger Mensch und — wie mir von seinen Vorgesetzten versichert wird — ein tüchtiger Offizier. Aber Ihnen als seinem Freunde brauche ich nicht erst zu sagen, daß er für die Leitung meines Verlagshauses niemals hätte in Betracht kommen können. Auch unter meinen bisherigen Mitarbeitern hat keiner die von mir schon wiederholt angestellte Probe bestanden. Da können Sie sich wohl denken, daß die Frage, was in meinen alten Tagen oder nach meinem Tode aus dem Werk meines Lebens werden soll, mir schon manche Stunde ernster Sorge bereitet hat. Nun ist da neuerdings ein in mancher Hinsicht recht verlockendes Anerbieten an mich herangetreten. Man möchte mir mein Geschäft abkaufen, um es in ein Gesellschaftsunternehmen, in eine Aktiengesellschaft oder dergleichen, umzuwandeln. Und man bietet mir eine Kaufsumme von solcher Höhe,

wie ich selber sie niemals zu fordern gewagt hätte. Was sagen Sie dazu, Doktor Volcker?"

„Wie könnte ich eine Meinung haben in einer Frage, die Ihr Lebenswerk und Ihr Vermögen betrifft und die darum einzig nach Ihrem Ermessen entschieden werden kann, Herr Kommerzienrat!"

„Nehmen wir einmal an, ich brauchte den Rat eines vertrauenswürdigen Menschen. Was würden Sie mir raten?"

„Den Zeitpunkt der geplanten Umwandlung wenigstens bis zu dem Augenblick hinauszuschieben, wo Sie in Wahrheit eine Abnahme Ihrer Kräfte fühlen. Jetzt, da Sie noch auf der Höhe des Lebens stehen, wäre es nach meinem Empfinden eine Untreue gegen Ihr eigenes Werk."

Klemens Steinsdorff nickte. „Gut gesprochen, junger Freund! Aber als Geschäftsmann wissen Sie auch, daß man günstige Umstände ausnützen muß. Außerdem wünschen die Herren, die mit mir verhandeln, daß ich die selbständige Leitung des Unternehmens behalte, so lange es mir beliebt."

„Unter solchen Umständen werden Sie sich doch wohl entschließen, das Anerbieten anzunehmen."

„Nein. Ich werde es ablehnen in demselben Augenblick, in dem ich eine Gewähr dafür habe, daß Sie Ihre ganze Zukunft dem Hause Klemens Steinsdorff widmen wollen."

„Ich? Von mir wollten Sie es abhängig machen? Von mir?"

„Ja, von Ihnen, lieber Volcker! Denn Sie sind der erste, der die Probe bestanden hat. Sind Sie bereit, sich meiner Firma auf Lebenszeit zu verpflichten?"

„Gewiß — aber —"

„Aber auf welche Gegenleistung hin, wollen Sie sagen. Nun, ich denke, für diese Frage gäbe es nur eine einzige Lösung. Ich würde Sie eben zu meinem Teilhaber machen, mit der Bestimmung, daß Sie nach meinem Ableben die alleinige geschäftliche Leitung übernehmen."

„Herr Kommerzienrat — ich bin so überwältigt — es ist ja eigentlich ganz undenkbar — ich bin doch ohne alles Vermögen."

„Davon habe ich, Gott sei Dank, genug. Und ein wohlausgebildetes Gehirn ist auch ein Kapital. Ich habe längst daran gedacht, Sie unter Pensionierung Suterlands zum Prokuristen zu bestellen. Aber das ist mir nicht Bürgschaft genug für Ihre dauernde Anhänglichkeit. Und Sie sind überdies so warm für den Alten eingetreten, daß er in Gottes Namen auf seinem Posten bleiben mag, bis er selbst das Bedürfnis nach Ruhe empfindet. Unter Ihrer Oberleitung ist er ja auch unschädlich. Sie sind also im Prinzip mit meinem Vorschlag einverstanden, wie ich hoffe."

Wild jagten sich die Gedanken in Reinhard Volckers Hirn. Eine Zukunft tat sich vor ihm auf, wie er sie herrlicher nie zu erträumen gewagt — ein schier unbegrenztes Tätigkeitsgebiet und die beglückende Gewißheit, alle seine Kräfte in vollster Freiheit entfalten zu dürfen. Es trieb ihn, in stürmischer Dankbarkeit die Hand des väterlichen Freundes zu ergreifen und ihm das Gelöbnis unwandelbarer Treue abzulegen. Aber es war doch etwas Hemmendes da, über das er nicht hinwegkam. Das war seine Liebe zu Traute und sein noch ungeklärtes Verhältnis zu Heldringen. Wenn er sich jetzt dem Vater des geliebten Mädchens offenbart, wenn er ihn um die Hand seines Kindes gebeten hätte,

er wäre wohl einer freundlichen Antwort sicher gewesen. Denn der Mann, der Vertrauen genug zu ihm hatte, ihn zum Hüter und Mehrer seines Lebenswerkes zu bestellen, hätte ihn kaum für unwürdig erachtet, auch der Erhalter seines im Mannesstamme erlöschenden Geschlechtes zu sein. Aber er durfte nicht daran denken, um Traute zu werben, so lange die älteren Rechte des Freundes zwischen ihnen standen. Und er durfte ihn nicht um den freiwilligen Verzicht auf diese Rechte bitten, wenn er ihm bei dieser Bitte bereits als Teilhaber der Firma Klemens Steinsdorff gegenüber trat. Das erst wäre nach seinem Empfinden wirklicher Verrat an der Freundschaft gewesen.

Und noch ein anderes kam dazu, etwas, das beinahe ebenso schwer in die Wagschale fiel wie jenes Bedenken. Wenn seine heutige Unterredung mit Heldringen einen anderen Ausgang nahm, als er es erhoffte, wenn ihn Ehre und Gewissenspflicht zwangen, seiner Liebe zu entsagen, wie hätte er dann weiterhin in engster Gemeinschaft mit der Familie Steinsdorff bleiben und gleichsam unter demselben Dache mit Traute leben können?

Als er den Brief an Heldringen schrieb, war er sich ganz klar darüber gewesen, daß die geforderte Aussprache nicht nur über sein Verhältnis zu Traute, sondern auch über seine weiteren Beziehungen zu ihrem Vater entscheiden würde. Er hatte mit der Möglichkeit gerechnet, seine Stellung unter irgendeinem Vorwande aufkündigen zu müssen. Und er sah diese Möglichkeit auch jetzt noch vor Augen. Darum durfte er dem mächtigen Antrieb nicht nachgeben und durfte nicht ja sagen — in diesem Augenblick durfte er es noch nicht.

„Herr Kommerzienrat, ich bitte mir für die Antwort Zeit zu lassen — vielleicht nur bis morgen."

Klemens Steinsdorff zog die Stirn in Falten. Sicherlich war dies das Allerletzte gewesen, was er erwartet hatte. Aber er war gewöhnt, sich zu beherrschen. „Ich dränge Sie selbstverständlich nicht. Und ich begreife, daß Sie mit sich zu Rate gehen wollen. Vielleicht versprechen Sie sich für Ihre Zukunft Größeres, als ich Ihnen da zu bieten habe."

„Nein, es ist nicht das. Was Sie mir bieten, ist so viel, daß ich es noch kaum in seiner ganzen Fülle ausdenken kann. Aber ich — ich habe persönliche Gründe, die mich um eine Bedenkzeit bitten lassen."

Wie ein Schimmer des Verständnisses schien es dem alten Herrn aufzudämmern. Die Mißmutswolke schwand von seinem Gesicht, und mit einem Lächeln sagte er: „Können Sie mir diese persönlichen Gründe nicht anvertrauen? Wer weiß, ob wir nicht vielleicht auch da gleich eine befriedigende Lösung fänden?"

Durchsichtiger konnte eine Anspielung kaum noch sein. Und Volckers Verwirrung wuchs bis zu wirklicher Pein. Aber er blieb standhaft. Das, was Marianne Langerhans gestern als seine Eitelkeit bezeichnet hatte, behielt den Sieg. „Ich weiß Ihr gütiges Wohlwollen nach seinem ganzen Werte zu schätzen, Herr Kommerzienrat — aber Sie müssen mir vergeben, wenn ich mich jetzt nicht aussprechen kann. Die Angelegenheit, um die es sich handelt, ist nicht die meinige allein."

„Das ist etwas anderes. Ich will natürlich nicht unzart sein. Überlegen Sie sich's also, und setzen Sie mich in Kenntnis, sobald Sie zu einem Entschluß gelangt sind. Nur möchte ich Sie ersuchen, diesen Entschluß nicht zu weit hinauszuschieben. Man drängt auch mich um endgültigen Bescheid."

Er sprach es mit unverminderter Freundlichkeit; es

war wohl mehr Erstaunen als Verstimmung, was Volckers unerwartetes Zaudern in ihm hervorgerufen hatte. Denn er konnte ja nicht im Ernst daran zweifeln, wie die entscheidende Antwort seines jungen Freundes ausfallen würde.

Noch auf der Treppe des von Doktor Gresser bewohnten Hauses kämpfte Reinhard Volcker etliche Stunden später mit der Versuchung umzukehren. Die einseitige Zuneigung, die der Kranke ihm entgegenbrachte, wollte ihm nicht mehr als ein stichhaltiger Grund für diesen Besuch erscheinen. Und gerade in seiner jetzigen Gemütsverfassung konnte ihm nichts so wenig erwünscht sein, als eine nochmalige Begegnung mit der ehemaligen Tänzerin aus dem Alhambratheater. Aber über all diesem Zweifeln stieg er doch Stufe um Stufe empor, und als er erst einmal vor der Wohnungstür stand, zwang ihn schon die Vorstellung der Lächerlichkeit, die eine Flucht in diesem letzten Augenblick gehabt hätte, auf den Klingelknopf zu drücken.

Die junge Hausfrau sah gar nicht sehr niedergeschlagen aus, und ihr erstes Wort war eine Entschuldigung wegen ihres Anzuges. Denn sie trug trotz der Mittagstunde ein leichtes seidenes Morgenkleid, dessen weiche Schmiegsamkeit alle Schönheiten ihrer Gestalt offenbarte. Nach dieser Einleitung erst kam sie dazu, ihm für seinen Besuch zu danken.

„Es ist so freundlich, daß Sie gekommen sind. Ich habe mir nachträglich schon Vorwürfe gemacht wegen meines gestrigen Briefes. Sie hätten ihn ja so leicht mißverstehen können. Aber am Ende sind wir doch alte Freunde, nicht wahr? Und es war nicht zu dreist, daß ich mir das herausgenommen habe? Mein Mann

wird sich gewiß sehr freuen. Ach, es geht ihm recht schlecht. Bitte, gedulden Sie sich einen Augenblick. Ich will sehen, ob er in der Verfassung ist, Sie gleich zu empfangen."

Sie hatte ihm mit ihrem sprudelnden Wortschwall gar nicht Zeit gelassen zu einer Frage und war behend hinausgehuscht, nachdem sie ihn genötigt hatte, sich zu setzen. Aber sie ging nicht in das zur Krankenstube gewordene Schlafzimmer ihres Gatten, sondern hatte auf dem Gange eine rasche, im Flüsterton geführte Unterhaltung mit dem hübschen Hausmädchen, von dem der Besucher eingelassen worden war.

„Sie haben mich verstanden, Lina?" war das Ende der Unterweisung. „Und Sie werden Ihre Sache gut machen — nicht wahr?"

„Jawohl, gnädige Frau! Wenn aber der Herr Doktor gar zu ungeduldig wird?"

„Dann können Sie ja klopfen. Aber Sie werden ihn schon unterhalten. Ich weiß, daß er Sie ganz gern um sich sieht."

Mit einer Miene des Bedauerns kehrte sie zu Reinhard Volcker zurück. „Es tut mir so leid — mein Mann ist gerade ein wenig eingeschlafen. Aber Sie dürfen darum nicht fortgehen. Nein, das werden Sie mir nicht antun — oder vielmehr ihm. Sein Schlummer ist niemals von langer Dauer. Ich habe dem Mädchen Auftrag gegeben, mich zu benachrichtigen, sobald er erwacht. Für die kurze Zeit freilich müssen Sie schon mit mir vorliebnehmen. Wenn auch die Zeiten vorüber sind, wo Ihnen das ein Vergnügen gewesen wäre." —

Auf leisen Sohlen war die hübsche Lina in das üppig eingerichtete Schlafzimmer ihres Herrn getreten. Doktor Gresser ruhte in mehr sitzender als liegender Haltung

auf einem verstellbaren Krankenstuhl. Er sah erschreckend hinfällig aus, und die breiten, dunklen Ringe um seine Augen waren wohl nichts anderes, als die vorausgeworfenen Schatten des Todes. Aber er schlief nicht, und nachdem er eine kleine Weile in müder Regungslosigkeit verharrt, fragte er matt: „Sind Sie es, Lina? — Wo ist meine Frau?"

„Die gnädige Frau hat eben Besuch bekommen — von einer Dame."

„Kennen Sie sie?"

„Nein. Ich glaube, es handelt sich um eine Wohltätigkeitssache. Von der Sorte kommen ja so viele."

Der Kranke seufzte und ließ den beinahe haarlosen Schädel weiter nach hinten sinken. „Rücken Sie mir das Kissen ein wenig zurecht, Lina," meinte er nach längerem Schweigen. „So — ich danke. Es ist eine lästige Beschäftigung, sich mit einem Kranken zu befassen, nicht wahr?"

„Wie mögen der Herr Doktor nur so etwas sagen! Der Herr Doktor wissen doch, daß ich es gerne tue."

„Fromme Lügen," murmelte er. „Aber lügen Sie getrost weiter. Einem Sterbenden die Wahrheit zu sagen, ist vergeudete Sittlichkeit; er könnte ja doch keine Nutzanwendung mehr davon machen."

„Sie sind doch kein Sterbender, Herr Doktor. Sie werden sich schon wieder erholen."

„Von der närrischen Anstrengung des Lebens, meinen Sie. Ja, das werde ich — und zwar ausgiebig. Franz schläft natürlich in seiner Kammer wie ein Murmeltier?"

„Ich denke wohl — nachdem er die ganze Nacht gewacht hat."

„Wenn er die Nacht auf einem Dienstbotenball durchgetanzt hätte, schliefe er natürlich jetzt nicht. Es ist doch

gut, daß die Bedürfnisse der menschlichen Natur sich so hübsch nach der Bequemlichkeit einrichten lassen."

„Soll ich ihn vielleicht wecken?"

„Nein. Solange Sie sich opfern wollen, sehe ich Ihr Gesicht lieber als seines. Sie haben sich sehr herausgemacht, Lina! Hat meine Frau Ihnen niemals gezeigt, daß sie eifersüchtig auf Sie ist?"

„Aber, Herr Doktor —"

„Nun, was wäre dabei? Ich würde mich sogar darüber freuen. Ein alter Aberglaube sagt nämlich, die Eifersucht sei eine Begleiterscheinung der Liebe. Aber ich fürchte, meine Frau ist niemals eifersüchtig gewesen."

„Ich wenigstens habe an der gnädigen Frau nie etwas Derartiges bemerkt. Im Gegenteil —"

„Was heißt das? Was wäre denn nach Ihrer Meinung das Gegenteil der Eifersucht?"

„Ach, gar nichts — ich weiß nicht — es fuhr mir nur so dumm heraus."

„Schämen Sie sich dessen nicht. Die Dummheit ist das unveräußerliche Vorrecht der hübschen Mädchen. Aber ich will Ihnen helfen: das Gegenteil der Eifersucht ist die Gleichgültigkeit. War es das, was Sie meinten?"

„Ich habe mir wirklich gar nichts dabei gedacht."

„Hatten Sie den Eindruck, daß es sich um einen langen Besuch handeln werde — da vorne bei meiner Frau?"

„Ich weiß nicht. Die gnädige Frau schien allerdings auf so etwas gefaßt zu sein."

„Woraus schließen Sie das? Was hat sie Ihnen gesagt?"

„Ich sollte bei dem Herrn Doktor bleiben. Aber wenn der Herr Doktor ungeduldig würde, könnte ich ja klopfen."

Wieder wühlte sich der kahle Schädel in das Polster. „Nein, ich bin nicht ungeduldig. Bleiben Sie nur bei mir, Lina!"

„Jawohl. Soll ich dem Herrn Doktor etwas vorlesen?"

„Das ist ein Gedanke. Man soll immer um die Bereicherung seiner Kenntnisse bemüht sein, auch wenn man schon mit einem Fuß in der Grube steht. Drüben auf dem Nachtkästchen liegt ein Buch. Da, wo das Lesezeichen steckt, können Sie anfangen."

Lina tat, wie ihr geheißen war. Das Buch war eine ziemlich umfangreiche Broschüre, und sie konnte sich's natürlich nicht versagen, den auf den Umschlag gedruckten Titel zu lesen.

„Von Reinhard Volcker," las sie laut. „Ach, wie drollig!"

„Wieso drollig?" fragte Gresser. „Kennen Sie denn den Verfasser?"

„Aber das ist doch — ja so — nein, ich kenne ihn nicht, Herr Doktor! Ich mußte bei dem Namen nur an etwas sehr Komisches denken. Soll ich ganz oben auf der Seite anfangen?"

„Fangen Sie an, wo Sie wollen."

So gut sie konnte, holprig und stockend, über jedes ungewöhnliche Wort strauchelnd, las Lina ohne allzu ängstliche Rücksicht auf die durch die Unterscheidungszeichen angedeuteten Atempausen. Doktor Gresser ruhte mit halbgeschlossenen Augen in seinem Stuhl, und es blieb zweifelhaft, ob seine Gedanken der Vorlesung folgten. Von Zeit zu Zeit warf das Mädchen über das Buch hinweg einen Blick auf sein Gesicht, und allgemach wurden diese beobachtenden Blicke immer häufiger und länger. Es war unverkennbar, daß ihr das Aussehen

des Kranken nicht gefiel; er schien mit jeder Minute mehr zu verfallen. Die spöttischen Züge hatten an Schärfe verloren, und ein ergreifender Ausdruck tiefer Traurigkeit war an ihre Stelle getreten. Lina fuhr mit dem Handrücken über die Augen und legte das zugeklappte Buch beiseite.

Aufblickend fragte Doktor Gresser: „Nun, haben Sie keine Lust mehr, Lina? Strengt es Sie zu sehr an?"

„Nein. Aber ich mag nicht. Ich bringe es nicht länger fertig. Wenn es wenigstens noch ein anderes Buch wäre."

„Die ‚Bettelgräfin' zum Beispiel — oder ‚Das vergiftete Brötchen an der Kirchhofsmauer'. So etwas vielleicht?"

„Bitte, ich lese keine Hintertreppenromane. Aber daß der Herr Doktor sich hier mit den gedruckten Redensarten des Herrn Volcker die Zeit vertreiben müssen, während er unterdessen vorne mit der gnädigen Frau — — nun, mich geht es ja freilich nichts an."

Der Kranke hob den Kopf nicht aus dem Kissen. Auch auf seinem Gesicht zeigte sich keine Veränderung, wenn sich auch seine Finger mit krampfigem Griff in die Decke gruben, die seine Knie umhüllte. Davon aber sah Lina nichts.

„Sie haben mir also vorhin nicht die Wahrheit gesagt?" fragte er anscheinend ruhig. „Der Besuch, der meine Frau so lange aufhält, ist keine Dame?"

„Nein. Ich lüge nicht länger. Meinetwegen mag mich die gnädige Frau fortjagen. Ich finde es zu empörend."

Ein Laut wie ein knurrendes Lachen kam von dem Krankenstuhl her. „Regen Sie sich nicht auf, Lina! Man muß sparsam sein mit seiner Empörung. Wenn

die Dame da vorne bei meiner lieben Frau auch Reinhard Volcker heißt, um eine Art von Wohltätigkeitsbesuch handelt es sich vielleicht doch. Und daß Ihnen verboten wurde, mir etwas davon zu sagen, geschah gewiß auch in wohltätiger Absicht. Denn es wurde Ihnen doch ausdrücklich verboten?"

„Ja. Aus eigenem Antrieb hätte ich den Herrn Doktor nicht belogen."

„Sie sind eine Perle von einem Weibe. Schade, daß ich Sie erst so spät kennen gelernt habe. Dann ist es wohl auch nicht das erstemal, daß der Herr Doktor Volcker meine Frau besucht?"

„Doch. Außer damals, wo der Herr Doktor ihn zum Frühstück mitbrachten, habe ich ihn noch nicht hier gesehen. Ich weiß bloß, daß die gnädige Frau gestern einen Brief an ihn geschrieben hat."

„Und woher wissen Sie das?"

„Ich mußte ihn hinuntertragen, weil Herr Doktor nicht wollten, daß die gnädige Frau ausging. Sonst hätte sie ihn wohl lieber selbst in den Kasten geworfen. Sie war sehr ungehalten, daß sie dableiben mußte."

„Eva gegen Eva — es bleibt doch immer die alte Geschichte."

„Wie, bitte, Herr Doktor?"

„Nichts von Bedeutung ... Wie lange ist es wohl schon her, daß Herr Doktor Volcker kam?"

„Eine reichliche halbe Stunde ist es gewiß. Soll ich nicht jetzt anklopfen und melden, daß der Herr Doktor ungeduldig würde?"

„Um des Himmels willen nicht, mein Kind! Junge Frauen, die einen Wohltätigkeitsbesuch empfangen, darf man nicht stören. Aber Sie könnten mir in der Küche ein Glas Limonade bereiten, Lina."

„Jawohl, Herr Doktor! Ich werde es der Köchin sagen."

„Nein. Von Ihnen will ich es haben. Es würde mir den Appetit verderben, wenn ich beim Trinken an die roten Finger der Köchin denken müßte. Sie aber haben so niedliche kleine Hände. Erröten Sie nicht; meine Schmeicheleien sind nicht mehr gefährlich. Nun gehen Sie, meine liebe Lina, und machen Sie die Limonade recht sorgfältig. Es kommt nicht darauf an, wenn es etwas länger dauert."

„Aber Herr Doktor können doch nicht so lange allein bleiben."

„Warum nicht? Wenn mir schlecht werden sollte, brauche ich ja nur zu klingeln."

Nach einem mißtrauisch forschenden Blick auf sein Gesicht erst entschloß sich Lina zu gehen. Aber sie fand ihn nicht anders aussehend als vor ihrer Enthüllung.

„Er muß doch schon recht krank sein, daß er so gleichgültig ist," sagte sie sich in ihres Herzens Stille. „Na, ich habe wenigstens das Meinige getan."

Doktor Gresser blieb unbeweglich, bis sein gespannt lauschendes Ohr das Zufallen der Küchentür vernahm. Dann schleuderte er mit einem Ruck die seidene Decke fort und richtete sich ächzend in die Höhe. — — —

Reinhard Volcker hatte getan, was in seinen Kräften stand, um das Gespräch nicht über den Rahmen einer unverfänglichen Unterhaltung hinausgleiten zu lassen. Vergeblich. Margarete brannte darauf, ihm die Geschichte ihrer letzten fünf Jahre zu erzählen. Sie plauderte sich in immer größere Lebhaftigkeit hinein, und die Schilderung ihrer Erlebnisse gewann immer mehr den Charakter einer vertraulichen Beichte.

Wenn er ihr glauben durfte, war sie immer aufs

neue das Opfer ihrer Unerfahrenheit und ihres guten Herzens geworden. Ihr Onkel Martiny hatte sie rücksichtslos ausgebeutet und sich durch ihre Arbeit bereichert, während sie sich ihre Kostüme selbst anfertigen und alle möglichen Entbehrungen leiden mußte. Es war ein schreckliches Leben gewesen, und man konnte es ihr gewiß nicht übelnehmen, daß sie sich nach Befreiung gesehnt hatte. Dann war Jens Larssen mit seinen verlockenden Anerbietungen gekommen. Sie hatte ihn nicht geliebt, nie etwas anderes als Freundschaft für den Lautensänger gefühlt, und auch das nur, weil er sich so gut darauf verstand, sie über seine wahren Charaktereigenschaften zu täuschen. Gott, sie war doch erst achtzehn Jahre alt gewesen. Goldene Berge hatte er ihr versprochen, Ruhm, Reichtum und Wohlleben. Auf seinen Händen hatte er sie tragen wollen. Und in ihrer Sehnsucht, aus dem Elend herauszukommen, hatte sie sich beschwatzen lassen, seine Frau zu werden.

„Das alles ist vollkommen begreiflich," sagte Volcker, um der Ausführlichkeit ihrer Schilderung einen Riegel vorzuschieben. „Und wenigstens in bezug auf die Berühmtheit, die er Ihnen verschaffen wollte, hatte Herr Larssen doch auch wohl nicht zu viel versprochen."

„Ach," machte sie wegwerfend, „dahin hätte ich auch ohne ihn kommen können. Um mit meiner Erscheinung Aufsehen zu erregen, hätte ich nicht Abend für Abend in diesem scheußlichen Schmarren zu spielen brauchen. Natürlich liefen die Leute nur meinetwegen zu dem ‚Teufelswalzer', den sich wegen seiner Mätzchen gewiß keiner zum zweiten Male angesehen hätte. Wenn er es noch wenigstens anerkannt hätte! Aber er war der undankbarste Mensch von der Welt, und ich glaube, im innersten Herzen voll glühenden Neides auf meinen Erfolg."

„War das der Grund, aus dem Ihre Ehe —?"

„Der Grund, weshalb wir uns scheiden ließen, meinen Sie? O nein, da spielte noch sehr viel anderes mit. Es war ein ganzer Roman. Sie können einen daraus machen; ich will Ihnen so viel Stoff geben, daß es für zehn Bände ausreicht."

„Es tut mir leid, gnädige Frau, ich schreibe keine Romane."

„Nicht? Befassen Sie sich immer noch mit so langweiligen Sachen wie mit den Armeleutwohnungen und der Bodenreformation?"

„Zum Teil auch damit. In der Hauptsache aber bin ich Verlagsbuchhändler."

„So? — Ich habe keine Ahnung, was das ist. Aber das spielt ja auch weiter keine Rolle. Mein Mann behauptet, daß Sie es schrecklich weit gebracht haben. Ja so, Sie wollten erfahren, weshalb ich mich von meinem ersten Manne habe scheiden lassen."

„Ich bitte um Verzeihung, das hat für mich —"

„Es ist gar kein Geheimnis. Die Zeitungen haben ja sogar darüber geschrieben. Nicht nur, daß er die tollsten Geschichten machte, daß er spielte und unzählige Liebschaften hatte — er wurde zuletzt auch noch brutal gegen mich. Vielleicht würde ich nie von ihm losgekommen sein, wenn nicht Doktor Gresser —"

„Er wurde also zu Ihrem Befreier?"

„Ja, und er hat für meine Freiheit gekämpft, wie kein anderer es getan hätte. Er war auch wohl der einzige Mensch, der es mit Larssen aufnehmen konnte. Ich dachte immer, es müßte mit Mord und Totschlag endigen."

„Das war doch wohl unnötige Sorge. Doktor Gresser —"

„Sie kennen ihn eben noch nicht. Wenn man ihn reden hört, denkt man, er bestände aus weiter nichts als aus eiskaltem Hohn. Aber er ist ein Vulkan. Wie es zum ersten Male zwischen ihnen hart auf hart gekommen war, wurde Larssen ganz klein. Ich glaube, er war zuletzt sehr froh, daß er mit heiler Haut und mit einer anständigen Abfindungssumme davonkam."

(Fortsetzung folgt.)

Die Mühlberger Gleiche

Von Johannes Schlaf

Mit 4 Bildern

Der Reisende, der mit der Bahn von Erfurt her in der Richtung nach Gotha fährt, wird, gleich nachdem er die Station Neudietendorf hinter sich hat, kaum versäumen, einen Blick zur Linken nach den berühmten alten „Drei Gleichen" hinüberzuschicken und des „zweiweibigen" Grafen Ernst von Gleichen zu gedenken. Aber er sollte, wenn er sonst keine Eile hat, einen Tag daran wenden, die alten Stätten zu besuchen. Die Wanderung ist in Anbetracht der Lage der drei Bergschlösser nichts weniger als beschwerlich und wird sich ihm reichlich lohnen.

Man kann etwa von Neudietendorf aus auf der über Gotha nach Eisenach führenden Bahn bis zur Station Wandersleben fahren, von wo man zunächst nach einer dreiviertelstündigen Wanderung durch die lieblichste Landschaft zu der Wanderslebener Gleiche gelangt. Sie ist die eigentliche „Gleiche", die Stätte der Sage von Graf Ernst III. von Gleichen und seinen beiden Frauen Ottilia und Melechsala. Wann und aus welchem Anlaß die Bezeichnung „Drei Gleichen" aufgekommen, ist unbekannt und nicht zu ermitteln. Die Grafen Gleichen haben niemals eine der beiden anderen Burgen, Mühlburg und Wachsenburg, besessen, zu deren Besitzern auch nie in verwandtschaftlicher Beziehung gestanden. Vielleicht hat der Umstand, daß sie alle drei so abgesondert auf Bergkegeln und in einem ziemlich gleichseitigen Dreieck zueinander liegen, die Bezeichnung veranlaßt.

Wenn man an dem dicht am Fuß des Burgberges gelegenen sogenannten „Freudental", einem schönen, alten, einsam gelegenen Gasthof — in früherer Zeit war er eine Försterei und zur Zeit der alten Grafen

Burg Gleichen.

ein zum Schloß gehöriges Vorwerk — vorbeigeschritten ist, steigt man durch prächtigen alten Laubwald zur Burg hinauf; und wenn man das geräumige und noch recht ansehnliche Trümmerwerk besichtigt, auch die herrliche Aussicht genossen hat, die westlich den Höhenzug des Thüringer Waldes zeigt, nördlich bis zum Brocken reicht, südwestlich den Blick auf die Mühlburg gibt und südöstlich auf die Wachsenburg, steigt man auf bequemem Weg die westliche Seite des Berges hinab, die kahl in prächtigen, wildromantischen Wellungen den roten und grünen Lettentonboden hervortreten läßt, aus dem die Bergflanke besteht. Alle drei „Gleichenberge", besonders auffallend und prächtig die Wachsenburg, haben diese bunte Tonerde, weshalb sie auch in früherer Zeit die „roten Berge" genannt wurden.

Wieder braucht es nur einer kaum halbstündigen Wanderung, beständig durch die lieblichste Landschaft, um zu dem am Fuße der Mühlburg, der „Mühlberger Gleiche", gelegenen Flecken Mühlberg zu gelangen.

Man sollte den idyllisch freundlichen, kleinen Ort nicht durchschreiten, ohne den berühmten Mühlberger „Spring" besichtigt zu haben.

Ein kräftiger Quell, der, unmittelbar aus einem Felsengrund hervortretend, auf einem kleinen Hügel in ein Wasserbecken gefaßt ist und sofort eine nahe gelegene Mühle treibt. Nach einem Bericht aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts betrug die Stärke des Abflusses damals, wenn sie vollständig war, 2 Fuß 2 Zoll Breite und 1 Fuß an Tiefe. Die Schlucht, aus der der Quell kommt, soll nach der damaligen Untersuchung eines Bergmannes 40 bis 50 Fuß sich in der Länge erstrecken und in einem unterirdischen Wasserbehälter von unergründlicher Tiefe enden. Der „Spring"

Kirchgäßchen in Mühlberg.

hat die Eigenschaft, daß er selbst in der schärfsten Winterkälte nicht zufriert, und ferner die noch wunderbarere, daß er mit den Tagen des Jahres ab- und zunimmt. Der niedrigste Stand im Dezember beträgt aber gewöhnlich nicht unter 10 Zentimeter. Ferner hält er bei Sturmwind, solange dieser andauert, im Steigen wie im Fallen inne. Zuweilen mindert sich sein Ausfluß nicht unbeträchtlich, ja bis zur Hälfte; manchmal aber bleibt er auch ganz und gar weg, ohne daß man für diese, allerdings nur sehr selten sich ereignende, seltsame Eigenschaft eine Ursache anzugeben wüßte. Der Aberglaube hielt das früher für ein Vorzeichen von Unglücksfällen.

Nachdem man den „Spring" besichtigt hat, ersteigt man, am „Schützenhaus" vorbei, auf einem schmalen, von Heckenrosen umsäumten Pfad, der allerdings ziemlich steil ist, aber Stufen und ein Geländer hat, den hier so gut wie völlig kahlen Bergkegel. Oben mündet der Weg in den bequemen „Gustav-Freytag-Weg", der dann nach rechts über die „Leite", den langen, waldigen Bergrücken, auf dessen westlichem, höchstem Ende die Mühlburg liegt, nach Ost bis nahe an die Wachsenburg heranführt. An einem kleinen Kriegerdenkmal vorbei leitet nach halbstündiger Wanderung der Weg nach links gleich an die Ruine heran.

Die Mühlburg ist noch um ein bedeutendes wüster zerfallen als die Wanderslebener Gleiche, mit ihren Trümmerresten und ihrer Lage aber die romantischere der beiden Burgen. Schon 1718 berichtet ein Arzt aus Seebergen, Dr. Johann Bubbe, über ihren damaligen Zustand folgendes: „1. Eine gewölbte Brücke, deren letzter Bogen vor den Toren einen Aufzug gehabt hat. 2. Das erste Tor, das durch einen großen Turm führt

und wegen der vielen zusammengefallenen Mauerstücke kaum mehr gangbar ist. Der Turm selbst zeigt noch ein Merkmal von dem 1230 daran geschehenen Einschlag des Wetters (Blitzschlag). 3. Wenn man auf den Hof

Mühlburg: im Hintergrund Burg Gleichen.

kommt, erblickt man nichts als alte, zusammengestürzte Mauern und keine Spur eines hölzernen Gebäudes. Auf der Seite morgenwärts stehen noch zwei hohe Mauern mit erhabenen Giebeln, wo sich ehemals die Kirche befunden haben soll. Vor diesen ist 4. ein großer, jetzt fast ganz mit Schutt und Steinen gefüllter Brunnen, welcher in der Bauart dem wachsenburgischen gleich-

kommt. 5. Mitten unter dem alten Gemäuer ragt ein starker Turm empor, in welchen noch vor kurzem Gefangene gesetzt worden, der aber nun am Fuß geöffnet und zu jenem Zweck nicht mehr zu gebrauchen ist. Es wird erzählt, daß man bei Durchbrechung desselben verschiedene an Ketten liegende Totengerippe gefunden habe. 6. Ein tiefer Keller, worin vor etlichen Jahren Schüler aus Arnstadt auf einem Bund Stroh den Teufel gebannt haben sollen. Die Stufen sind mit Schutt bedeckt und nicht mehr zugänglich."

Dieser Beschreibung entspricht ungefähr auch der heutige Zustand der Ruine. Nur daß ein sehr hoher viereckiger Turm, der ehemals über dem Torgewölbe stand und noch im 18. Jahrhundert vorhanden war, im Oktober 1768, eines Sonnabends in der Mittagstunde einstürzte. Der tiefe Schloßgraben fing seinen Absturz auf, sonst würde er unten in dem dicht am Fuß des Berges liegenden Mühlberg Menschenleben und Häuser gefährdet haben. Dafür steht aber auch heute noch der von Bobbe letzterwähnte runde Turm, der 25 Meter hoch ist und eine Mauerdicke von $2^1/_2$ Metern besitzt. Der Thüringer Waldverein hat ihn ausbessern lassen. Auf seiner südlichen Seite ist in halber Höhe eine runde Bronzeplatte mit dem Relief Bismarcks angebracht.

Es hat sich wahrlich des Aufstieges verlohnt, wenn man an einem schönen, sonnigen Sommertage da oben zwischen den alten Trümmern steht und, den Blick der Fernsicht über das schöne Thüringer Land hingegeben, aus sonnenflirrender blauer Sommerluft und dem Flüstern des Windes in der tiefen Einsamkeit dieser Berghöhe die Geisterstimmen der Vorzeit vernimmt.

Man wird sich gern auch erinnern, daß Gustav Freytag die Mühlburg zum Schauplatz seines „Ahnen"-

romans „Das Neſt der Zaunkönige" gewählt hat. Graue Vorzeit und traulich-ernſte deutſche Mittelalterſage ſind es, denen wir lauſchen wollen.

Die Mühlburg iſt das älteſte der drei „Gleichenſchlöſſer". Ganz Genaues über ihren erſten Urſprung läßt ſich nicht mehr ermitteln. Es heißt, daß ſie ſchon vor Einführung des Chriſtentums, 319, von einem edlen Thüringer aus königlichem Geblüt, den man Hogerle oder Hogerlei nennt, erbaut worden ſei. Sicher iſt nur, daß einer der von den fränkiſchen Königen als Statthalter eingeſetzten Thüringer Herzoge, Hedan II., mit ſeiner Gemahlin Theodrada, die beide zum Chriſtentum übergetreten waren, im Jahre 704 dem Biſchof Willibrod von Utrecht das ſchöne, ſtattliche Bergſchloß Mühlburg ſchenkte. (Die Chroniken nennen es auch Mollberg, Moliberc, Möllburc, Mulburg, Molborgk, Mollisberg, Moliberg, Moelburg, Melenburg, Mülenburg, Mulenberge.) Gerade in dieſer Gegend der „Drei Gleichen" hatte die neue Lehre, durch den heiligen Bonifaz und den heiligen Kilian ausgebreitet, am erſten Wurzel gefaßt.

Von den Biſchöfen von Utrecht kam die Mühlburg — es iſt unbekannt, auf welche Weiſe — an die Markgrafen von Thüringen. Pfalzgraf Wilhelm von Orlamünde übertrug ſie als Lehen gegen 1120 an das Erzbistum von Mainz. Mainz übertrug ſie dann wieder an einen Zweig des Orlamünder Stammes, der ſie lange in Beſitz hatte.

Der hervorragendſte und durch Mannestugend wie geiſtige Bildung am meiſten ſympathiſche dieſer Orlamünder war Graf Meinhard V., der im 13. Jahrhundert auch die Wachſenburg beſaß.

Lieblich ſagenverklärte Hiſtorie erhebt ſich aus der Mönchsſchrift alter Reimchroniken.

„Mit zewen wagn sy enfuren yn,
mit dren ernß das mußte syn.
Es stehit nicht allis uß zcu sagin
was cleinodes truge derselbe wagin."

Wer? Wo? Die Wartburg. Landgraf Hermanns prunk-

Wachsenburg.

voller, kunstliebender, sängerkriegberühmter Hof. Und Graf Meinhard V. ist es, eine der Zierden dieses Hofes, der mit Walter von Vargila, einem der wackersten Männer des damaligen Thüringen, aus Ungarland zurückkehrend, in die Wartburg einzieht. Dort haben sie 1211 für den elfjährigen Sohn Hermanns, den späteren Landgrafen Ludwig, beim König Andreas um die Hand von dessen

vierjähriger Tochter Elisabeth angehalten. Den Sänger Klingsor haben sie dort angetroffen, der seinerzeit den Sängerkrieg entschieden und in Hellegrafs Herberge in Eisenach die Geburt und spätere Verlobung Elisabeths geweisſagt hatte. Drei Tage hat das Verlobungsfest angedauert unter Gesängen, Saitenspiel und Tanz. Reich mit Gold, Silber und Kleinodien beschenkt, haben Hermanns Gesandten die kleine Braut, in ein seiden Gewand gehüllt und in eine silberne Wiege gelegt, empfangen und sind mit ihr nach Thüringen zurück gezogen. 1216 hat Ludwig dann, nach dem Tod seines Vaters Markgraf geworden, die damals vierzehnjährige Braut geheiratet. Und wieder sind es Meinhard und Vargila gewesen, die sie zum Altar führten, und wieder hat drei Tage lang das glänzende Vermählungsfest angedauert. — Fünf Jahre später aber tritt der treue Meinhard mit seinem Herrn den Kreuzzug Kaiser Friedrichs II. an. Auf der Heimkehr, 1228, aber holt er die Leiche des an einer Seuche verschiedenen Ludwig von Otranto ab, um sie nach Thüringen überzuführen, wo sie in Reinhardsbrunn beigesetzt werden soll. Man hat sie aus dem Grabe gehoben, die Knochen von den Weichteilen befreit und ausgesotten und das Fleisch dann, in seidene Tücher gewickelt, wieder begraben, die Gebeine aber in einem wohlverwahrten Schrein geborgen, der mit einem silbernen, kleinodverzierten Kruzifix geschmückt war. Diese Lade haben sie dann auf ein Maultier gebunden und sind nach der Heimat gezogen. Unterwegs wird in den Städten, in denen sie rasten, die Leiche in den Kirchen ausgestellt, damit die Frommen bei ihr zu beiderseitigem jenseitigen Wohl beten. Zu der feierlichen Beisetzung in Reinhardsbrunn aber ruft Meinhard die unglückselige, von ihrem rauhen Schwager, dem Land-

grafen Heinrich Raspe, von ihren Kindern fort verstoßene Elisabeth herbei. Und die Heilige des holden „Rosenwunders" betet an der Leiche des geliebten Gatten, dem sie bald in die Ewigkeit hinüberfolgen soll.

Auch beim Kaiser stand Meinhard in hohem Ansehen. 1225 und 1226 war er mit ihm in Parma, 1231 in Ravenna, und 1232 erhielt er von ihm den Auftrag, an der Stadt Erfurt die Reichsacht zu vollziehen, und er brachte es dahin, daß die Erfurter sich mit dem Erzbischof von Mainz verglichen.

Und dann sein tragisches Ende. Aus Rache hatten ihm die Erfurter Schaden zugefügt. Darüber erbittert, fing er ihnen eines Sonntags einen ihrer reichsten Bürger namens Legath weg, als dieser gerade zur Frühmesse unterwegs war, und setzte ihn gefangen. Erfurt erhob beim Kaiser Klage, Meinhard wurde vom Erzbischof von Mainz in Bann und auf dessen Anstiften vom Kaiser in die Acht getan. Elend und arm ist er dann verschollen. Mit ihm bald danach, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, sein Geschlecht bis auf das Familienwappen, das ein Schachfeld vorstellt.

Die Mühlburg aber fiel jetzt an Mainz zurück. Im Kampf gegen die Erben Heinrich Raspes, der 1247 gestorben war, wurde die Burg dann belagert. Schon 1089 war sie von Kaiser Heinrich IV., später dann, 1310, von den Erfurtern belagert worden. Jedesmal, und auch diesmal, ohne Erfolg. 1342 kam sie an die Henneberger Grafen, die als „Burgmannen" eingesetzt wurden. 1350 wurde Mühlburg von Mainz an Erfurt wieder käuflich abgegeben. 1362 war Erfurt in ihrem völligen Besitz. Es belehnte mit ihr die Edlen von Hellbach; eine Familie, die dann noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Flecken Mühlberg, am Fuß der Ruine, lebte.

Rohe Zeiten. Faustrecht, Fehden und Unruhen ohne Aufhören. Rohe Chronikverse zeugen davon — eine alte Reimdichtung aus dem 15. oder 16. Jahrhundert, „Historia der Fehde zwischen einem Grafen von Gleichen und Ditrichen von Hellbach. In deutsche Reime gebracht durch Joh. Gerhardum, Pfarrer zu Rüsselsheim am Main".

„... da schossen sie zusammen offt
gwint doch wenig wie man hofft
Wenn Hellbach schos an Schloß zu Gleichen
gar hönlich teten stes abstreichen
mit einem Fedderwische bald
und spotten sein ganz manigfalt.
Einsmals ein koch im Fenster sas
und trank lehr aus einem langen Glas
damit ehr Hellbachs spotten that
Welcher ein stück darauff ablath
und schos den den als ehr so tranck
das Glas fürm Maul entzwei das klang
doch ihm sonst widderfuhr kein schad
das ehr Got dankte früh und spat."

Die Hellbachs hatten einen wilden Junker Hans, der in der Gegend viel gröblichen Unfug anrichtete. Da seine Mutter, eine Witwe, mit ihm nicht fertig wurde, bat sie ihren Nachbarn, den Grafen Gleichen, Hans abzufangen und auf Gleichen einzusperren. Der willfahrte ihr. Aber in der Nacht brach auf Gleichen Feuer aus, und in der allgemeinen Verwirrung vergaß man des Junkers, der in seinem Gemach erstickte. Die Hellbachs verlangten vom Grafen nach damaliger Sitte so viel Silber, als der Junker wog. Der Graf, gerade in mißlicher äußerer Lage, konnte nicht zahlen. Eine mehrjährige Fehde brach aus, in der man sich gegenseitig viel Schaden zufügte. Bis man sich gütlich dahin ver-

glich, daß die Hellbachs jährlich von den Gleichen ein Fohlen bekommen sollten.

„Solchs wart alsdann bracht ufs papir
bekrefftiget durch ihr Pitschir."

Dies trug sich zu zu Zeiten Kaiser Karls IV. und Ernsts VII. von Gleichen.

Später wurden die Hellbachs, in einer Christnacht, von Graf von Reinecke aus der Mühlburg vertrieben, nachträglich aber von ihm mit dem Burggut im Flecken Mühlberg entschädigt. Reinecke wurde von der Stadt Erfurt als Inhaber der Burg anerkannt. Nach den Reineckes sind dann die Herren von Ulsdorf „Burgmannen". Anfang des 16. Jahrhunderts aber war die Burg schon verlassen. Sie wurde von der Stadt Erfurt vernachlässigt und gerät in Verfall. Das zugrunde gehende Anwesen wechselte nun beständig seinen Besitzer, kam an Weimar, dann an Altenburg, endlich 1665 wieder an Mainz. Später diente sie, schon halb Ruine, noch eine Zeitlang als Gefängnis. Einige Zeit setzten sich sogar Straßenräuber in der Ruine fest, bis sich schließlich um das Nest, als man die Strauchdiebe vertrieben hatte, niemand mehr bekümmerte, außer daß die Mühlberger es als Steinbruch für ihren Häuserbau benutzten. Ein Umstand, der den oben erwähnten Zusammensturz des viereckigen Torturms verursacht haben soll.

Heute empfängt einen gleich beim gänzlich zerfallenen Tor eine Warnungstafel, sich keiner Lebensgefahr auszusetzen, die einem unter Umständen auf dieser wüsten Trümmerstätte droht. Durch Geröll, Gras, Unkraut, zerzaustes Buschwerk schreiten wir die Trümmer ab, betrachten diese mächtigen Brocken und Mauerreste aus

Kalkflöz, deren Mörtel, das heute beneidenswerte Geheimnis damaliger Baukunst, zäher ist als das Gestein. 460 Schritt mißt der Burgraum im Umfang. Beim Mauerrest des einstigen Schloßgebäudes finden wir Spuren der Grundmauer der ehemaligen Kapelle, weiterhin noch zwei Bogen der alten Laufgrabenbrücke, beiseit Trümmerreste eines vormals errichteten Kompostells, der sogenannten Neuburg; nicht weit davon, verfallen und verschüttet, der „Mönchsbrunn" und der mit Quadern ausgemauerte, etwas über 2 Meter im Durchmesser haltende „Meinhardsbrunn" (heute Eimersborn). Nord- und Ostseite des Berges sind mit Laubholz bestanden. Sonst ein paar Gärten mit Kirschbäumen. Gen Westen, tief in die bunte Lettentonerde hinein, an der kahlen Bergseite hinab ein tiefer, wilder Wasserriß, der eines Tages wohl den Herabsturz der letzten Mauerreste nach dieser Seite hin verursachen wird ...

Man spürt mit einem Male die öde Stille um einen her, den dumpfen Ruch des starren, alten Gemäuers, seine unsägliche graue Einsamkeit. Unwillkürlich denkt man einen Augenblick an die Gespensteresagen, die in der Gegend umlaufen, wo ängstliche Seelen noch heutigestags zur Abend- und Nachtzeit Burg und Berg meiden, weil es „nicht geheuer" sein soll.

Noch ein aufatmender Blick auf die roten Dächer des freundlichen Marktfleckens hinab, über die liebliche, sonnige Landschaft mit ihren goldigen Getreidefeldern hin, hinüber zum blauen Höhenzug des Thüringer Waldes; dann wendet man sich und wandert auf dem anmutigen „Gustav-Freytag-Weg" an der langen Flanke der „Burgleite" hin noch zur Wachsenburg, die, seit sie im 17. Jahrhundert an Gotha kam, beständig ausgebaut und in bestem Stand erhalten, heute eines der schönsten

benutzten Bergschlösser Deutschlands ist. Von seinen behaglichen Gasthaussälen aus genießt man den herrlichen Weitblick, und besichtigt auch das Gustav-Freytag-Zimmer und die beiden recht sehenswerten Museen, die in der Burg untergebracht sind. Dann steigt man zum nahen Haarhausen hernieder, einer kleinen Haltestelle der von Meiningen über Oberhof und Arnstadt kommenden Bahn, und fährt nach Neudietendorf zurück, wo man wieder seinen Anschluß hat. Kehrt zurück mit der Erinnerung an einen Tag, der einem die Bekanntschaft mit einer der schönsten, lieblichsten und sagenreichsten Landschaften des schönen Thüringens gegeben hat und dessen Gedenken noch lange zauberhaft in einem nachklingen wird ...

Die Lösung der albanischen Frage

Von Peter Beck

Hat man Albanien schon vor dem Kriege einen mehr der Völker- als der Länderkunde angehörenden Begriff genannt, so trifft diese Bezeichnung für den Augenblick in Wahrheit den Nagel auf den Kopf. Und doch ist gerade jetzt die Zeit gekommen, die mit mehr Aussicht auf Verwirklichung als irgend eine frühere den Gedanken an die Errichtung eines selbständigen Albaniens ernsthaft ins Auge zu fassen erlaubt. Unter ganz anderen Voraussetzungen allerdings, als sie die bisherige Genossenschaft der Beschützer dieses Staatsbegriffes erwogen hatte.

Ein Rückblick auf die Geschichte kennzeichnet die früheren Illyrier als einen rauhen, kriegerischen, dem verwegensten Seeraub ergebenen Stamm, mit dem die Nachbarvölker erst dann leidlich auskommen konnten, als die Römer um 229 v. Chr. mit der Unterwerfung des Landes begannen. Die Völkerwanderung fegte die römische Herrschaft fort, und fast ein Jahrtausend lang blieb das albanische Gebiet der Tummelplatz eingedrungener slawischer Völkerscharen. In den folgenden Kämpfen gegen die Türken, namentlich in der Schlacht auf dem Amselfeld am 6. Juni 1389 wurde der Kern des albanischen Heeres aufgerieben. Mit der Neugründung albanischer Städte in den verheerten und menschenleeren Gegenden Attikas, Thessaliens und des Peloponnes steht die Glanzzeit des Landes in engstem Zusammenhang. Es sind die fünfundzwanzig Jahre, in denen Skanderbeg die Albaner erfolgreich gegen die hartnäckigen Türken anführte, mit denen erst nach dem Tode des alten Haudegens ein Friede zustande kam, der Albanien 1479 zur türkischen Provinz machte. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts griff der Islam in

Albanien mehr und mehr um sich, die Albaner drängten sich zum türkischen Kriegsdienst, und ihre Vornehmen wurden bald die tapfersten Heerführer und die tüchtigsten Zivilbeamten des türkischen Reiches. Vierzig Jahre lang (seit 1770) kämpften sie unter Ali von Janina für die Türken gegen die Griechen, bis im Jahre 1822 infolge des Sturzes Alis und des Ausbruches der griechischen Revolution die mohammedanischen Albaner zu den Türken, die christlichen zu den Griechen übergingen. Seit der Schlacht bei Navarin im Jahre 1827, nach der sich die übriggebliebenen mohammedanischen Albaner gegen die Türken wendeten, wechselten Friedensschlüsse und Aufstände, Abtretungen, Anschlüsse und Grenzstreitereien in fast ununterbrochener Folge bis in unsere Tage. Dabei war bald die Türkei, bald Serbien, Montenegro oder eine Interessengemeinschaft aus der Reihe der Staaten Europas der „andere Teil".

Es ist auch kein Wunder, daß die Geschehnisse und Eindrücke des weltbewegenden Völkerringens die Beschäftigung mit dem albanischen Problem eine Zeitlang zurückgedrängt haben. Doch mag man sich vielleicht jetzt der Huldigungen erinnern, die vor kurzem albanische Abordnungen ihrer frühereren Fürstin, der Prinzessin Wied, in Bukarest darbrachten. Die „Deutsche Levantezeitung" weist in einem Aufsatze von Doktor J. Krauß mit Recht auf die Bedeutung hin, die der Meldung, Griechenland habe Nordepirus besetzt und dem Königreich Hellas einverleibt, zukommt. Es entzieht sich natürlich der Kenntnis der Öffentlichkeit, ob Griechenland lediglich aus eigener Entschließung gehandelt oder sich vielleicht durch Frankreich und England hat schieben lassen. Diese beiden sonderbaren

Verbündeten mochten wohl hoffen, auf solche Weise die Mittelmächte gegen Hellas reizen zu können, eine Spekulation, die allerdings ihren Zweck nicht erreichen wird.

Unbeeinflußt von diesem Eingreifen Griechenlands, so fährt Doktor Krauß in seinen Darlegungen fort, wird die politische Umgestaltung des Balkans, eine der großen Folgeerscheinungen dieses Krieges, ihren weiteren Fortgang nehmen. Vor allem hat die Eroberung des Lovcen, jenes Berges, dem die Natur die Gewalt der Herrschaft über Cattaro, den besten Kriegshafen der Adria und zugleich über die montenegrinische Hauptstadt Cetinje mit ihren Einfuhrwegen aus Nordalbanien gegeben hat, dazu beigetragen, die Umrisse des neuen Balkans zu verdeutlichen. Kein Ereignis des Krieges hat vielleicht so wie diese Waffentat der Österreicher den Trugschluß der Entente bloßgelegt, der auf dem Axiom von dem Zerfall des Habsburgerreiches die Möglichkeit ausrechnete, Deutschland zu verderben. Rußland und Italien berauschten sich vor allem an dieser Hoffnung, und sie zumeist werden die Schuld des Irrtums zu büßen haben. Den Italienern aber fällt das Kartenhaus ihrer Erwartungen, mit denen sie einen anrüchigen Krieg beschworen, vollends zusammen. Denn um Österreichs Adria- und Balkanstellung tödlich zu treffen, es zum Erstickungstod eines Binnenstaates zu verurteilen, zogen sie das Schwert.

Schon längst zeigte die Diplomatie Italiens Verständnis für dieses, ursprünglich russisch-großslawische Interesse. Nach der vorübergehenden Ausgleichung der österreichischen und russischen Balkanpolitik im Mürzsteger Abkommen, das der verstorbene deutsche Botschafter Baron Marschall mit Recht als einen großen

Fehler der österreichischen Politik bezeichnet hat, arbeitete Italiens Diplomatie im Einverständnis mit der russischen Politik, die in den Balkanbahnplänen ihren sichtbarsten Ausdruck fand. Während die verbündeten Mittelmächte die Schaffung der Wardartalbahn zur Verbindung Bosniens mit Saloniki betrieben, unterstützte das verbündete Italien das slawische Gegenprojekt der Drintal- oder Donau-Adria-Bahn, die Rußland die Verbindung von der Ukraine durch die slawischen Vasallenstaaten bis zur Adria schaffen sollte. Schon lange vor dem Bundesbruch Italiens waren Zeichen vorhanden, die das Mißtrauen rechtfertigten, Italien habe sich den russischen Plänen zur Verdrängung Österreichs vom Balkan verpflichtet. Die Scheelsucht des Italieners duldete nicht, daß Österreich wirtschaftlich nach dem Ägäischen Meer strebte, obwohl dieses Ventil Österreich gestattet hätte, den italienischen Wünschen nach Herrschaft oder Teilherrschaft in der Adria nachsichtiger zu begegnen. Italien wollte leben, aber nicht leben lassen, und so betrieb es jene Doppelzüngigkeit, die in Verträgen den Bundesgenossen bis zu der Stunde band, in der die Maske fallen konnte.

Die Katastrophe dieser Politik ist heute schon eine vollendete Tatsache. Mit der Kriegserklärung zerriß Italien den albanischen Vertrag und stellte das Kriegsziel der Verdrängung Österreich-Ungarns von der Adria auf. Die österreichische Antwort darauf war die Eroberung Montenegros und die Besetzung Albaniens. Die albanische Frage wird deshalb nicht als Problem für sich, sondern im Zusammenhang mit der Neugestaltung der Verhältnisse in Montenegro und Serbien geregelt werden müssen. Das alte Montenegro, wie es vor dem Bukarester Frieden bestand, war ein reiner National-

staat. Seine Bewohner waren ausschließlich serbischen Stammes. Eine alte, fest eingewurzelte nationale Dynastie stand an seiner Spitze. Geschichte und Überlieferung, das Selbstgefühl des völkischen Wertes und das Bewußtsein der aus eigener Kraft behaupteten Freiheit gaben dem kleinen Staate eine innere Geschlossenheit und Festigkeit, durch die er allen anderen balkanischen Staaten weit voranstand. Dann aber wurde auch Montenegro von dem wilden Eroberungsfieber ergriffen, das in den jüngst verflossenen Kämpfen die Balkanvölker erfaßt hatte. Zu den Opfern dieses Eroberungshungers gehörte auch Albanien. Nicht nur die Montenegriner, sondern auch die Serben legten Hand auf rein albanische Landesteile. Das gelang um so leichter, als bei den Albanern das Gefühl für eine politisch abgegrenzte Einheit fehlt. Große politische Ideen reifen ausschließlich in den Komiteen albanischer Auswanderer in Rom, Brüssel, Boston und bei sonstigen vom Heimatboden losgelösten Politikern. Das Volk selbst hat für solche Bewegungen noch kein Verständnis.

Dieser Mangel an innerer Kraft hat in Verbindung mit der damaligen internationalen Weltlage in Europa den albanischen Staat des Prinzen von Wied zusammenbrechen lassen. So lange eine solche Konstellation blieb, mußte der albanische Staat als innerlich und äußerlich unhaltbar erscheinen.

Nun aber ist ein gründlicher Wandel in der Weltlage eingetreten. Der bisherige albanische Staat des Prinzen von Wied war eine Schöpfung aller europäischen Großmächte, unter deren gemeinsamem politischem Schutze er stand. Aber die Großmächte waren unter sich nichts weniger als einig. Italienischer und österreichisch-ungarischer Einfluß vor allem bekämpften

sich. Italien, damals noch formell im Bunde mit dem habsburgischen Kaiserstaat, suchte und fand Unterstützung bei der Entente. Es wollte Albanien allein beherrschen, um die Adria zu dem vielberufenen „mare nostro" (unser Meer) zu machen, während Österreich-Ungarn die damit angestrebte Abschließung des Adriatischen Meeres auf keinen Fall zugeben konnte. Wenn ein unabhängiges Albanien wieder auferstehen soll, darf es unter keinen Umständen mehr unter dem Schutze sämtlicher europäischen Großmächte stehen. Insbesondere muß dann der Einfluß Italiens, der so unheilvoll gewirkt hat, ausgeschaltet werden. Diese Möglichkeit ist nun mit dem vollständigen Obsiegen der Mittelmächte auf dem Balkan gegeben.

Ohne Anlehnung an eine Großmacht jedoch, die in finanzieller, militärischer und organisatorischer Richtung helfend und fördernd zur Seite steht, kann allerdings ein eigener unabhängiger albanischer Staat nicht emporkommen und bestehen. Das hat die Vergangenheit gelehrt, und diese Lehre darf nicht unbeachtet bleiben. Allzusehr fehlen in Albanien noch eigene staatsbildende Kräfte. Um sie zu schaffen, wird es einer langen Erziehungsarbeit bedürfen. Dazu gehört eine feste Hand, die im Bedarfsfalle selbst wieder stets nach einer starken dritten greifen kann. Findet ein neu zu schaffendes Albanien eine solche Stütze an Österreich-Ungarn, und zwar an der Donaumonarchie allein, so daß diese ungestört durch internationale Beschränkungen und Bedrohungen zielbewußt und gerecht an der allmählichen Heranbildung einer wirklichen und vollständigen albanischen Selbständigkeit arbeiten kann, so wird der albanischen Nationalität eine bessere Zukunft erwachsen können.

Es kann auch unter günstigen Voraussetzungen lange dauern, bis es gelingt, mit den Resten der Schkipetaren, wie sie sich selbst nennen, ein Staatswesen nach mitteleuropäischem Vorbild zu errichten. Vor allem soll man auf keiner der Entwicklungsstufen vergessen, daß Albanien von Anfang an bis auf den heutigen Tag weder eine Hauptstadt hatte, noch jemals im letzten Sinne ein Reich war, denn selbst Skanderbeg beherrschte nur Teile Albaniens. Dem künftigen Staatenverband von Mitteleuropa wird es nur angenehm sein, wenn unseren erprobten Bundesgenossen die Lösung der Frage restlos gelingt.

Zierfische und Zimmeraquarium

Von Christian Brüning

Mit 10 Abbildungen

Wir stehen am Weiher und sehen den Schwalben zu, die auf flinken Flügeln nach Mücken jagen und dann in den tiefen Löchern verschwinden, die sie mit ihren schwachen Füßen in die steile, lehmige Wand des Ufers gegraben haben. Kein Lüftchen säuselt im Schilf, kein Hauch kräuselt die spiegelglatte Fläche des Wassers, und doch sind Stengel und Blätter jener Froschlöffelpflanze, die dort aus dem klaren Spiegel emporragt, fortwährend in zitternder Bewegung. Was kann die Ursache sein? Wir nähern uns am Ufer behutsam der auffälligen Erscheinung. Ein fingerlanges, silberglänzendes Fischchen bleibt dauernd in der Nähe der Pflanze geschäftig, stößt von Zeit zu Zeit gegen die Blattstiele und erschüttert so das ganze Gewächs. Es ist das Weibchen des Moderlieschens, das einen breiten Ring von Eiern rundum an einem der Blattstiele des Froschlöffels festklebt, und das flinke Männchen umkreist während der Laichzeit die frischgelegten Eier, befruchtet sie, und bleibt als Verteidiger gegen räuberische Genossen und Wasserinsekten dauernd in der Nähe; es hält die Pflanze in Bewegung, damit nicht die schlimmen Pilzkeime des Wasserschimmels Gelegenheit finden, sich auf den Eiern niederzulassen und sie zu verderben. Das Männchen schützt zwar die Eier, aber wenn die jungen Fischlein ausgeschlüpft sind, kümmert es sich nicht mehr um ihr weiteres Ergehen (Abb. 1).

Im flachen Wasserlauf eines Wiesenbaches baut ein kleines, kaum fünf Zentimeter langes Fischchen ein Nest zum Schutze für die winzigen Eier seiner Gattung. Es ist der gemeine dreistachlige Stichling (Gasterosteus aculeatus), der im Brackwasser, aber auch an unseren

Meeresküsten lebt. Männchen und Weibchen des Stichlings sind, außer im Frühjahr, gleichfarbig, am Bauch silberglänzend, auf dem Rücken schmutzig-grau bis oliv-

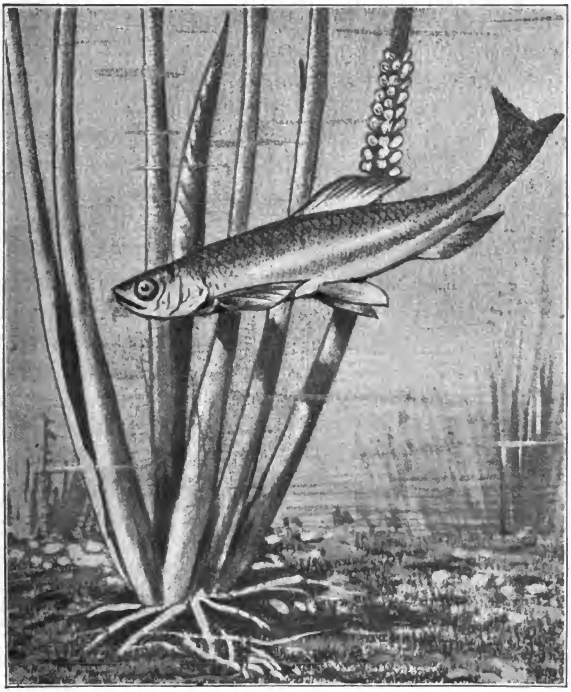


Abb. 1. Moderlieschen bewacht seine Eier.

grün gefärbt. Zur Laichzeit geht mit dem männlichen Fischchen eine auffallende Veränderung vor sich, sein Hochzeitskleid läßt es fast fremdartig erscheinen, so bunt wie irgendeinen seltenen ausländischen Zierfisch, an

dessen farbiger Erscheinung wir uns im Aquarium erfreuen. Das Hochzeitskleid des Stichlingmännchens schimmert nun in allen Farben des Regenbogens, vom glühendsten Rot bis zum sattesten Blau. Bauch und Kiemendeckel färben sich blutrot, der Rücken schillert von Rötlichgelb über Grün bis zu tiefem Blau; weißlichgrün, gleich hellem Smaragd, leuchtet die Iris des großen, lebhaften Auges, und auch die Bauchstacheln tönen sich gleichfarbig. Trägt das Fischchen diesen Hochzeitsschmuck, dann beginnt es ein Nest zu bauen; es wählt dazu eine Stelle am Boden in der Nähe größerer Pflanzen, deren Wurzeln und Stengelwerk ihm einen Stützpunkt dafür bieten. Es wühlt in die schlammige Erde des Grundes eine kleine Grube, und holt geschäftig abgerissene Myriophyllumzweige, Wurzelfäserchen und Blattstiele als Baumaterial zusammen. Das alles trägt das Männchen im Maul emsig zum Nistplatz und weiß die Stoffe durch Hin- und Herwenden, durch Biegen und Drehen zu einem muffähnlichen, rundlichovalen, drei bis fünf Zentimeter großen Nest zu formen (Abb. 2). Prüfend umschwimmt es das werdende Häuschen, entfernt da und dort eine Wurzelfaser, die ihm nicht zu passen scheint, bessert und baut rastlos an kleinen Schäden und Unvollkommenheiten und ist unermüdlich, bis das kleine Werk vollendet ist. Der Eingang zum Bau ist

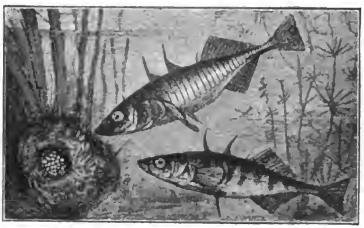


Abb. 2. Gemeiner Stichling (Gasterosteus aculeatus).

etwas größer als die Ausgangsöffnung und durch wiederholtes Hineinfahren in das Nest bleiben Teile des Hautschleimes haften und geben dem Geflecht größere Festigkeit. Während des Baues schon zeigt sich der Stichling verwandelt in seinem Gebaren gegen die Weibchen; er duldet sie nicht in der Nähe und jagt die Zudringlichen durch Beißen und Stoßen von der Stelle. Eineinhalb bis zwei Tage braucht der Stichling zum Einrichten dieser Schutzstelle für die künftige Brut. Nun aber beginnt sich sein ganzes Wesen zu ändern, er zieht durch sein buntgleißendes Hochzeitsgewand die Weibchen an und sucht sie zu seinem kunstvollen Bau zu locken. Durch Liebkosungen, aber auch durch kleine Gewaltsamkeiten sucht er sie hinein zu nötigen. Ist das Weibchen erst mit dem Kopf ins Nest gedrungen, zwingt es der Stichling, der ihm durch Querstellen den Rückweg verleidet, hindurchzuschwimmen. Nun erweist sich auch, warum die Verengerung des Ausganges nötig war; das Weibchen muß sich durchzwängen und läßt dabei den Laich im Innern des Baues zurück. Kaum ist das geschehen, so eilt der Stichling nach und befruchtet die Eier. Und wieder erneuert sich die Arbeit des Richtens und Dichtmachens am Nest, in dem nun fünf bis zehn Eier geborgen und befruchtet sind. Unermüdlich lockt das kleine Geschöpf die Weibchen an, bis manchmal fünfzig bis hundert der glashellen, kaum stecknadelkopfgroßen Dingerchen im Nest liegen. Noch ist aber die Sorge des Vaters wegen dieser werdenden Nachkommenschaft nicht zu Ende. Die Stichlingsweibchen wissen nichts von Mutterliebe und würden die eigenen Eierchen als Leckerbissen verzehren, wenn nicht bissigste Tapferkeit und unermüdlichste Wachsamkeit des Männchens einen Raubzug immer erneut verhindern würde. So lange

die Fischchen noch klein sind, sammelt sie der Stichling mit dem Maul in der Nähe des Nestes und befördert sie wieder hinein. Auf jeden Räuber, der sich dem Bau naht, schießt das besorgte Tierchen mit gespreizten Stacheln wütend los, und es ist nicht mit ihm zu spaßen; kein anderer Fisch, und sei er doppelt so groß und darüber, ist vor seiner Angriffslust völlig sicher. Kommt aber ein übermächtiger Feind daher, so ändert sich das Benehmen des kleinen Tierchens völlig. Es sucht den Feind seiner Brut irrezuleiten und flieht in ein Dickicht von Wassergewächsen; der Verfolger gleitet nach, aber der Stichling huscht in ein anderes Büschel, lockt den raublüsternen Feind dorthin und wiederholt dies so lange, bis ihm die List, den Räuber fern von der Brut weg in die Irre zu führen, gelungen ist. Bald aber steht der Stichling wieder vor dem Nest und fächelt mit den Brustflossen einen frischen Wasserstrom zwischen die Eier. Sind die Jungen ausgeschlüpft, so bleiben sie noch unter der Obhut des Vaters, bis sie stark genug sind, ohne seine Hilfe in den Kampf ums Dasein einzutreten. Allerdings versagt er es sich nun nicht mehr, einen oder den anderen der Heranwachsenden selber zu verschlucken.

Wir wandern am Ufer eines Flüßchens und gewahren am Grunde des Wassers eine lange Rinne. Es sieht fast aus, als ob hier jemand in einem Kahn gefahren wäre und den Bootshaken hinter dem Fahrzeug her schleppen ließ. Das sind die Wegspuren einer Flußmuschel. Gehen wir ihr nach, so finden wir das Schalentier irgendwo im Schlamm stecken, aus dem nur ein Ende mit der offenen Atemöffnung hervorragt (Abb. 3). Ein Fischpärchen umkreist diese Muschel. Es sind Bitterlinge; ein Blick auf ihre Gestalt und ihre Flossen läßt uns sofort klar werden, daß sie der Karpfenfamilie angehören. Das Männchen

leuchtet im schönsten Hochzeitsschmuck. Blau blitzt sein Schuppenkleid, übergossen mit schimmerndem Purpurschmelz. Am Weibchen gewahren wir eine lange, rötliche Legeröhre; jetzt senkt es dieses Leitungsrohr in die Atemöffnung zwischen die Kiemen der Muschel und läßt ein halbes Dutzend Eier hineingleiten. Sofort eilt auch das Bitterlingsmännchen herbei, ergießt seine Milch in das Wasser und befruchtet die Eier in der Muschel, die in-

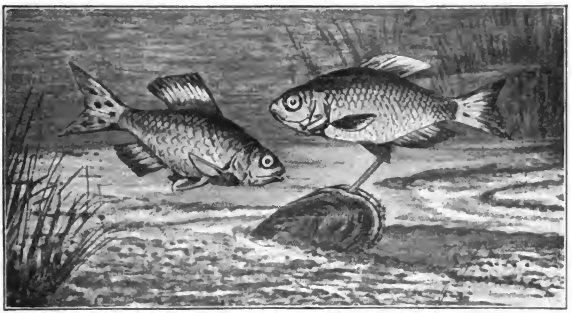


Abb. 3. Bitterlingspärchen beim Laichgeschäft.

soferne mithilft, als sie das mit Milch durchsetzte Wasser mit dem Atemstrom einzieht. Die jungen Bitterlinge entfalten sich in der Muschel, zwischen deren sicheren Schalen die Eier heranreifen und die Jungen zur Welt kommen.

Welcher Naturfreund sollte nicht den Trieb fühlen, solches Leben der Wasserwelt mit eigenen Augen zu schauen? Der Wunsch, solche Dinge leicht zu beobachten, kann ohne zu große Schwierigkeiten erfüllt werden, wenn man ein Aquarium im Zimmer aufstellt. Früher hielt man fast nur den Goldfisch in einem Fischglase. Das prächtige Aussehen des Goldfisches schaffte ihm viele

schlimme Freunde, und sein Goldglanz trug ihm unendlich viel Marter und Pein ein. Sein Gefängnis war ein oben verengtes Kelchglas, das dem Sauerstoff der Luft höchst ungenügenden Zutritt ließ. Die Atmung des Tieres entzog dem Wasser den spärlichen Sauerstoff bald genug, und die Abfallstoffe verdarben es gänzlich. Unwissende Liebe brockte ihm Brot ins Wasser und glaubte ihn mit „Ameiseneiern" zu füttern. Was man Ameiseneier nennt, hat nichts mit den sandkörnchengroßen Eiern der Ameisen zu tun, es sind nichts als die Puppengespinste dieser Insekten. In dem trockenen Seidengewebe liegen nur noch die zusammengeschrumpften Überreste, die Haut der Ameisenpuppe. Was würde ein Mensch wohl dazu sagen, wenn man ihm ein Stückchen Wursthaut, in einem alten Seidenlappen eingewickelt, als Nahrung vorsetzen wollte? So flossen qualvolle Tage des Goldfisches zwischen Hunger und Atemnot hin, und wenn er dann verzweifelnd nach Luft schnappend an der Wasseroberfläche hing, gab man ihm reines Wasser, „schön frisch", womöglich aus dem Brunnen. Fische haben aber wechselwarmes Blut, das heißt, die Wärme ihres Blutes paßt sich derjenigen des Wohnwassers an. Wenn man uns in eisiger Winternacht plötzlich aus dem warmen Bett reißen und sofort hinaustreiben würde in Sturm und Schneegestöber, dann würden wir uns vielleicht eine tödliche Krankheit holen, aber immerhin würde unsere Blutwärme uns für die ersten Augenblicke schützen. Ganz anders ist es mit den Fischen. Sie haben dieses Schutzmittel nicht, und wenn sie in kaltes Brunnenwasser hineinkommen oder es ihnen gar auf den Leib gegossen wird, so kann die Blutwärme solchem Temperatursturz nicht folgen. Den aus Unwissenheit mißhandelten Geschöpfen muß zumute sein, wie einem

Menschen, der dem Herzschlage zu erliegen fürchtet; in verzweifeltem Zustand jagt das gequälte Geschöpf in seinem Glastopf umher. Sein Peiniger aber denkt in seiner Unwissenheit noch, daß der Fisch vor Freude so „lebendig" ward.

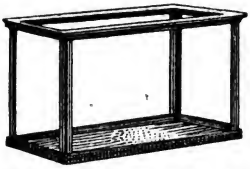


Abb. 4. Rahmengestell des Aquariums.

Vielerorten ist es nun schon besser geworden. Aquarienfreunde haben die Lebensbedingungen vieler Geschöpfe der Natur abgelauscht. Sie haben an natürlichen Wasserläufen gesehen, daß die Wasseroberfläche meist eine größere Ausdehnung hat als irgend ein anderer Durchschnitt durch die Gewässer. Sobald diese Einsicht gewonnen war, mußte der Fischkelch endlich dem rechteckigen Aquarium weichen. Aber auch hier wird noch viel gesündigt, indem man meist den Wasserstand zu hoch nimmt. Nicht die große Wassermenge ist den Fischen zuträglich, allein die Menge der Atemluft, die im Wasser enthalten ist, gibt den Ausschlag für ihr

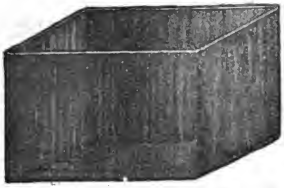


Abb. 5. Kastenaquarium aus Glas.

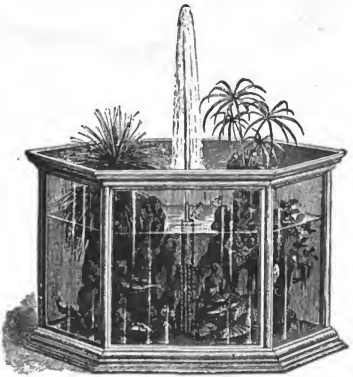


Abb. 6. Sechseckiges Gestellaquarium.

Wohlbefinden. Je größer also der Wasserspiegel ist und je niedriger der Wasserstand, desto besser kann die atmosphärische Luft das Gefäß durchdringen, und desto wohler fühlt sich der Fisch. In den Großstädten legt man Grünplätze an und schafft gärtnerische Anlagen. Sie sollen aber nicht allein zur Zierde dienen, sondern einen viel höheren Zweck erfüllen. Die grünen Blätter der Pflanzen nehmen die für unsere Lungen giftige Kohlensäure aus der Luft, spalten sie unter dem Einfluß des Sonnenlichtes in Kohlenstoff und Sauerstoff, verwenden ersteren zum Aufbau ihres Pflanzenkörpers und scheiden den Sauerstoff, die für jeden Menschen und jedes Tier unentbehrliche Lebensluft, aus. Daraus folgt nun, daß ein Zimmeraquarium bepflanzt sein muß, wenn es gutes Wasser enthalten und gesunden Tieren bieten soll, was in der Natur niemals fehlt. Für die ersten Versuche sind länglich-viereckige Behälter aus Glas empfehlenswert (Abb. 4, 5, 6). Hier, wie in allen Dingen, wo erst Erfahrungen zu machen sind, darf es wohl als selbstverständlich gelten, daß man das Einfachere dem Schwierigeren vorausgehen läßt und daß man die Erfahrungen anderer zu nützen sucht. Nach meiner Erfahrung verwendet man zum Bodengrund eines Aquariums reinen, klar gewaschenen Flußsand, in dem viele der unter Wasser wachsenden Pflanzen sehr gut gedeihen. Beim Einsetzen bewurzelter Pflanzen ist darauf zu achten, daß man sie nicht tiefer in den Sand steckt, als sie es in der Natur gewohnt waren. Das Einfüllen des Wassers kann in verschiedener Weise erfolgen, immer aber ist darauf zu achten, daß es so geschieht, daß der Sand dabei nicht aufgewühlt wird und das Wasser unnötigerweise trübt. Es empfiehlt sich die Sandschicht so einzubringen, daß sie an einer Seitenwand höher als an der anderen zu

liegen kommt. An der niederer gelegenen Seite legt man einen Glasstreifen in der Höhe der Bodenschicht so in die Ecke des Behälters, daß ein dreieckiger „Schlammfang" entsteht (Abb. 7). Mittels eines als „Heber" wirkenden Schlauches, im einfachsten Falle, oder mit einem Stechheber entfernt man aus dieser Ecke alle Schmutzteilchen, die sich dort zusammenziehen. Man kann sie aber auch vom Boden mit einfachen Mitteln dorthin führen und herausheben. Auch empfiehlt es sich, die Fische erst dann einzusetzen, wenn die Pflanzen angewurzelt sind, was in zwei bis drei Wochen völlig geschehen ist.

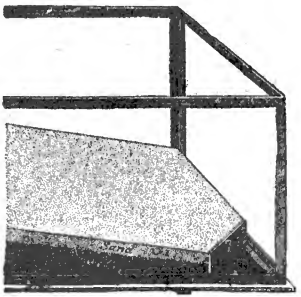


Abb. 7. Schlammfangecke.

Das Aquarium muß sauber gehalten werden, es dürfen weder Futterreste noch Unrat auf dem Boden liegen, denn diese Stoffe bewirken Fäulnis, und der Vorgang des Faulens verbraucht Sauerstoff und macht das Wasser schlecht. Man darf nun aber die Forderung, ein Aquarium sauber zu halten, nicht so verstehen, als ob man es alle paar Wochen entleeren und gründlich reinzumachen habe. Auch das wäre durchaus falsch gehandelt. Ein richtiges Aquarium muß sogar möglichst wenig angerührt werden, und Wasserwechsel soll man tunlichst vermeiden. Wenn man ein Zimmeraquarium so eingerichtet hat, wie oben angegeben wurde, so wird das Wasser nicht schlecht, sondern hält sich Monate und gar Jahre hindurch frisch und klar. Höchstens darf man von Zeit zu Zeit die Scheiben von Algen befreien, wenn sie

zu stark bewachsen sind. Das Überhandnehmen der Algen aber kann man verhindern, wenn man grellen Sonnenschein von dem Behälter fernhält. Das natürliche Futter für unsere Aquarienfische sind lebende Wasserflöhe, die man mit einem Mullnetz im nächsten Wiesengraben und in jedem Tümpel fangen, in größeren Städten aber auch überall in Vogel- und Aquarienhandlungen billig kaufen kann. Man füttere aber nur sparsam und gebe nicht mehr, als die Fische jedesmal ganz verzehren können. Dann vermeidet man Schmutz im Aquarium, die Quelle für viele Krankheiten; außerdem ist zu bedenken, daß Mastkuren gefangenen Tieren stets schädlich sind.

Am meisten Freude macht natürlich ein Zuchtaquarium, und die Zucht im Zimmeraquarium gelingt am leichtesten bei fremdländischen Zierfischen. Durchweg stammen diese Tiere aber aus den Tropen und müssen deshalb im Heizaquarium gehalten werden. Die Einrichtung eines heizbaren Aquariums macht durchaus keine allzugroßen Schwierigkeiten. Man stellt im einfachsten Falle unter das Aquarium einen oben offenen Holzkasten, in dessen eine Längswand man eine Türöffnung geschnitten hat, und dessen drei andere Wände mit Luftlöchern versehen sind. Soll nun ein Vollglasaquarium geheizt werden, so legt man statt des Deckels eine an den Rändern emporgebogene Blechplatte auf den Kasten. Dann schüttet und verteilt man eine Lage weißen Stubensandes auf das Blech und stellt das Aquarium darauf. Kommt ein Gestellaquarium in Frage, so läßt man in den Metallboden desselben ein kreisrundes Loch schneiden und über dieser Öffnung eine unten offene Metallkapsel, etwa eine halbe Konservendose, festlöten. In den vorerwähnten Kasten stellt man unter die Kapsel oder unter das Blech eine

Heizquelle: ein Nachtlicht, ein Lämpchen, oder bringt eine kleine Gasflamme oder eine elektrische Glühbirne dort an. Für die Mühe und die geringen Kosten des Heizens wird man reichlich entschädigt durch die wunder-

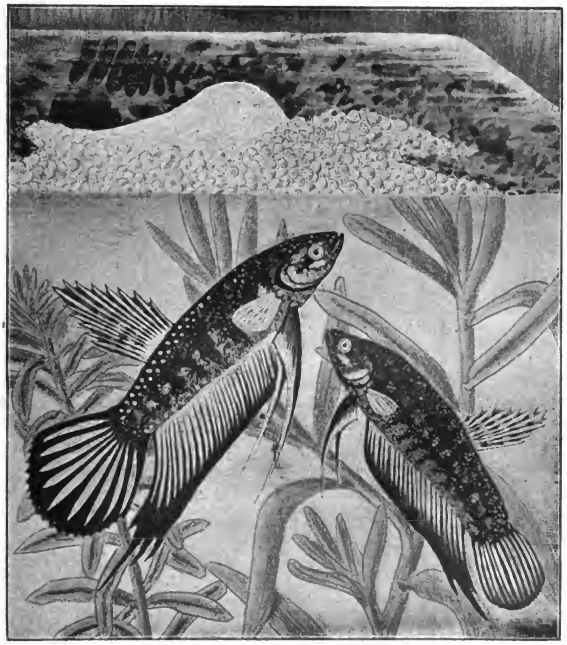


Abb. 8. Siamesisches Kampffischpärchen unterm Schaumnest.

bare Farbenpracht der kleinen Fremdlinge und durch die anziehenden Lebensbilder, die man nun beobachten kann. Sehr reizvoll sind die farbenprächtigen Schwertkärpflinge aus Mittelamerika. Das Männchen schillert prächtig in fast allen Farben des Regenbogens. Eine

besondere Zierde ist sein langes Schwert, eine Verlängerung der Schwanzflosse. Das Weibchen bringt lebende Junge zur Welt, und die kleinen, neugeborenen Dingerchen schwimmen sofort lustig davon. Sehr viele der winzigen Karpflinge oder Zahnkarpfen aus Mittel- und Südamerika sind lebendgebärende Fische. Ihre Pflege ist außerordentlich leicht und macht viel Freude.

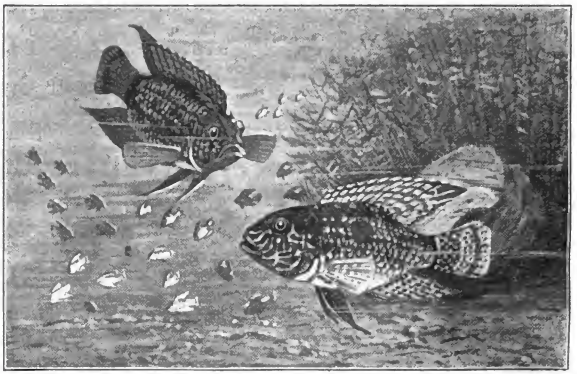


Abb. 9. Amerikanische Buntbarsche hüten ihre Jungen.

Viele von diesen Zierfischen sind tüchtige Springer. Man schützt sich gegen Verluste, indem man ihren Behälter — wie überhaupt jedes Heizaquarium — mit einer Glasscheibe, die jedoch nicht unmittelbar abschließen darf, zudeckt. Auch Nestbauer sind unter den fremdländischen Zierfischen. So die schönen ostasiatischen „Labyrinthfische", die ihre Kiemen fast gar nicht gebrauchen, sondern an der Wasseroberfläche durch den Mund Atemluft aufnehmen. Zu dieser Fischfamilie gehören unter anderen der berühmte siamesische Kampffisch und der prächtige Großflosser oder Paradiesfisch (Abb. 8). Diese Fische bauen

ein Nest aus Schaum, das auf dem Wasserspiegel treibt. Das Weibchen setzt unter diesem Dach seine Eier ab, die, weil sie leichter als Wasser sind, sofort in die Höhe steigen. Eier, welche beim Aufsteigen aus der Richtung kommen, werden vom Männchen im Maul gesammelt und unter das Nest gebracht und dort wieder ausgespien. Der Vater

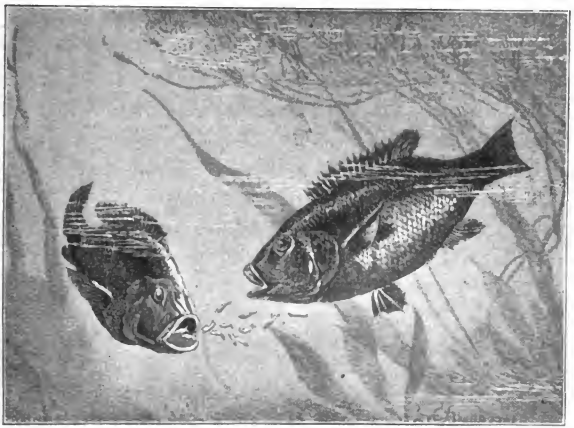


Abb. 10. Brutfürsorge des Schlangenkopffisches.

übernimmt auch da die Wache über den Nachwuchs und verteidigt mutvoll seine Brut. Selbst die Mutter richtet er mit wütenden Bissen fürchterlich zu, wenn sie sich nicht gleich entfernt. Etwas schwieriger gestaltet sich die Zucht der aus Afrika und Südamerika stammenden Buntbarsche, die fachmännisch Chromiden und Cichliden genannt werden. Man muß diesen Tieren einen Blumentopf oder einen glatten Stein ins Aquarium geben. An solchen Gegenständen setzen sie ihre Eier ab, die von beiden Eltern gehütet werden. Sind die Jungen

ausgeschlüpft, so werden sie von den alten Fischen geführt, wie die Henne ihre Küchlein leitet (Abb. 9). Amerikanische Buntbarsche lassen uns ein ganz besonderes Schauspiel sehen. Tritt man plötzlich an ihr Zuchtaquarium heran, so erschrickt der Fisch und glaubt, daß seinen Jungen Gefahr droht. Sofort sperrt er das Maul auf, und die ganze kleine Horde flüchtet in den offenen Rachen hinein. Nun ergreift der besorgte Vater mit seiner Nachkommenschaft im Maule die Flucht und sucht ein Versteck auf. Erst wenn keine Gefahr mehr droht, kommt er wieder hervor, öffnet das Maul und läßt die Kleinen ausschwärmen (Abb. 10).

Der Naturfreund wird des Schauens und Beobachtens nicht müde werden. Unterhaltung und Belehrung wird ihm in reichem Maße geboten. Die Sorgen und Mühen, die ihm durch Einrichtung und Pflege entstehen, lohnen sich ihm in hohem Maße.

Der Entdeckte

Von Fritz Müller

Johannes Sirius hatte von Anfang an die Laufbahn eines Opernsängers eingeschlagen. Sein Name allein berechtigte ihn schon dazu, sagten seine Freunde. Die Klassen der Musikschule lief er spiegelglatt durch. Die Noten waren gut bis sehr gut. Im übrigen war er mit vielen anderen im Alphabet unter S eingeordnet. Nicht daß man ihm eine glänzende Laufbahn abgesprochen hätte. Keinem Musikschüler von A bis Z wird sie abgesprochen. Das gehört zum Abece des guten Umgangstones aller königlichen, herzoglichen oder städtischen Musikschulen, von den privaten gar nicht zu reden.

Nach der Musikschule kamen die bekannten kleinen, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Stellchen an bescheidenen Bühnchen im Land herum.

„Ah, Herr Sirius, Herr Johannes Sirius," sagte der Direktor, „Ihr Name wird sich ausgezeichnet machen auf dem Theaterzettel."

Gewiß, der Name nahm sich hübsch aus. Herr Johannes Sirius las ihn bei seiner ersten Anstellung selbst ein dutzendmal mit Andacht auf den verschiedenen Anschlägen. „Denk nur, Johannes Sirius, das bist du!"

Einmal aber hörte er einem Gespräch zu: „Johannes Sirius? Was ist denn das für einer?" sagte eine fette Stimme. — „Aber das ist doch der neue Sänger, der heute im ‚Fra Diavolo' singt," war die begütigende Antwort. „Übrigens ein schöner Name, Johannes Sirius, nicht wahr?" — „Schener Name?" stritt die fette Stimme, „Kunststück, solche schene Namen geben sich die Herren Kinstler selber, vom Zirkusreiter angefangen, verstehn Se?" — „In diesem Falle dürften Sie sich irren, Herr Sekretär, der Mann soll wirklich so heißen, stammt

aus angesehener Familie, hat auch eine vorzügliche Ausbildung genossen." — „Soso, na ja, das liebliche also."

Dieses Gespräch hinter seinem Rücken vergaß Sirius nie. Es ging ihm nach auf allen kleinen Bühnen. Es schoß ihm durch den Kopf, wenn er die „lieblichen" wohlwollenden Kritiken las: „Bei der sorgfältigen Vorbildung, die Herr Johannes Sirius genoß, ist es kein Wunder, daß ... Angesichts der von den besten Grundsätzen musikalischer Durchbildung getragenen Leistung des Herrn Sirius dürfen wir behaupten, daß ... Die bei dem vorhandenen Stimmaterial und dem anerkennenswerten Fleiße des jungen Künstlers tadellose Durchführung der Rolle ..."

Auch außerhalb des Theaters hatte Herr Sirius die „lieblichen" Erfolge in guten bürgerlichen Kreisen: „Ein netter Mensch, nicht wahr — ein bescheidener Mensch, in der Tat — wirklich ein ordentlicher, ein gebildeter Mensch — nun, ich bitte Sie, wenn man aus guter Familie ist — ja, ja, und wenn man die vorgeschriebene Laufbahn ohne Skandal — na ja, bisher wenigstens, bisher, Frau Expeditor."

Die Jahre kamen, die Jahre gingen, es blieb bei den üblichen Erfolgen und bei den üblichen kleinen Bühnen. Johannes Sirius seufzte. Wenn das so fortging, würde es niemals etwas werden mit dem leuchtend am Opernhimmel aufgehenden Sirius. Zum Donner noch einmal, das sollte so nicht bleiben! Johannes Sirius schmiß in dem kleinen Provinzkaffee das Zeitungsblatt hin, in dem er gerade gelesen hatte, daß man in einem einfachen Kutscher einen Tenor von Gottes Gnaden entdeckt habe, der das Höchste verspreche.

Als das Zeitungsblatt auf das fliegenbeschmutzte Marmortischchen klatschte, kam der Kaffeehauskellner

Robert dienstbeflissen herbeigelaufen. — „Sie wünschen, Herr Sirius, Sie wünschen?"

„Ich wünschte, daß ich ein Droschkenkutscher wäre!" schrie Sirius den verblüfften Kellner an.

Aber die Verblüffung blieb nicht auf den dünnen Robert beschränkt. Sie teilte sich in den nächsten Tagen dem ganzen Kleinstädtchen mit, als es bekannt wurde, der Sänger Johannes Sirius sei durchgebrannt.

„So?" hieß es, „mit wieviel Mark Schulden?"

„Nichts ist er schuldig geblieben, alles hat er bezahlt, Herr Sekretär; er war ja doch aus einer bekannten Familie, hatte selbst Vermögen, ich bitte Sie."

„Na ja, dann also Weibergeschichten, was?"

„Nicht die Idee, Herr Sekretär; er hat in den besten Familien hier verkehrt, seine Aufführung war tadellos."

„Na, dann weiß ich wirklich nicht; iebrigens, was geht's mich an, wir werden eben 'n neien Tenor kriegen, und dann hat sich die Geschichte wieder gehoben."

Sie kriegten in der Tat einen neuen Tenor, und als nach ein paar Wochen jemand den Namen Sirius erwähnte, hieß es gähnend: „Sirius? Warten Sie mal, ist das nicht der Redakteur gewesen, der ...?"

Der Intendant des süddeutschen Hoftheaters hatte ein königliches Handschreiben erhalten: der König habe gestern abend eine Spazierfahrt flußaufwärts unternommen und hinter dem Örtchen Berghofen im Vorbeifahren einen Fischer singen hören. Wundervoll, nach seiner Ansicht. Der Herr Intendant möge doch einmal selbst zum Rechten sehen, ob hier nicht etwa im Volksdunkel ein Tenor heranreife, wie ihn die Bühne schon seit langem brauche. Es würde ihn freuen, wenn der Zufall

und so weiter. Und ein gnädiger königlicher Gruß stand auch dabei.

Der Intendant hatte beim Lesen ungläubig gelächelt. Aber dann war er doch hinausgefahren nach Berghofen, war mit seinem silbernen Spazierstock, einem königlichen Geschenk, beide Flußufer hinauf und hinab gestelzt, hatte mit seinen alten, krähenfußumrahmten Augen gespäht und gespäht und endlich einen Mann in sommerigen Hemdärmeln entdeckt, der sich an einem Boot zu schaffen machte.

„Sagen Sie mal, guter Mann," hatte der Intendant ihn angeredet, „sind Sie vielleicht der Tenor, he?"

„Mein' Ruah möcht i."

„Köstlich, ich meine, ob Sie singen können?"

„Wenn i mag, scho', aber jetz sing i net, jetz fisch i."

„Köstliche Grobheit. Aber sagen Sie mal, für 'n Markstück würden Sie mir vielleicht doch 'n bißchen was vorsingen?"

„I sing überhaupt net fürs Geld," knurrte der Fischer ihn an und bastelte pfeifend an seinem Kahn weiter.

Hm, schon allein das Pfeifen, der Kerl hatte Melodie im Leibe. Aber wie sie herauskriegen, wenn nicht für Geld. Der Herr Intendant war ein wenig ratlos. Er nahm alle seine Dialektkenntnisse zwischen die Zähne. „He, Seppl?"

„I hoaß net Seppl, i hoaß Hans, Hans Bierdimpfel."

„Köstlich, Hans Bierdimpfel, einfach köstlich. Sagen Sie mal, Hans Bierdimpfel," — er rückte den Hebel wieder gewaltsam auf den Dialekt — „paß auf, Hans, mexi mir net für a Maß Bier a bisserl was vorsinga, ha?"

„Für a Maß Bier?" wiederholte Hans Bierdimpfel aufmerksam und wischte sich den hübschen Schnurrbart

im gebräunten Gesicht, „dös glabst, für a Maß Bier sing i dir, was d' magst, Herr — wia hoaß'n S' denn?"

„Ich bin der Intendant der Königlichen Hofbühne und bin beauftragt, dich zu entdecken," sagte der Mann mit dem silbernen Spazierstock.

„Indidant, was is denn dös? Und entdeck'n woll'n S' mi? Sie, mach'n S' fei' koane schlecht'n Witz, Herr Indidant. Wenn S' moana, daß Sie mi derbleck'n kenna, nacha san S' fei' aufm Holzweg," sagte der Fischer bedrohlich und spitzte den Mund, um sich für die bevorstehende Rauferei in die Hände zu spucken.

„Köstlich, köstlich," sagte der Intendant schnell und winkte der zuschauenden Kellnerin vom „Grünen Wind", die schon eine ganze Weile bei der Zauntüre am Fluß herausguckte.

„Heda, bringen Sie dem Mann hier eine Maß Bier heraus."

„Und für Sie, Herr Indidant?" begehrte der Fischer auf, „'s Zuhorch'n is aa an Arbeit und verdient aa a Maß Bier."

„Majestät, ich möchte über den Tenor berichten, den Majestät zu entdecken geruhten," sagte der Intendant eifrig und aufgeregt, nachdem er zum Sitzen aufgefordert worden war.

„Tenor?" sagte der König und zog erwartungsvoll die Brauen hoch, „es ist also wirklich einer, mein lieber v. Ossa?"

„Einer, Majestät? Nein, Majestät, es ist nicht ein Tenor, es ist der Tenor!" Mit großer Lebendigkeit erzählte der Intendant dem vergnügt zuhörenden König sein gestriges Erlebnis und schloß: „Eine Stimme hat der Mann, Majestät: armsdick, glockenrein, sieghaft, ich

habe keine Worte. Ich beglückwünsche Majestät zu dieser vorzüglichen Entdeckung."

„Danke, mein lieber Ossa, danke. Sie werden ihn also ausbilden lassen?"

„Selbstverständlich, Majestät. Viel scheint mir nicht mal nötig. Der Mann hat die Volkslieder — was andres kann er eben noch nicht — mit einer Modulation gesungen, einer Modulation, Majestät —!" Den Rest des Satzes schluckte das Entzücken.

„Sie haben einen Vertrag mit ihm gemacht?"

„Auch das, Majestät, unter königlichem Vorbehalt natürlich. Im Aufstellen von Bedingungen hatte der Mann übrigens eine merkwürdige Gewandtheit."

„Man trifft das bei Bauern und Natursöhnen nicht selten, lieber Ossa, ich weiß das von meinen Jagden."

„Ich fragte ihn, was er bis zu seiner endgültigen Anstellung für den Ausbildungsmonat an Unterhalt verlange. ‚Ei,' hat er gemeint, ‚was mir halt meine Fisch auch sonst einbringen.' Wieviel das sei, frage ich. Da nannte er eine recht runde Summe, muß ich sagen. Ich hätte bis anhin nicht geglaubt, daß das Fischen soviel einbringt."

„Nun, ist nicht schlimm, wenn der Entdeckte schließlich selbst einmal ein Goldfisch werden sollte. Wie heißt er denn übrigens?"

„Hans Bierdimpfel. Ein komischer Name, nicht wahr, Majestät. Muß er natürlich ablegen."

„Erlauben Sie, mein lieber Ossa, daß ich hier nicht gleicher Meinung bin. Erstens hat jeder Name die Berechtigung, die ihm sein Träger gibt. Und dann, wenn ich unsere Theaterbesucher verstehe, der Name Hans Bierdimpfel wird sie allein schon schmunzeln machen. Einer, der aus dem Volk emporgestiegen ist, darf schon

so heißen. Werden sehen, sie werden ihn nicht zuletzt gerade deshalb verhätscheln. Und schließlich, nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Ossa, schöne Namen hat unsere Bühne schon genug gehabt, ein schöner Könner wäre auch einmal vonnöten ..."

Professor Schlumpf hatte den Volkstenor zur Ausbildung bekommen. Alle zwei Wochen erkundigte sich der Intendant persönlich nach den Fortschritten. „Sie wissen, lieber Schlumpf, der Mann liegt dem König am Herzen, Sie tun doch Ihr Bestes?"

Professor Schlumpf bejahte eifrig und hatte auf diese feststehende Frage des Intendanten jedesmal dieselbe Antwort: „Großartig, Herr Intendant." Nur der Nachsatz war jedesmal verschieden. Einmal hieß es: „Wenn er nur nicht gar so — so grob wäre." Ein anderes Mal hieß es: „Hat eine fabelhafte Auffassungsgabe, trotzdem er kaum hinhört. Man könnte meinen, er hätte alle diese Sachen schon einmal gehabt." Und endlich: „Der Mann ist fertig, Herr Intendant, ich vermag ihn nichts mehr zu lehren. Sie können ihn jeden Tag auftreten lassen."

Der Intendant schnickte völlig unintendantisch mit Daumen und Zeigefinger, daß es schnalzte. „Na, was habe ich Ihnen gesagt, mein lieber Professor!"

„Muß zwar sagen," dämpfte dieser ab, „daß er in der letzten Zeit auf einer bestimmten mittleren Linie stehen zu bleiben schien."

„Ach das gibt sich. Lassen Sie erst mal das Rampenlicht drauf scheinen, so springen auch die letzten Knospen. Werden sehen, werden sehen, wir kriegen einen Tenor, um den sie uns bis nach Berlin hinauf beneiden. Maje-

ſtät möchte ihn übrigens zum erſtenmal als Lohengrin ſehen."

„Lohengrin? Zum erſtenmal?" meinte Profeſſor Schlumpf ein wenig beſtürzt. „Ich weiß nicht, ob das gehen wird."

„Warum denn nicht?"

„Denken Sie mal, Herr Intendant: geſtern Fiſcher, heute Lohengrin."

„Das iſt's ja gerade, was die Zuſchauer begeiſtern wird, ſoweit ich ſie kenne, mein lieber Profeſſor."

„Ja, aber das Spiel, die Handbewegungen, die Haltung."

„Ach was Handbewegung, aufs Singen kommt es an. Nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Profeſſor: ſchöne Handbewegungen haben wir an unſerer Opernbühne ſchon genug gehabt, ſchöne Sänger wären auch einmal vonnöten."

Ein paar Tage vor dem erſten Auftreten Hans Bierdimpfels als Lohengrin hatte der Herr Intendant einige Berichterſtatter empfangen. Einen halben Tag ſpäter liefen die anmutigſten Entdeckungsgeſchichten über den neuen Tenor durch die Zeitungen und von den Zeitungen unter die Leute. Man klopfte ſeinen Bekannten unterwegs auf die Schulter:

„Na, haben Sie ſchon gehört, wie unſer neuer Heldentenor heißen wird?"

„Hahaha, Bierdimpfel, wunderbar, einfach wunderbar." Komerzienrat Stangelmaier, der ſich etwas auf ſein Theaterverſtändnis zugute tat, hatte die Gewohnheit, zwiſchen einem gewöhnlichen „wunderbar" mit dem Ton auf der erſten Silbe und einem Kommerzienrat Stangelmaierſchen „wunderbar" mit dem Ton auf der zweiten

Silbe zu unterscheiden. Das hob ihn merklich aus der Reihe anderer Kunstbegeisterter der Residenz.

„Und daß ihn sozusagen Majestät selbst entdeckt hat, diesen Sohn aus dem Volke," fuhr Kommerzienrat Stangelmaier fort, „das ist doch, das ist doch" — er nahm einen Anlauf — „das ist doch das wunderbarste."

Man sprach von nichts anderem mehr in der Stadt. Einige konnten sich rühmen, ihn zu kennen, wenn auch nur von weitem und nicht immer unmittelbar.

Frau Oberrevisor Schratt zum Beispiel wußte es von ihrer Milchfrau, die sie mit dem entdeckten Tenor gemeinsam hatte:

„Er ist von einer göttlichen Ungezwungenheit — ‚saumäßig grob' hatte die Milchfrau gesagt — von einer bezaubernden Volkstümlichkeit, versichere ich Ihnen, Frau Inspektor."

Und wieder jemand hatte es vom Briefträger des betreffenden Bezirks. „Ich sage Ihnen, Herr Rat, er lebt ganz zurückgezogen, unser neuer Tenor, und ganz einfach, trotzdem er sogar ein Konto bei der Bank haben soll."

„Daß ich nicht lache, Herr Assessor: ein Fischergehilfe und ein Konto bei der Bank!"

„Bitte sehr, Herr Rat: ein Tenor! Daß Tenöre bei der Bank ein Konto haben können, das wollen Sie doch nicht bestreiten. Denken Sie an Caruso, der an einem einzigen Abend ..."

Ein paar Kunstbegeisterte der Stadt, unter ihnen Frau Oberrevisor Schratt und Herr Kommerzienrat Stangelmaier, hatten es durchgesetzt, bei einer Lohengrinprobe zugegen zu sein. Sie kamen mit glänzenden, erzählungsfreudigen Gesichtern heraus:

„Singen tut er einfach phänomenal!“ sagte Frau Oberrevisor Schratt.

„Direkt wunderbar!“ pflichtete ihr Kommerzienrat Stangelmaier begeistert bei. Er blieb von da ab bei der Betonung auf der letzten Silbe.

„Und naiv ist er,“ behauptete Frau Schratt, „ich sage Ihnen, von einer geradezu entzückenden Naivität! Und haben Sie bemerkt, Herr Kommerzienrat, wie er die Handbewegung nachgemacht hat?“

„Welche Handbewegung, Frau Oberrevisor, bitte?“

„Nun, die ihm der Herr Intendant selbst vormachte, wenn der Lohengrin aus dem Nachen steigt.“

„Ach so, die war in der Tat wunderbar unbeholfen, so wie sie eben ein unverfälschtes Kind des Volkes in dieser Stellung machen muß.“

„Nein, und wie er sie gedreht hat, seine Hand, und die Augen dazu gegen den Intendanten, als ob er sagen wollte: ‚Na, jetz so was dumms, dös kann ja Eahna und dem Lohengrin ganz wurscht sein, ob i mei Hand aso oder aso halt'.“

„Frau Oberrevisor, alle Achtung vor Ihrem Scharfblick und Ihrem unverfälschten Dialekt.“

Frau Oberrevisor war im Zweifel, ob der Kommerzienrat es ehrlich meine oder nur boshaft auf ihre Mutter anspiele, die Wirtin zum „Grünen Wind“ an der Fähre bei Berghofen gewesen war, bis er fast wehmütig hinzusetzte: „Ach ja, Frau Oberrevisor, wer solch eine frische, unberührte Volksseele sein eigen nennte, wie dieser gottbegnadete neue Tenor Bierdimpfel! Wir in unseren Kreisen wissen diesen würzigen Wind aus eigenem Entbehren zu schätzen, nicht wahr?“

„Gar, wenn er so mit der Kunst verbunden ist, Herr Kommerzienrat. Sie haben doch eine Karte für morgen?“

Die Vorstellung verlief einfach wunderbar, um mit Herrn Kommerzienrat Stangelmaier zu reden. Und wenn man die Redeweise der diesmal selten einigen Theaterkritiker vorziehen sollte, so war festzustellen, daß die gestrige Lohengrinvorstellung in der Titelrolle von geradezu umwälzender Bedeutung für unsere heimische Kunstausübung war und daß man wieder einen glänzenden Beweis dafür habe, wie die wahre und höchste Kunst stets aus den unergründlichen, geheimnisvollen Tiefen derben Volkstums steige ... und wenn auch Nörgler an der und jener Stelle geneigt sein könnten, eine kleine musikkritische Anmerkung zu machen, so müßten sie einfach verstummen angesichts der Tatsache: vor zwölf Wochen irgendwo Fischerknecht, und heute dieser Lohengrin ...

So die Kritik.

„Und haben Sie gesehen, wie er schon vornehm den Mantel mit den Schultern abzuckt, wenn ihm der Theaterdiener hilft," sagten die Kollegen, „passen Sie auf, der neue Stern läßt sich in drei Wochen an, als wäre er seit zehn Jahren bei der Bühne."

Einige Tage später erzählte man sich wieder eine neue als echt verbürgte Geschichte von dem neuen Tenor, worüber man sich in Herrenkreisen kugeln wollte: „Wissen Sie, Herr Assessor, was der neue Tenor, dieser köstliche Bierdimpfel, in der Pause vor dem letzten Aufzug hinter den Kulissen gesagt haben soll?"

„Was denn, Herr Expeditor, schießen Sie los."

„Jemand ist aus dem Zuschauerraum heraufgekommen und hat dem Tenor mitgeteilt, die Damen seien ganz weg. Eine habe gesagt, sie gäbe viel darum, zu wissen, welche Gedankenströme durch des Heldentenors Kopf gegangen sein mögen, als er das ‚Nie sollst du

mich befragen' so hinreißend schön gesungen habe. ‚Was i mir da dabei denkt hab', möcht's wissen?' habe da Hans Bierdimpfel lässig erwidert, ‚sag'n S' ihr ein' schönen Gruß, und an dö Maß Bier und dö zwoa Weißwürscht von heint früh hab' i denkt.'"

Dieses Geschichtchen blieb nicht das einzige. Noch eine ganze Reihe liefen um und steigerten die Volkstümlichkeit des neuen Sternes in kurzer Zeit ins Ungemessene. Das Theater war jedesmal zum Brechen ausverkauft, so oft der Neue auftrat.

„Majestät," konnte der Intendant schon nach kurzer Zeit in einer Audienz strahlend berichten, „wenn es so weitergeht, so werden wir in diesem Jahre auf den Zuschuß aus der königlichen Schatulle verzichten können. Was noch nie da war, Majestät."

„Nun, mein lieber v. Ossa, was habe ich Ihnen damals von dem Goldfisch gesagt, erinnern Sie sich noch? Übrigens hätte ich nichts dagegen, den Herrn — wie heißt er doch?"

„Hans Bierdimpfel, Majestät."

„Ja, Hans Bierdimpfel, wundervoller Name, nicht wahr, wobei man sich doch wenigstens was denken kann. Nehmen Sie dagegen einen Herrn von — nun ja, nehmen Sie irgendeinen Namen, wie schal klingt der dagegen. Wissen Sie, mein lieber v. Ossa, mein Großvater ist noch dann und wann unerkannt unters Volk gegangen. Wenn ich den Namen Bierdimpfel höre, so ist mir wahrhaftig, als müßte ich es auch tun. Gewiß, gewiß, moderne Königswürde, weiß ja schon, aber zu Tisch könnten wir ihn doch mal laden, diesen Hans Bierdimpfel, was meinen Sie?"

„Majestät, ich weiß nicht — sein Benehmen und — und —"

„Aber lieber v. Ossa, das ist's ja grade. Daß Sie mir ihn nicht etwa mit allen möglichen Förmlichkeiten vollstopfen! Sagen Sie ihm, er kann sich bei mir bewegen — nein, nicht kann, sondern ich wünsche, daß er sich bei mir so frisch und zwanglos bewege, wie er es immer gewohnt sei."

Hans Bierdimpfel stand vor dem Intendanten. Der fünfzehnjährige Vertrag lag, von beiden Teilen unterschrieben, auf dem Schreibtisch.

„Ich hätte nicht gedacht," sagte der Intendant, „daß Sie uns mit der Besoldung so hoch hinauftreiben würden. Die Tatsache, daß wir Sie erst entdeckten und ausbilden mußten, scheinen Sie gar nicht in Rechnung gestellt zu haben?"

„Die anderen Tenör kriag'n aa aso vüll," lachte Hans Bierdimpfel.

„Hm, Sie scheinen sich ja gut unterrichtet zu haben. Oder liegt das tüchtige Fordern vielleicht in einer Seitenlinie Ihrer Familie?"

„Da müaß'n S' scho deitlicher reden, Herr Indidant."

„Na also, ich habe mich gewundert, als mein Schreiber mir sagte, daß Sie eigentlich den klangvollen Vaternamen Sirius haben und daß Bierdimpfel nur der Mädchenname Ihrer Mutter ist?"

„Ja mei', Herr Indidant," sagte der Tenor gemütlich und warf sich, ohne dazu aufgefordert zu sein, in den bequemsten Stuhl im Intendantenzimmer, „ja mei', Herr Indidant, wos will denn a Fischer mit ei'm Namen anfang'n, der wo Sirius hoaßt; dös müaß'n S' doch einsehn, daß da Bierdimpfel zwanz'gmal besser paßt hat, oder vielleicht net?"

„Hm, allerdings."

„Aber wenn S' grad woll'n, der Vertrag is unterschrieb'n, i kann mi ja von jetzt ab wieder Siri —"

„Nein, um Gottes willen, Sie sind der Hans Bierdimpfel und Sie bleiben der Hans Bierdimpfel. Die ganze Volkstümlichkeit und die vollen Theater gingen ja wieder zum Teufel. Und außerdem — wünscht es auch Majestät so."

„Soso, der Kini?"

„Nun, ein bißchen hochdeutscher könnten Sie schon reden, wenn Sie mit mir sprechen."

„Ha?"

„Und außerdem habe ich Ihnen mitzuteilen, daß Majestät geruht haben, Sie übermorgen zum Essen einzuladen."

„Soso, der Kini, is scho' recht."

„Wir werden zusammen gehen, und ich denke, gar zu große Schnitzer werden Sie nicht machen, wie?"

„Ha, schaug'n S', Herr Indidant, da bringt Ihna Ihr Sekretari an Briaf."

Der Intendant griff nervös nach dem Brief. Er ging ihm doch ein wenig auf die Nerven, dieser Naturmensch. Aber dann wurde er beim Lesen des Briefes plötzlich ernst, sehr ernst. Mit merkwürdigen Blicken schaute er auf den bequem im Klubstuhl Liegenden, so daß es diesem nach einer Weile auch auf die Nerven zu gehen schien.

„Fehlt Ihna vielleicht was, Herr Indidant?" sagte er.

„Lassen Sie das," brauste da der Intendant unvermutet auf, „ich erhalte soeben von befreundeter Seite, die zufällig in Ihrer Geburtsstadt lebt, Auskunft über einen gewissen Johannes Sirius, einen mittelmäßig begabten Musikschüler, der an ein paar kleineren

Provinzbühnen beschäftigt war, von wo er, niemand weiß wohin, verschwunden ist —"

Johannes Sirius war bei den ersten Worten aus seinem Klubsessel straff emporgefahren. Blaß stand er da. Aber gefaßt und weltmännisch holte er jetzt aus:

„Stimmt alles, Herr Intendant. Ein wenig sonderbar war ja der Weg, das gebe ich zu. Das Publikum ist oft zu komisch und will dann und wann auch komisch behandelt sein; aber Betrug, Betrug ist keiner da, da muß ich bitten. Ich denke, Sie haben meiner Stimme wegen den Vertrag gemacht, der übrigens auch, wenn er mit meinem Muttternamen unterschrieben ist, juristisch unanfechtbar ist, wie ich mich erkundigt habe. Aber wie gesagt, wenn Sie darauf bestehen sollten, daß ich künftig Johannes Sirius —?"

„Sie sind — sind ja ein —" Er verschluckte den „Abgefeimten". „Sie sind ein tüchtiger Mensch, Herr Hans Bierdimpfel," sagte er schließlich mit einer merkwürdigen Betonung, „Sie haben recht: wir müssen es bei dem Bierdimpfel belassen, obgleich ich das Gefühl habe, als ob Sie bei dem ganzen Handel das Bier bekommen hätten, während wir die Dimpfel blieben."

„Da ham S' amal ei'n feinen Witz g'macht, Herr Indidant," sagte der Tenor und warf sich wieder gemütlich in den Klubsessel.

An der Hoftafel ging es niemals steif her. Dazu war der Fürst ein viel zu leutseliger Herr, der kaum einen Scherz übelnahm und selbst gelegentlich einen zu machen liebte. Aber heute war es an der Tafel schon vom zweiten Gange ab vergnügter als je.

Der Opernsänger Hans Bierdimpfel war zum ersten Male eingeladen und durfte diesmal an der Seite des

Königs sitzen, dem er mit seiner lebfrischen Unterhaltung und ungezwungenen Ausdrucksweise offensichtliche Freude machte. Weniger, wie es schien, dem Intendanten, der auf der anderen Seite saß und dem es dann und wann in den Mienen zuckte, als ob er Zahnweh hätte. Auch dem König fiel es einmal auf. „Nun, mein lieber Ossa," sagte er gnädig, „Sie scheinen heute lange nicht so gut aufgelegt zu sein wie unser Herr Tenor. Kommen Sie, Herr Hans Bierdimpfel, sagen Sie unserem Herrn Intendanten auch einmal etwas, das ihn aufheitern könnte, wollen Sie?"

„Vielleicht is er heit früh mit'm link'n Fuaß aus'm Bett g'stieg'n," sagte der Tenor.

Der König lachte herzlich. Jemand an der Tafel sagte: „Gott, wie volkstümlich!" Nur der Intendant machte eine ungeduldige Bewegung. „Herr Bierdimpfel, ich muß schon bitten," begann er gemessen.

„Ossa," drohte der König, „was haben Sie mir versprochen? Unseren Bierdimpfel und seine herzerfrischende Volksart dürfen Sie mir auf keinen Fall kopfscheu machen. Wenn er Ihnen heute keinen Spaß macht, so vielleicht doch das, was ich gestern hörte, daß nämlich der Intendant in unserer Nachbarresidenz — Sie wissen doch, wie er Sie um Ihre Bühnenleitung beneidet? — nun ja, daß dieser also seit einiger Zeit gesehen wird, wie er ausdauernde Wanderungen an Flußufern auf dem Lande unternimmt und mit unermüdlichem Eifer überall stehen bleibt, wo so etwas wie Gesang zu hören ist ..."

Gelehrſamkeit und Wundergläubigkeit im 17. Jahrhundert

Von Eduard Brunfels

Noch nie gab es ein Jahrhundert, in dem gleiche Anſchauungen über irgendwelche Dinge allen Kreiſen eines großen Volkskörpers gemeinſam waren. Auch das iſt eine trügeriſche Wahrheit, daß unmittelbar hinter Zeiten mit geringer Einſicht, was Wiſſen und Können angeht, ſolche der höheren Entwicklung folgen. Betrachtet man in jedem Jahrhundert allein alle einzelnen bedeutenden Männer, ſo entſteht, auf das Ganze eines Volkes ausgedehnt, der falſche Eindruck, als ob alle Menſchen eines beſtimmten Zeitalters mit ihren Erkenntniſſen auf gleicher Höhe geſtanden hätten wie ſeine wenigen großen Geiſter. Geſchichtlich betrachtet, waren es in jedem Jahrhundert einzelne Gruppen und Stände, die auf gelehrte Ausbildung bedacht waren oder ſich gleichgültig, ja ablehnend dagegen verhielten. So gaben die Ritterſchaft und der Adel, dem ſich das ältere Patriziat darin anſchloß, jahrhundertelang wenig auf Bildung und Wiſſen.

Ulrich v. Hutten blieb bei der eigenen Ritterſippe übel genug angeſehen, weil er nach Wiſſen trachtete. Der große Humaniſt Willibald Pirkheimer, ein Patrizier, war als junger Mann lange tief unglücklich, weil ihn ſein Vater zu gelehrten Studien anhielt. König Friedrich Wilhelm I. erklärte den großen Philoſophen Leibniz für einen „Kerl, der zu gar nichts, nicht einmal zum Schildwacheſtehen tauge". Kurprinz Karl Emil von Heſſen pflegte zu ſagen: „Wer lerne und ſtudiere, ſei ein Bärenhäuter." Kaum zu einer Zeit mehr als im 17. Jahrhundert mißachtete man gelehrtes, an Univerſitäten zu erwerbendes Wiſſen. Am längſten verharrte in

Deutschland der preußische Adel bei dieser Auffassung. Nicht ungelehrte Männer spielten am preußischen und sächsischen Hofe die Rolle eines im Grunde mißachteten „kurzweiligen Rates", eines Hofnarren also, wie Gundeling und Taubmann. Die Mißachtung wirkte auch auf den Stand zurück. Der hohe Ruhm, den einzelne Gelehrte unter Verständigen genossen, hinderte nicht, daß man sie im gewöhnlichen Leben geringschätzte. Ein sächsischer Theologe klagte schon 1605: „Die Besitzer des Doktorgrades seien früher am Hofe dem Adel gleichgestellt worden, zu unsern Zeiten aber will der Gelehrten Stand von den andern gar vernichtet und verachtet werden, müssen erdulden Blackscheiter und Dintenfresser genennet zu sein."

Es ist oft gesagt worden, daß die rauhe, kämpfevolle Zeit des Dreißigjährigen Krieges nicht nur das wirtschaftliche Wesen tief herunterbrachte, daß sie lähmend auf alles höhere geistige Leben wirkte. Viele Gymnasien und andere Schulen wurden geschlossen, ganze Universitäten, wie Heidelberg und Helmstädt, verödeten; durch die Vernichtung und Verarmung großer Bevölkerungsteile verringerte sich auch die Zahl fähiger Köpfe. Viele Tausende selbst der besseren Stände entbehrten unter den heranwachsenden Geschlechtern jede geordnete Erziehung. Hart mußten solche Gelehrte leiden, die als Pfarrer und Lehrer in kleineren Städten, namentlich in Dörfern aber, ein erbärmliches Dasein unter Drangsalen aller Art lebten. Nicht wenige zogen Almosen erbettelnd unstet durchs Land, verwilderten und verkamen im Elend oder retteten sich zur Soldateska, wenn sie körperlich dem harten Dienst gewachsen waren. Manche suchten sich an gastliche Stätten ins Ausland zu retten. Aber auch solche, die in einzelnen Städten

ruhiger saßen, mußten aus Mangel an Einnahmen darben, hungern und frieren. Mit gelehrter Nahrung stand es zu solchen Zeiten notwendig noch weit übler als schon vordem, da größere Bibliotheken, wenn auch nicht überall und nicht leicht, doch wenigstens zugänglich waren. Aus Heidelberg wanderte die wertvolle Bibliotheca palatina nach Rom; Franzosen, Schweden und anderes Kriegsvolk verschleppten seltene alte Manuskripte und Büchereien in alle Welt. Nicht wenige Gelehrte erlebten, daß ihre kostbarsten Schätze bei Belagerungen oder durch Plünderung in Flammen aufgingen. Dem Janus Gruterus in Heidelberg und Johann Balthasar Schuppius zu Marburg ist solcher Jammer beschieden gewesen. Wie oft wärmten sich in diesen bösen Jahrzehnten halbverwilderte Kriegsleute die starren Knochen an Feuern schwer erworbenen und wertvollen Gelehrtenguts.

In den Jahren von 1576 bis 1580 waren jährlich nahe an fünfhundert Bücher erschienen; im ersten Zehntel des 17. Jahrhunderts steigerte sich die Zahl um über das Dreifache, um während der schlimmsten Jahre des endlosen Krieges kaum in einem Jahrzehnt diese Höhe zu erreichen. Was aber geschrieben und gedruckt wurde, waren der weitaus größten Masse nach theologische und astrologische Abhandlungen und Streitschriften und in unendlicher Zahl Prophezeiungen über Krieg, Pestilenz und das nahe Ende der Welt. Dies Jahrhundert war der Schauplatz geistiger Großtaten eines Johannes Kepler und Galileo Galilei, in Frankreich der eines Gassendi. Aber auch der zwiespältigen Gestalt eines Tycho Brahe und anderer bot es seine Luft zu atmen, die Zeit zu wirken. Um die Wende des 15. Jahrhunderts, am 17. Februar 1600, endete Giordano Bruno in Rom

auf dem Scheiterhaufen. Er starb um seiner naturphilosophischen Ideen willen, die auf den Grundlagen der Lehre des Nikolaus Kopernikus ruhten, des Denkers, der in seinem Werke: „Über die Umwälzungen der Himmelskörper" die Sonne stillstehen und von der Erde umkreist sein läßt. Der uralte Glaube an die starre Fixsternsphäre, das „feste Gewölbe" des Himmels und an die ruhende Erde als Mittelpunkt der Welt, war von dem Frauenburger Domherrn, der schon 1543 gestorben war, zerstört worden. Es war aber nicht nur die Kirche, die sich wider die neue Lehre zur Abwehr genötigt fand.

Die Grundlagen der Astrologie, auf denen nicht wenige der damaligen wissenschaftlichen Anschauungen ruhten, waren damit bedroht und trieben die Geister gegen Kepler und Galilei an, die auf Kopernikus' Gedanken weiterbauten. Melanchthon sah die Grundlage der damaligen Physik durch die neuen Lehren vernichtet, und die Ärzte, von deren Auffassungen die Astrologie untrennbar war, stellten sich gleicherweise ablehnend und feindlich. Tycho Brahe, der Hofastronom Kaiser Rudolfs II., versuchte als Gegner Kopernikanischer Gedanken ein neues Himmelssystem und grübelte über verbesserten astrologischen Lehren. Tycho war im ersten Jahre des 17. Jahrhunderts gestorben; seine neuen Gedankenbauten sollten ihn nicht allzu lange überleben. Als Galilei 1632 den Kampf für die Kopernikanischen Gesetze mit seinem „Dialog" begann, endete das Inquisitionsverfahren am 22. Juni 1633 gegen den siebzigjährigen Mann mit Verurteilung und Abschwörung seiner Behauptungen für beide Teile gleich beklagenswert. Die Schrift des Kopernikus stand schon seit 1616 im Verzeichnis der verbotenen

Bücher Roms. „Philosophisch betrachtet ist diese Lehre töricht, sinnlos und ketzerisch", entschied das Gutachten darüber.

In Frankreich lautete um die Mitte des 17. Jahrhunderts Gassendis Urteil: das Kopernikanische System sei das einfachste, der Wirklichkeit am besten entsprechende, aber man müsse jenes des Tycho Brahe annehmen, weil die Bibel offenbar der Sonne Bewegung zuschreibe. Luther nannte Kepler einen „Narren", der die „ganze Kunst Astronomiae umkehren wolle". „Aber wie die Heilige Schrift klar anzeiget, so hieß Josua die Sonne stillstehen und nit das Erdreich." Das Stuttgarter Konsistorium nannte Kepler ein „Schwindelhirnlein". Melanchthon sagt, daß man solche „Scherze nicht erst neuerdings ausgedacht habe". Er findet es „nicht schicklich, widersinnige Meinungen offen und frei im Ernst zu behaupten. Es ist ein Zeichen von guter Gesinnung, die von Gott gezeigte Wahrheit ehrfürchtig aufzunehmen und sich mit ihr zu beruhigen". Er beruft sich auf viele Bibelstellen und sagt: „Durch diese göttlichen Zeugnisse bestärkt, wollen wir die Wahrheit festhalten und nicht dulden, daß durch die Gaukeleien von Leuten, die es noch für eine Ehrensache halten, die Wissenschaften durcheinanderzubringen, die Wissenschaften verwirrt und wir von der Wahrheit abgezogen werden. Bei der Umdrehung eines Kreises bleibt der Mittelpunkt unbeweglich, das ist allgemein bekannt. Die Erde befindet sich aber im Mittelpunkt der Welt, ganz wie das Zentrum des Weltalls, also ist die Erde unbeweglich."

Religiöse Anschauungen und wissenschaftliche Grundsätze waren in jenem Jahrhundert gleicherweise von den neuen Lehren betroffen, in beiden Lagern entbrannten

heftigste Kämpfe dagegen. Niemals ist der Glaube an übernatürliche Kräfte, an gute und böse Dämonen, an den persönlichen Teufel, an den Einfluß der Gestirne auf die Geschicke der Menschen lebhafter gewesen. Niemals haben Sterndeutekunst und Wahrsagung aus der Hand üppiger geblüht als im 16. Jahrhundert, wo Reuchlin, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, sich für die Zahlengespinste der Kabbala begeisterte und die Welt mit dieser Geheimlehre bekannt zu machen suchte, Melanchthon an den Einfluß der Gestirne auf Anlagen und Schicksale der Menschen glaubte und keinen Anstand nahm, die Krankheit Ulrich v. Huttens aus der ungünstigen Stellung der Gestirne zur Zeit der Geburt des Ritters abzuleiten. Eine Zeit, in der es nur wenige Ärzte gab, die nicht vom Ursprung schwerer Seuchen durch den Einfluß der Gestirne überzeugt waren.

Das Wort: „Verschwindet, wir haben ja aufgeklärt", erfüllte sich durch die Wirksamkeit einzelner großer Geister auch für das 17. Jahrhundert nicht sofort, in dem der Glaube an den Einfluß der Gestirne, das Streben nach dem Stein der Weisen, der „großen Tinktur" der Goldmacher und tausend Abergläubigkeiten noch immer in den gelehrtesten Durchschnittsgehirnen wirkte. Durch die allgemeinen Bildungszustände der Zeit der „schweren Not" und ihre unsäglichen Übel für Leib und Seele, war dafür der keimfähigste Boden bereitet, auf dem jedes aberwitzige Denken und Treiben so üppig gedieh wie durch alle anderen Zeiten vorher. Noch im 18. Jahrhundert waren die Namen des schwärmerischen Mystikers Swedenborg, des falschen Grafen und trügerischen Täuschers Saint Germain und des Betrügers Cagliostro von größerem Klang in der Masse als jene Voltaires oder Rousseaus, eines Lessing und

Kant. Noch um 1731 hielt der sonst nicht bedeutungslose Züricher Professor Scheuchzer das Knochengerüst eines vorgeschichtlichen Tieres für die Überreste eines in der Sintflut umgekommenen Riesen. Doktor Theodor Arnold erklärte zwei Jahre später versteinerte Tierformen so umständlich als gelehrt für Modellierversuche Gottes vor der Schöpfung, für Werke seiner Hand, die er zu seiner Übung gemacht habe.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts erst brach für das vom Dreißigjährigen Kriege endlich erlöste Deutschland jener Abschnitt an, den man in bedingtem Sinne als Anfang der Aufklärungszeit anspricht. Doch waren es einstweilen nur vereinzelte Gelehrtenkreise, deren Wirken nach den allgemeinen Umständen wenig in die Tiefe und Breite gehen konnte. Trotz Kopernikus, Kepler und Galilei blieb die neue Weltordnung umstritten, und noch gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erschienen Schriften dagegen. Hundert Jahre vorher gab es noch gelehrte Männer, die sich weigerten, durch die neuen, seit Galilei verbesserten Fernrohre den Himmel zu betrachten, weil von den Dingen, die sie zeigten, nichts bei dem Vater aller Wissenschaften, dem Griechen Aristoteles, zu lesen wäre. Das waren Leute, die sich immer noch mehr mit den Meinungen und Umbildungen der ältesten Ideen der Vergangenheit beschäftigten als mit den Gegenständen selbst.

Solche Stubengelehrte arbeiteten nicht wenige nach einer Art, die Asmus Comenius 1658 in seinem „orbis pictus“ wie hier beschrieb: „Das Museum oder das Kunstzimmer ist ein Ort, wo der Kunstliebende (Studiosus) abgesondert von den Leuten alleine sitzet, dem Studium ergeben, indem er Bücher lieset, welche er neben sich auf dem Pult aufschläget und daraus in

sein Handbuch das Beste ausziehet oder darinnen mit Unterstrichen oder am Rand mit einem Sternlein bezeichnet."

Aus den Werken solcher „Wagnerischen" Naturen, die, in ihr „Museum gebannt, kaum einen Feiertag, kaum durch ein Fernglas nur von weitem die Welt sahen", die ein „Ragout von andrer Schmaus bereiten", die immer nur schauten „wie zuvor ein andrer Mann gedacht, und wie sie's dann so herrlich weit gebracht", möge nun eine Auslese zeigen, was im 17. Jahrhundert noch als gelehrter Aberglaube lebendig war.

Zuvor aus den „Auserlesenen Wundern der Natur" des ehrenfesten Herrn Johann Heinrich Seyfrid, die 1679 zu Nürnberg gedruckt erschienen. Er weiß, daß seit Galilei durch „Ferngläser noch etlich neue Planeten und Tausende von Sternen entdecket worden", aber das stört ihn in seinem beschaulichen Museum nicht; hat doch Gott „selbsten Abraham bedeutet, daß die Stern unzählig seindt", daß die „Cabalisten schätzen dero Anzahl auf 39 Millionen und 160 Stuck".

Bedächtig und selbstsicher mag er eine Weile das leuchtende Venus- oder Morgen- und Abendgestirn „observiret" haben, ehe er mit feingeschnittener Schwanenfeder ein „neu capitulum" darüber also begann: „Dieses holdseelige Gestirn, so da über alle erdenckliche Schönheiten gehet, nicht allein das Lieblichst, sondern auch nechst Sonn und Lunam das Glantzreichste ist, und solchem nach, nicht ohn Ursach der Liebesstern heisset, ward bey den Alten Lucifera Diana genandt, ist ein und ein halb mal so gros als die Erden und zweyundachtzig ein halb mal so gros als der Mond." Ein langes und breites fügte er noch über die „Natur" des Gestirns an, das dem „Erdboden und aller Kreatur" so „reichlich

und kräfftig seinen Einfluß mitteilet". Dann griff er nach seinem Merkbuch und fand darinnen alles aus dem „Himmlischen Sternwanderer" des Athanasius Kircher zusammengetragen, was von ihm über dies „wunderbarliche Gestirn vornächst erspühret worden", da Kircher es im „Stern-Rohr besichtiget". Was jahrhundertelang von Astrologen als „Eigenschaften" der Gestirne erträumt worden war, fand damalige Gelehrsamkeit bestätigt, als sich die Fernrohre nach ihnen richteten. Die „Venuskugel" erschien, durchs Rohr gesehen, als ein „Gebäu von dem lautersten Chrystall gefüget". Ein „unermäßlich grosses Meer" leuchtet dort „lieblich und anmutig". Und Seyfrid schrieb weiter: „Es war kein blendendes, sondern ein süsses, denen Augen annemliches Liecht. Das Gewässer bewegte sich nicht so ungestümm wie das tobende Meer des Monds, sondern wallete gar lieblich." Alles auf dem Gestirn „bestunde aus den vier Elementen", aus Wasser, Erde, Luft und Feuer, woraus auch die übrige Welt gebildet gedacht war. Von unvergleichlichen Inseln im Venusmeer berichtet er, und weit Seltsameres noch verdankt er seinem Gewährsmann. Damals mußten die Fernrohre noch eine Vorrichtung besitzen, die nicht nur das „Auge schärffete", auch das Geruchsorgan nahm Eigenschaften an Sternen wahr, die seitdem keines Beobachters Nase mehr durch Fernrohre roch. Seyfrid mochte wohl eine Weile bewundernd anhalten, ehe er gläubig weiter schrieb: „Der Geruch des Landes dieser Insulen auf sothanem Gestirn übertrifft weitlich allen Bisam und Ambra, die allda befindliche Bäume grüneten von einer Materi so denen aller köstlichsten Edlen-Gesteinen gleich sahe und vielerhand Farben von sich spieleten." Damals waren allerdings die Gläser der

Fernrohre noch so beschaffen, daß sich farbige Lichttäuschungen notwendig zu allen anderen Träumereien gesellen mußten. „Aber das Wunderlichste ist," fährt der ehrsame Blindgläubige weiter, „daß in dieser Kugel des Venus-Stern ein unbekandte grosse Zahl Engel sich befinden, die von dem Schöpffer aller Dinge zu Dienst dieses Globi bestellet, demselben auch vorstehen, ihn wenden und kehren nach dem es die Göttliche Weisheit geordnet und die Erhaltung der Welt erfordert."

Auf dem Planeten Merkur erheben sich Berge und Hügel, die gleich dem Edelstein „Chrisoprasio wie Gold scheinen, doch aber mit grünen Strichen durchloffen" sind. Goldfarbene Meere fließen dort und „Mercurialische Engeln" treiben ihr Wesen.

Auf dem Mars, dem Planeten, dessen besondere Stellungen die Menschen zu Schlachten und Kriegstoben zwingen, finden sich Berge und Felsen, herrschen „böse, tödliche Dünste". Aus seinem Merkbuch zog der Emsige aus: „Der Stern schwitzet Harz, Berg-Öl und dergleichen Säffte in Menge. Wirfft auch Feuer und übelriechende Flammen häuffig, aus vielen Bergen, Schlünden und Pfülen mit gar grausamlichem Krachen, dahero es stets lundert und tunkelrothe, mit Ruß untermischte Flammen ausgespeyet werden." Seyfrid fragt nicht „unbillig", ob in „solchem steten greulichen Stanck und Gedämpff der Martis-Kugel, dennoch Engel oder Intelligentien in derselben sich aufhalten und bleiben mögen", und antwortet mit Kircherus, daß trotzdem auch „dieser Globus von Engeln bevölkert" sei.

Wunderlicheres als von den Gestirnen, wußte diese Zeit noch von Dingen und Geschehnissen auf der Erde zu berichten. So beschreibt Zeiler die „bösen" Brunnen zu Sulzbach in der Oberpfalz, die „nicht allein Teuerung

vorausſagen, ſondern auch erkennen laſſen, wie lange ſie dauern wird", je nachdem ihr Waſſer anſchwillt oder verſiegt. Ein nicht „allzeit flieſſender Bach" im Elſaß zeigt genau an, ob „Hunger, Krieg oder Peſtilenz" bevorſtehe. Kircher gedenkt eines Quellbrunnens in Italien, der ſogar den Tod einzelner Menſchen „vormeldete"; er hinterläßt eine Menge Blutes auf einem Felde, was ſeinem Eigentümer den Tod kündet. Nach Grundmann lag ein adliges Stammhaus in Franken an einem Berg, an deſſen Fuß ein klarer Quell entſprang. Wenn jemand aus dem Geſchlecht ſterben ſollte, blieb das Waſſer durch etliche Wochen aus. Der Brunnen auf dem Sitz eines anderen fränkiſchen Geſchlechtes wurde lang vorher „durch einen gräulichen unbekannten Wurm" trüb gemacht. Camerarius weiß von einem Brunnen zum heiligen Kreuz bei Stuhlweißenburg in Ungarn zu berichten, der ſich in Blut verwandelt, ſo oft ein König von Ungarn in großer Gefahr oder dem Tode nahe iſt. Theobaldus Zacharias ſchrieb über Quellen, die ſofort verſiegten, ſobald ſich ihnen ein Ausſätziger nahte; es waren Wächter beſtellt, um dies Unheil zu verhüten. Majolus gibt Kunde von einem Brunnen bei Mömpelgard, der von ſo „verwunderlicher Eigenſchaft ſei, daß jedesmal, wann etwas Unreines dareingeworfen würde, ſo balden ein ſtarkes Donnerwetter entſtunde". Die Themſe in England hat die Eigenſchaft, daß ſie durch acht Monate im Jahre ſolche „ſpritualiſche Qualität" hat, ſich wie Branntwein entzünden zu laſſen. Es gibt Flüſſe in Italien, die einem Meineidigen die Hand verbrennen, wenn er ſie hineinſteckt. Dazu merkt der biedere Seyfrid an: „Wäre zu wünſchen, daß in unſern Landen eine gute Anzahl Waſſerfluß dieſe Eigenſchaft haben möchten; würde mancher leichtſinniger Eydſchwur unterbleiben."

Johann Sommer schrieb in seiner „Orientalischen Reise", man habe ihn auf der Insel Tenedos zu einer mit weißem Marmor gefaßten Quelle geführt; eine griechische Inschrift besagte dort: „Wer betrübten Herzens ist, werfe einen Stein in den Brunnen; er wird ihn, fröhlichen, leichten Gemüts geworden, wieder heraus nehmen." Sommer sagt: „Ich ward ermuntert, einen Stein in das Loch zu werfen wo selbiger Quell herfürkommt; wenn gleich ich etwas hörete, solte ich nicht darum weg lauffen, sondern den Stein wieder herausnehmen. Ich besann mich lang, ob ich es tun wollte, gedachte, sie wollten mich verieren. Endlich tat ich ihren Willen. Kaum berührete der Stein den Grund, da kam ein gewaltig Gethös heraus, als ob es stark donnerte. Ich ward ganz taub und blind, so lärmete der Brunn, daß ich beschlosse davon zu lauffen. Ein Griech aber name mich bey der Hand und schrie mir ins Ohr: ich sollt, so lieb mir das Leben sey, nicht weichen, sondern den Stein herauslangen, sonsten würd ich nimmermehr zu meinem Gehör kommen. So bald er nun heraus war, hörete ich kein Gethös mehr, kam auch wieder zu mir selber und ward hernach weit fröhlicher, als ich vorhero traurig gewesen."

Von zwei Bächen in Thessalien wußte Majolus sonderbare Kunde zu geben: „Wann Schafe von des einen Wasser trinken, wird ihre Wolle schwartz: von dem Wasser des andern aber färbet sie sich weiß; führet man sie hin und wieder, so werden sie gar bunt und fleckigt, wie ich selbsten gesehen." Zeiler, Louis Colon und Dappers beschrieben Brunnen und Quellen, deren Wasser mit dem Mond „ab- und anlaufft". Majolus versichert: „In dem verwunderlichen Saltz-Werk zu Bochna in Pohlen erzeigen sich im Salzwasser mancher-

ley Sachen; unter andern Dingen höret man zu Zeiten Hahnen daraus krähen, Hunde bellen, je derweilen auch anderer Tiere Geschrey, so aber gemeiniglich etwas Böses bedeutet." Bei Cromer findet sich umständlich geschildert, daß in einem polnischen See bei Krakau böse Geister hausten, so daß kein Fischzug mehr gelang. Da ließ der Eigentümer des unheimlichen Gewässers, als es gefroren war, Geistliche mit Fahnen, Kreuz und Weihwasser kommen. Da geschah es, daß beim dritten Zug ein „abscheulich Monstrum und Ungeheuer mit einem Ziegen-Kopff und Feuer-funkelnden Augen" ins Netz ging. „Hierüber ward männiglich äusserst bestürtzet: die meisten flohen davon. Das Gespenst aber fuhr mit gräßlichem Gethön und Getümmel unter das Eis. Die es herauszogen, haben von seinem Anhauchen abscheuliche Beulen und Geschwür bekommen."

Daß auf dem Blocksberg im Harz jährlich in der „Walburgisnacht oder am ersten May die Hexen, Zäuberer und Unholden ihre Zusammenkunfften pflegen", ist für die Zeit der Hexenprozesse nicht weiter zu verwundern. Über den Berggeist Rübezahl, „deme er selbsten begegnet", schrieb Prätorius ein stattlich Büchlein.

Dem Theatrum Europaeum entnahm Seyfrid den Bericht über einen 1645 bei Krems in Österreich ausgegrabenen Riesen. Schwedische Soldaten legten dort eine Befestigung auf dem Berg an; um das Regenwasser abzuleiten, hoben sie einen drei bis vier Klafter tiefen Graben aus und fanden das „unglaublich große Ungetüm". Leider zerstörten sie den Kopf. „Dennoch aber sind viele Glieder von gelehrten, erfahrenen Leuten für Menschliche Gebeine erkennet worden." Wie „gewaltiglich sothaner Ries gewest, gehet wol herfür, daß ein Stockzahn so sich gefunden, fünf gute Nürnbergische Pfund

allein schwer gewogen." Der Stockzahn und ein Schulterblatt wurden in Krems aufbewahrt; andere Teile kamen nach Schweden und in die Raritätenkammer des Königs von Polen. Es waren Knochen eines Sauriers.

Die „auserlesenste unter den Wundern der Natur, die allerwunderlichsten Wunder" waren die „Meermenschen und Monstra" in den Wassern. Wie man die Luft, die Gestirne und den Himmel einst von einer Welt der Geister und Dämonen bevölkert glaubte, so lebten auch im Wasser Wesen, über die Herren „regierten", Gestalten, die einen Staat für sich bildeten, der halb nach irdischem Muster gebildet gedacht war. Von allem erhielt sich der Glaube an die „große Seeschlange" am längsten; noch im vorigen Jahrhundert wollte man sie im Ozean da und dort gesehen haben. Auch hier konnte Seyfrid aus dem Theatrum Europaeum den „ohnbezweifelbaren" Bericht von „zween Reichsräten Namens Wolff Rosensparr und Christian Halcke" vom Jahre 1619 in sein Buch aufnehmen. Die beiden Augenzeugen waren in Reichsgeschäften für ihren König Christian IV. in Norwegen gewesen. Auf der Heimfahrt gingen sie bei „schönem sichtigen Wetter auf der Schiffsgallerie spatzieren und erblickten ziemlich tief unter dem Wasser einen Mann, welcher aufrecht daher gienge, und unter jedem Arm einen Bund Meer-Gras truge". Die Herren befahlen, daß ein Schiffsboot ausgesetzt und ein kleiner „Werff-Anker" auf den Grund gelassen würde. Der „Meer-Mann" griff danach und wollte den Anker ablösen, aber man zog ihn samt dem Anker „mit Behändigkeit" ins Boot und brachte ihn aufs Schiff, „allwo er auf dem Überlauff ein ziemliche Zeit gelegen, sich wie ein Fisch gewunden, aber keine Stimme noch Laut hören lassen. Der Gestalt nach kame er mit andern Menschen

überein. Seine Haar hiengen über beede Achseln herab, seine Haut war wie die eines Meer-Hundes. Beede Reichs-Räthe neben etlichen vom Adel standen um diesen Meer-Mann herum und einer sagte auf dänisch: ‚Das mag wohl ein wunderbarer GOtt seyn, der solche Menschliche Geschöpff und viel mehre Wunder im Wasser und auf Erden hat.' Hierauf begunte der Meer-Mann zu reden, und saget mit vernehmlichen Worten: ‚Ja, wenn du es so wol wüsteſt, als ich es weis, dann würdeſtu erſt sagen, daß er ein wunderbarer GOtt sey; daß auch viel mehr wunderlichere Creaturen im Wasser und unter der Erden, denn oben auf der Erden gefunden werden.'" Er drohte, daß weder Schiff noch Gut je ans Land kommen würden, so „man ihn da verhielte", wollte auch weiter keine Red mehr geben. Die Reichsräte befahlen, daß man ihn ausseßte, und sahen nach, wie er „seines Wegs davon geschwummen".

Einen ähnlichen Bericht gab Musäus Wormianus. Es war auf dem Wege nach Gothland, als im Jahre 1620 der dänische Reichsrat Christoph Ulefeld vom Schiff aus einen Meermann von „kleiner Statur mit schwarzem Haar und Bart" lange beobachtete. Als ihm des Reichsrats Diener ein Hemd zuwarf, „tauchte er unter und lies ferner sich nimmer sehen". Dem Erasmus Laetus erzählte Seyfrid eine „verwunderliche Geschicht von einer Wasser-Nimphen" nach. Die Nymphe nannte sich Ibrand; ihr Leib war mit „weissen Haaren, wie die Meer-Kälber und See-Wölffe zu haben pflegen, dicht bewachsen. Die Augen waren ziemlich groß, das Angesicht von gar erbarer Gestalt und lind; Nase, Ohren, Mund und Kinn gantz formlich gebildet. Die Arme waren auch haaricht, desgleichen die übrigen Theile des oberen Leibs, ausser den Händen, die glatt, doch etwas

flach waren. Der untere Leib war bedecket durch einen langen gefaltenen Rock aus Delphins Häuten." Die schöne Ibrand war damals „bey achtzig Jahren", wie sie selbst „auf dänisch" sagte. Ihre Mutter, Großmutter und „Uhr-An-Frau" lebten schon „etlich hundert Jahr" in dänischem Wasser. Wer möchte sagen, ob es nicht eine jener Meerjungfern gewesen, wie ich sie noch als Knabe auf dem Nürnberger „Plerrer" zur Messezeit in einer Bude zierlich im Wasser zappeln sah? —

Aus der „Physica" des Arztes Leonardo Fioravanti hatte Seyfrid eine noch weit „verwunderlichere Historia" seinem Merkbuch einverleibt und wieder aufgefrischt. Eine adlige Dame war von einem Meermann Mutter geworden. Ihr Sohn „zeigete an drey oder vier Orten des Leibs, durch die allda sich befindende rauhe Haut und Schuppen, wer sein Vater gewesen". Dieser Sohn wurde ein kühner, kaltblütiger Soldat; seine Nachkommen, die sich Marinos nannten, wurden gewaltige Leute, „von denen noch etliche vorhanden seyn werden". Sie haben durchgehend Schuppen behalten, daran ihr Ursprung zu erkennen.

In Heerports „Ost-Indischer Reise" wird für das Jahr 1661 das Erscheinen eines Meermannes und einer Meerfrau auf der Insel Formosa angeführt. Damit niemand zweifeln könne, daß solche Geschöpfe leben, verkündet Seyfrid: „Vor wenig Jahren ward durch der West-Indischen Gesellschaft Bedienten unfern Brasilien ein Meer-Mensch gefangen und zu Leyden in Holland durch den berühmten Historicum Johann de Laet zergliedert. Das Haupt und der übrige Leib bis an den Nabel waren menschlich gebildet; der übrige Theil aber war ein unformlich Stuck Fleisch." Der anatomische Befund hatte also, dem Wort nach wenigstens,

die urälteſten Fabelweſen für die Zeitgenoſſen als Wirklichkeit beſtätigt.

Daß es im 17. Jahrhundert in „Teutſchland fliegend und andere ohngeflügelte Drachen, große gräuliche Würmer" gab, „bezeuget die Erfahrung". Zeiler beſtätigt, daß „im vorigen Seculo" ſolch ein Untier mit einem Wolfskopf in der Grafſchaft Hohenſtein von zwei Holzhauern aus Sachswerfen umgebracht worden. Auf dem Harz war 1597 unter dem Klettenberg ein achtzehn Schuh langer Drache mit dem Kopf einer Katze, gelbem und grünem Leib geſehen worden. Nach Erasmus Franziskus hatte 1649 der Amtmann zu Solothurn einen glänzenden ſchlangenköpfigen Drachen in ſternheller Nacht über den Pilatusberg fliegen ſehen. Im Flug ſpie das Unweſen Funken „als von eines Schmidts-Ambos herunter ſpringen". Schottelius ſchildert lang und breit, wie ein Luzerner Bürger ſich verirrte, in eine Drachenhöhle geraten ſei und nach fünf Monaten erſt gerettet worden war. Als im Frühling die Drachen aus der Kluft flogen, „ergriff der Mann aus Verzweiflung anderwärtiger Erlöſung des Drachen Schwantz und ward hierdurch aus dieſer Kruft gehoben". Ein anderes Ungeheuer ward bei Rom 1660 von einem Jäger erſchoſſen.

Groß war die gelehrte Wundergläubigkeit auch auf wirklichen naturgeſchichtlichen Gebieten. So ſollte es in Japan Hunde geben, „welche durch öfteres Baden ſich in Fiſche verwandeln". Cromerus behauptet, in Polen gebe es kleine Vögel, die „mit dem Schnee hervorkommen und mit ihm vergehen". Im Käfig ſterben ſie, ſobald es keinen Schnee mehr gibt. In Irland leben Vögel, die nach dem Tode nicht verfaulen; in Schränken aufgehängt, bewahren ſie Kleider vor Schaden.

Was aber noch mehr verwunderlich ist, es wachsen ihnen „nach dem Tode jährlich neue Federn". Majolus und Schottelius beschrieben Vögel, die aus Würmern entstehen, die man in verfaultem Schiffsholz in England und Schottland findet. Sie werden so groß wie Gänse. Alexander Gallovidanus fand im Meer Muscheln: „Als er solche geöffnet, fand er seinem Vermuten nach keine Fische, sondern Vögel darin." Der König der Paradiesvögel auf den Molukken hat nach Aldrovandus keine Füße; mit zwei langen Schwanzfedern, „welche am Ende mit einem umgekrümmten grünen Federlein gezieret, henckt er sich vermutlich an die Bäume". Solche Fabeln entstanden durch die in den „Kunstkabinetten" jener Zeit aufbewahrten Vogelbälge, denen die Füße fehlten. Das „sonderbarlichste" aber waren jene kleinen Vögel vom Indus und Ganges, die ihre Eier in der Luft fallen lassen, „welche, bevor sie die Erde erreichen, durch die Hitze der Lufft schon ausgebrütet sind". Baptista Fulgosus weiß von einem Vögelein auf der Insel Zypern zu sagen, das „in der Schmiede Öfen und andern Feuerstetten mitten zwischen Funken und Flammen gantz unverletzt herumfliegt", aber in freier Luft, ohne Feuerflammen nicht leben kann.

Aus dem Pflanzenreiche werden nicht weniger abenteuerliche Dinge berichtet. Davon mag eine Probe für alle genügen. Seyfrid führt zur Bestätigung der Wahrheit zwei Zeugen auf. „In der Europäischen Tartarey zwischen den Strömen Don und Wolga, umb die Gegend Samara, grünet ein Gewächs, so einen zimlich starcken Stengel bekommt. Oben auf solchem wächset eine Frucht, dem äussern Ansehen nach wie ein Lamm gestaltet, dessen Gliedmaßen es gantz deutlich abbildet. Der Stengel ist diesem Gewächs an statt des Nabels,

auf welchem es sich rings herumb wenden kann. Zu welcher Seiten es sich nun wendet, verdorret das umbher stehende Gras. Wann die Frucht reiff wird, beginnet der Stengel zu vertrucknen, die Frucht aber ein rauhes Fell zu bekommen, gleich einem Lamm, welches nachmals gegerbt und zum Gebrauch bereitet wird. Es hat sehr zarte und krause Wolle. Die Wölffe allein, sonsten aber kein ander Thier stellen dieser Frucht nach. Das Fleisch ist eines gar süssen Geschmacks und gleichet sich der Krebsen Fleisch. Wenn in diese Frucht geschnitten wird, fliesset ein rother Safft einem Blut gleich aus dem Schnitt. Ein Fell von einem solchen Lamme, in der Grösse eines Kaninchen, davon die Wolle beynahe eines halben Fingers lang, so wie auch dergleichen schon gesponnene Wolle und Garn davon, kann man zu Amsterdam, in eines Apothekers, Johann Schwammerdam, Kunst-Kammer zu sehen bekommen und daraus des vielleicht entstehenden Zweiffels sich entledigen, ob es auch wahr sein möge." Ein wohlgebildetes Lämmchen, das auf dem Stengel einer höchst sonderbaren Pflanze thront, gab Seyfrid als Kupfertafel bei, um auch seinerseits „entstehende Zweiffel zu entledigen".

Wie sich in den Schilderungen von Urgewürm, Drachen, Riesen und Meerungeheuern alte mythologische und sagenhafte Reste erhielten, so ist auch dies „Pflanzenschaf", das „Scythenlamm" aus Mittelasien, ein Gemisch aus Wahrheit und Dichtung, eine der vielen Pflanzensagen, die schon seit dem 14. Jahrhundert umliefen. In Wirklichkeit ist es eine mit tiefgelben Spreuschuppen bedeckte Schildfarnart, die nur ungefähr dem Aussehen eines Lammes nahekommt. Seyfrid und seine Gewährsmänner haben nie jene botanisch Aspidium Baranez genannte Pflanze gesehen, so wenig

wie ihm jemals Riesen und fliegende, funkenspeiende Drachen zu Pfalz-Sulzbach begegneten, wo er in Diensten einer hochfürstlichen Durchlaucht stand. Aber gleich anderen ähnlichen Gelehrten seiner Zeit wußte er seine phantastische Wolle zu einem „kuriösen" Weltgemälde kunstvoll genug zu verspinnen. Schriften seiner Art spiegeln die Anschauungen wieder, wie sie im 17. Jahrhundert allgemein verbreitet waren. Für die wenigen großen Geister dieser Zeit und ihre Gedanken war noch kein Boden in der gebildeten Mittelschicht bereitet, und dort wie in den untersten Schichten glaubte man lange noch weit unmöglicher scheinende Dinge, als solche Schriften sie glaubhaft fanden.

Ein Beſuch beim Stamme der Arawai in Südamerika

Von Ferd. Emmerich

Mit 4 Bildern von Rolf Winkler

Auf den gelben Fluten des Cuyuni ſchwammen in ſtaffelförmig ausgezogener Kiellinie drei große Ruderboote, deren tonnenartig gewölbte Sonnendächer faſt drei Viertel des Fahrzeugs bedeckten und den europäiſchen Inſaſſen Schutz vor den ſengenden Strahlen der glühenden Tropenſonne boten. Man ſah es den ziemlich mitgenommenen Schiffen an, daß ſie eine lange Reiſe hinter ſich hatten, und die Spuren kürzlich vorgenommener Reparaturen ließen erkennen, daß der Kampf mit den Stromſchnellen der mächtigen Zuflüſſe des Cuyuni — des Yuruàn und Yuruàri — nicht leicht geweſen war.

Die Inſaſſen der Boote, Mitglieder der Expedition, die, gelegentlich der Grenzſtreitigkeiten zwiſchen England und Venezuela, zur Erforſchung des Innern Guayanas ausgerüſtet wurde, hatten den Fluß als Stützpunkt gewählt und an den Ufern des Yuruàri Indianer vom Stamme der chriſtlichen Arecuña als Ruderer und Dolmetſcher angeworben.

Der hier wohl 180 Meter breite Cuyuni, der Hauptſtrom der venezolaniſchen Provinz Guayana im Norden Südamerikas, iſt von ſeinem Urſprung bis zu ſeiner Mündung in den Eſſequibo mit paradieſiſch ſchönen Ufern geſegnet, aber faſt noch gar nicht erforſcht. Der Hauptgrund dafür liegt wohl in dem feindlichen Verhalten der Eingeborenen, die zum Teil noch dem Kannibalismus ergeben ſind und ihre Gefangenen beſonders grauſam behandeln ſollen. —

Aus dem mittleren der drei Boote schallte eine tiefe Stimme über das Wasser:

„Paß doch auf, Juan! Du läßt uns ja auf den Baumstamm da vorn aúflaufen!"

„No, Señor, nix Baumstamm, ist große Kokodrill," gab der angerufene farbige Bootssteurer grinsend zur Antwort.

„Du bist auch ein großes Krokodil; jedenfalls steure mal hinüber zu Don Fernando!"

„Bueno, Señor!" Dem nachfolgenden Steurer durch Zuruf und Zeichen die Kursänderung angebend, lenkte der Indianer das Boot in der gleichmäßigen Strömung in die Nähe des führenden Fahrzeuges.

„Herr Expeditionsleiter, wie wäre es, wenn wir da vorne, wo der Hochwald wieder zu beginnen scheint, anlegten, denn die Gegend hat hier einen völlig neuen Charakter; ich muß an die Bereicherung meiner geologischen Ausbeute denken."

„Mir ist's recht, Herr Teubner. Freund Stöwing wird jedenfalls neue Pflanzen finden, und da unser Auftrag vorschreibt, jede Höhe zu messen und den Strom genau auf der Karte festzulegen, so wird ja keine Zeit vergeudet. — Wie ist es, Ramòn?" wandte sich der als Expeditionsleiter und Don Fernando bezeichnete Forscher an seinen Bootssteurer: „Kennst du die Gegend hier? Gibt es hier Indios?"

„Quien sabe — wer weiß es?" gab der angeredete Indianer zurück. „Ramòn nie bis hierher gekommen, aber Ramòn ist Führer, Ramòn wird nachsehen."

„Ja, Ramòn, du bist ein guter Führer, der beste Mann der Arecuña, der bravste Indio am Yuruàri und Cuyuni," bestätigte Teubner, der Geologe. „Also

gib den anderen ein Zeichen und ſuche eine gute Landungsſtelle am linken Ufer."

„Bueno, Don Arturo!"

„Huiiih!" gellte der Ruf des Führers zurück. Mit einer Handbewegung die Landungsabſicht den Gefährten andeutend, rief er durch die hohlen Hände in ſeiner Sprache dem nachfolgenden dritten Boote einige Weiſungen zu. Dann lachend zu den beiden Europäern gewendet, ſagte er: „Don Emilio hat geſchlafen, wird böſe werden, iſt ſehr erſchreckt."

„So? Hat Emil wieder geſchlafen? Na, Ramòn, dann wird es dir ſchlecht gehen! Aber jetzt cuidado! — Aufgepaßt! Teubner, bleiben Sie etwas zurück!" Durch einige Ruderſchläge die Entfernung zwiſchen den Booten vergrößernd, ſteuerte Don Fernando ſein Boot in die ſchnellere Strömung des linken Ufers.

In raſcher Fahrt ging es an den mit üppigem Pflanzenwuchs beſtandenen flachen Ufern hin. Vor einer größeren Lichtung bildete der Fluß eine kleine Bucht. Da landete man und zog die Boote ſoweit auf das Ufer, daß ſie im Falle einer Gefahr ſofort flott gemacht werden konnten.

Der üppige Wald hat hier parkähnlichen Charakter, aber in tropiſchem Sinne: rieſige Schlingpflanzen von der Dicke ſtarker Schiffstaue laufen von Aſt zu Aſt durch die Urwaldrieſen, die Farnkräuter ſind zu Bäumen geworden, über dichten Bambusgruppen ſchwanken die gefiederten Häupter der Palmen. Neugierige Affen klettern in ſicherem Abſtande heran und ſchauen dem Treiben der Menſchen zu, pfeifend und kreiſchend ihr Mißfallen über die Störung bekundend.

„Gott ſei Dank, daß ich mir die Beine wieder ein bißchen vertreten kann; ich bin ſchon ganz ſteif von dem

krummen Sitze in dem engen Boot," rief der Botaniker Stöwing, Don Emilio, ein fast zwei Meter langer Hamburger, aus.

„Na, so eng ist doch das Schiffle grad nicht," meinte Teubner, „aber wenn man gar so viel Beine auf die Reise mitnimmt, soll man sich auch nicht beklagen."

„Spotten Sie nur, Don Arturo. Zu meinem Geschäft passen die Stelzen recht gut, allerdings, wenn ich Steine klopfen müßte, um mir mein Brot zu verdienen, wie gewisse Leute, die man Geologen nennt —"

„Dann wären Sie ein ebenso gemütliches Haus, wie jetzt," fiel ihm Don Fernando in die Rede. „Aber, meine Herren Kollegen, was halten Sie von der Gegend, sollen wir hier länger rasten oder brechen wir heute wieder auf? Ich für meinen Teil werde bald fertig sein."

„Kinners, Kinners, ich hab' bannigen Hunger, laßt uns mal erst einen Happen essen, dann sehen wir mal, wie sich die Gegend anläßt. Hallo! Juan, Ramòn, Pablo, her mit dem Frühstück!" befahl der Botaniker.

Man war eben mit dem einfachen Mahl, bestehend aus kaltem Fleisch, Früchten und kaltem Tee, zu Ende, als Ramòn, der schon öfter witternd die Nase in die Luft gehalten hatte, rief: „Señores, hier in der Nähe sind Indios, ich rieche Rauch von Holzfeuer."

„Was? Ich rieche nichts! Aber ihr Allerweltskerle habt ja bessere Sinne als wir. Täuscheſt du dich auch nicht, Ramòn? Seit vier Tagen haben wir keine Indios mehr getroffen, und ich möchte auch jetzt keine sehen, wenn es sich vermeiden läßt," bemerkte Don Fernando.

„Ramòn hat recht, hier Indios," warf der hinzukommende Pablo ein, und auf einen entfernter liegenden Haufen Asche und angebrannter Knochen deutend:

„Böſe Indios, beſſer weggehen, böſe Indios eſſen gute Indios!"

Don Fernando unterſuchte die Feuerreſte. „Alle Wetter, das ſind wahrhaftig Menſchenknochen, und

noch gar nicht ſo alt! Seid ihr alle bewaffnet? Wenn uns die Brüder wittern, ſind ſie auch bald da."

„Was nützt uns die beſte Büchſe gegen die vergifteten Pfeile der Indios?" meinte Teubner. „Die blaſen uns aus dem dichten Buſch einen Pfeil in die Haut, und ehe Sie die Büchſe an die Backe bringen, haben Sie das Zeitliche geſegnet, nee, ich bin für Abreiſe!"

„Die jetzt zu ſpät iſt," warf Don Fernando ein.

„Schaut da hinüber, da kommt ein Wilder ganz gemütlich aus dem Walde und tut, als sähe er uns nicht."

Das scharfe Ohr des Indianers, der die Reisenden wirklich noch nicht gesehen hatte, hörte aber kaum den Schall der Stimmen, als er auch schon das wohl zwei Meter lange Blasrohr hob, — um es im nächsten Augenblick mit einem lauten Ruf der Überraschung wieder sinken zu lassen und wie angewurzelt stehen zu bleiben.

Ramòn hatte sofort einen grünen Zweig abgebrochen und ging, dies Zeichen der Freundschaft schwenkend, auf den Kariben zu. Der betrachtete erst mißtrauisch den in Kleidern steckenden braunen Menschen, doch als er die Laute seiner Sprache hörte, brach er gleichfalls einen Zweig ab und erwartete regungslos den anderen.

Unterdessen hatten die Forscher Muße, den Indio genau zu betrachten. Er war von zitronengelber Hautfarbe, mittelgroß, mit klugem Gesicht, dem der etwas hervorstehende Unterkiefer und der stechende Blick indessen einen heimtückischen Ausdruck verliehen. Die langen, straffen Haare waren stark mit Fett eingerieben, und der bis auf einen handbreiten Bastgürtel nackte Körper ließ eine schlangenförmige Tätowierung sehen. Auf Stirn und Wangen war ein blaues Dreieck eingegraben. Als einzige Waffe trug der Karibe das Blasrohr, dem ein Schlangenzahn als eine Art Visier aufgesetzt war, und einen Köcher mit vielen, etwa zwanzig Zentimeter langen Rohrpfeilen, auf denen ein vergifteter Knochen als Spitze stak.

Während die beiden anderen Arecuña in den Booten die Winchesterbüchsen bereit legten, kam Ramòn zurück und meldete: „Droben im Walde ist der Karibenstamm der Arawai angesiedelt. Soviel ich früher gehört habe, sind die Arawai gute Leute. Wenn Sie hier

bleiben wollen, müssen wir den Kaziken*) besuchen. Der junge Mann sagt, man habe noch nie weiße ‚eingewickelte' Menschen gesehen, also kennen sie auch Ihre Waffen nicht. Wenn Sie dann da oben mal donnern und blitzen, könnten wir es wohl wagen."

„Wie denken die Kollegen?" fragte Stöwing.

„Ich denke, wir besuchen die Kerle," schlug Don Fernando vor. Da die beiden anderen dem zustimmten, wurde Ramòn beauftragt, mit dem Kariben zu gehen und den Besuch anzumelden. Inzwischen holten sie Geschenke aus den Kisten hervor und steckten sie mit einigen Medikamenten und Verbandzeug für den etwaigen eigenen Gebrauch in den Rucksack.

„Vorher stärken wir uns aber noch mal," meinte Stöwing, „denn, wie man bei uns in Hamburg sagt: ‚Een lütten Sluck in de morning time is beter als den ganzen Dag gor kein'." Damit öffnete er die Kognakflasche und bot sie den Kollegen.

„Sie müssen sich wohl Mut trinken? Ich meine, wenn man so lange Beine hat — —"

„Fangen Sie schon wieder an, Don Arturo? Wer weiß, ob Sie heute nicht noch wünschen, so lange Beine zu haben," entgegnete der Gefoppte.

Das harmlose Necken wurde durch Ramòn unterbrochen, der mit drei Indios ankam.

„Der Kazike erlaubt uns, hier zu lagern und schickt zwei Wächter, damit nichts gestohlen wird," berichtete Ramòn.

„Das läßt tief blicken! Juan, du nimmst den Revolver und bleibst bei den Booten. Sollte man sich irgend etwas erlauben, dann schieße die Kerle über den Haufen — verstanden?"

*) Häuptling.

„Bueno, muy bueno, jefe! Juan nix bange, Juan bumm, bumm, schießen!"

„Also dann vorwärts, zum Besuche seiner gelben Majestät! Hier, Pablo, nimm den Rucksack auf, steck den Revolver ein, aber spiele nicht damit! Hörst du? Sind wir soweit, Teubner? Stöwing? Dann los! Ramòn führe uns!"

„Ich nehme lieber das Jagdgewehr, für den Fall, daß uns ein passendes Abendessen in den Weg läuft," sagte Teubner.

Nicht weit hinter dem bedenklichen Knochenhaufen zog sich ein kaum sichtbarer Pfad aufwärts. Der Wald offenbarte hier noch mehr seine ganze tropische Pracht. Brotfruchtbäume (Artocarpus) traten zahlreicher auf, auch Calamusarten mit riesigen, oft schenkeldicken Lianen durchzogen nach allen Richtungen den Wald, hoch hinauf um die Stämme gewickelt oder wie Taue von Baum zu Baum gespannt. Zierliche kleine Palmen mit schöngefärbtem Stamm und glänzend roten Fruchttrauben, und Baumfarne, die wohl an die zehn Meter Höhe erreichten, verliehen dem Walde einen neuen Reiz. Aber der Naturgenuß wurde stark beeinträchtigt durch die Schwierigkeit des Weges; der Pfad zog sich quer durch ein dichtes Dornengestrüpp. Voran schritt der gänzlich unbekleidete Karibe, ihm folgte Ramòn barfüßig, und beide schritten so rüstig durch die daumenlangen spitzen Dornen, als ob sie kein Gefühl hätten. Nicht so unsere Landsleute! Trotz der hohen Stiefel und Ledergamaschen fanden die kräftigen Dornen einen Weg in die fleischigen Teile der Beine, und mancher Schmerzensruf der Weißen wurde von Ramòn mit schadenfrohem Grinsen begleitet, während der Karibe bei den allzu lauten Wehrufen stehen blieb und erstaunt auf die ihm unbegreiflichen Laute horchte.

„Na, an d e n Weg werde ich denken," rief Teubner aus. „Ich fühle schon das Blut an den Stiefelschäften herausquellen. Gottlob, daß wir draußen sind. Aber sehen Sie mal, Stöwing, hier ist ja der reinste Fruchtgarten, das scheint eine regelrechte Anpflanzung zu sein!"

Auf der Anhöhe vor dem Hochwald prangten zwischen den Früchte tragenden Kakaobäumen die Guayave (Psidium pyriferum), der Pfefferbaum (Habzelia aromatica) und die mit schweren Fruchtkugeln behangenen Artokarpus- und Kalabassenbäume. Mächtige Strünke der Musa bewiesen, daß auch Bananen hier angepflanzt waren.

Der Karibe stieß einen langgezogenen, dem Ton einer dumpfen Dampfpfeife ähnlichen Laut aus und ließ durch Ramòn den Reisenden sagen, daß sie jetzt bei dem Dorfe der Arawai angekommen seien.

„Na, denn binden Sie man 'nen frischen Stehkragen um, Don Fernando! Sie müssen jetzt die Festrede halten," ließ sich der lustige Stöwing vernehmen.

„Nee, Kollega, hier geht es nach der Größe. Bei den Wilden ist es auch wie bei unserer Expedition — der Größte ist der Gescheiteste, also reden Sie, und ich stenographiere Ihre Rede für die ‚Hamburger Nachrichten'," gab Don Fernando zurück.

„Aber da sind wir ja! Donnerwetter, hier ist es aber schön!"

Und wahrlich, einen herrlicheren Fleck hätten sich die Wilden zu ihrer Niederlassung nicht aussuchen können. Ein von dichtem Urwald umrahmter Talkessel, der, nach Norden offen, einen Durchblick auf die sich wellenförmig in grauer Ferne verlierenden Vorberge freigab, war in malerischer Unordnung mit einigen Dutzend Schilfhütten bebaut. Am gegenüberliegenden

Hang spiegelten sich einige Felsblöcke in dem klaren Wasser eines größeren Teiches. Zur Rechten, um ein Feuer gelagert, harrten ungefähr dreißig Kariben der Ankunft der Gäste. Inmitten der Runde lag ein abgehauener Baumstamm als Sitzgelegenheit für den Kaziken.

Ramòn, von dem Kariben verständigt, machte die Forscher darauf aufmerksam, daß es jetzt an der Zeit sei, die für den Kaziken bestimmten Geschenke auszupacken, damit sie bei der Ansprache gleich überreicht werden könnten. Don Fernando ließ sich von Pablo den Rucksack geben und befahl Ramòn: „Höre, Ramòn, du sagst dem Alten, daß Don Emilio unser Kazike ist, der für seinen großen König hier durch das Land zieht, um dessen Schönheiten kennen zu lernen und die Kariben zu besuchen. Wenn Don Emilio auch etwas anderes redet, du sagst, wie ich dir eben vorgesprochen habe."

„Bueno, jefe! Werde alles so machen, daß die Arawai zufrieden sind."

„Was haben Sie denn ausgewählt für den gelben König, Stöwing? Zeigen Sie mal."

„Nur das Beste, lieber Fernando. Sehen Sie, dies wunderbare Küchenmesser, echt Eisen und Tannenholz, fünfundneunzig Pfennige steht darauf; eine wertvolle Mundharmonika, auf beiden Seiten zu blasen; ferner diese beiden eisernen Ringe, als Armbänder oder durch die Nase zu tragen, und endlich stifte ich aus persönlichen Mitteln diese Reisemütze, die ich erst zwei Jahre getragen habe und die so gut wie neu ist! Wenn das keine fürstlichen Geschenke sind, dann weiß ich nicht —"

Geführt von Ramòn, vor dem in kurzer Entfernung der Karibe schritt, näherten sich die Forscher dem Kreise der Wilden. Größtes Erstaunen spiegelte sich auf allen

Gesichtern über die völlig unbekannten Gestalten, und halblaute, kaum unterdrückte Ausrufe durchflogen die Reihen der gespannt wartenden Männer. Nur der Kazike, ein alter, verwitterter Mann mit ledergelbem Gesicht und langem schneeweißem Haar, über den ganzen Leib tätowiert, zeigte durch keine Bewegung an, daß ihm das Erscheinen der Fremden irgendwelche Überraschung bot. Steif und stumm harrte er der Anrede des den Gefährten voranschreitenden langen Botanikers. Der machte in seinen bis über die Knie reichenden Wasserstiefeln, dem blauen Flanellhemd und dem breitkrempigen Strohhut mit seiner ernsten Miene einen guten Eindruck auf die versammelten Wilden, denn, als er unter einigen nichtssagenden Worten dem Kaziken die Geschenke in die Hand drückte und Ramòn sich anschickte, die besprochene Übersetzung vorzutragen, ging ein beifälliges Gemurmel durch die Reihen. — Doch ein gebieterisches Klopfen des Alten machte alle verstummen. Eintönig, in dumpfen Kehllauten gab er die Anrede zurück, die zwar keiner der Forscher verstand, die aber trotzdem mit gemessenem Ernste angehört wurde. Dann gab eine Art von Gongschlägen das Zeichen für die wohlwollende Aufnahme der Fremden, und nun sprangen alle auf und näherten sich mit neugierigen Mienen den drei Weißen. Vor den verstreut liegenden Hütten erschienen jetzt auch die Frauen.

Überrascht rief Teubner aus: „Sehen Sie bloß die Weiber an, Fernando, die tragen ja Schnürleibchen und lange, durchbrochene Strümpfe, und da sollen noch keine Europäer gewesen sein? Das kann ich mir nicht denken."

„Die werden wohl einen Musterreisenden verspeist und seine Koffer geplündert haben. Passen wir nur gut auf; für unsere Schaftstiefel scheinen hier auch Liebhaber zu sein," erwiderte Stöwing.

„Nein, wirklich, das ist zu drollig, sehen Sie doch nur mal dahin," beharrte Teubner.

„Mensch, lassen Sie doch die Weiber in Ruhe, Ramòn winkt uns zu Durchlaucht hinüber."

Teubner am Arm ziehend, trat Fernando zu seinem Gefährten, der mit dem Kaziken ohne Dolmetscher eine eifrige Unterhaltung führte. Stöwing auf Hamburger Plattdeutsch und der Kazike auf karibisch!

„Der Alte versteht mich ganz gut. Ich habe ihn gefragt, ob er nich mal bei Hagenbeck gewesen wäre, da hat er ganz vergnügt genickt. Sehen Sie dort die weißen Kugeln auf dem langen Bauwerk, Don Fernando? Was mag das bedeuten? Das ist sicher der Tempel, gehen wir mal hin!"

„Lieber hier bleiben, Señores," fiel Ramòn ein, der die Geste des Geologen verstanden hatte, „das ist das Opferhaus, die weißen Kugeln sind Menschenköpfe." Im übrigen sei kein Grund zu Besorgnis; der Stamm lade die Forscher zum Essen ein. Da man hier aber auf ‚Etikette' halte, so bleibe er, Ramòn, hinter Don Emilio, um ihn auf die Gebräuche aufmerksam zu machen. Die beiden anderen würden von den Kariben als niedrigerstehend angesehen und dürften erst nach Don Emilio mit dem Essen beginnen.

Um ein großes, niedergebranntes Feuer standen einige Kariben und bemühten sich, einen ungeheuren, fast schwarz gebratenen Fleischklumpen auf ein großes Rindenstück zu wälzen. Unter Zuhilfenahme der Hände und Füße gelang ihnen das nach vieler Mühe. Schließlich schleppten zwei Männer den Braten vor den Kaziken, zu dessen Füßen sie ihn niedersetzten.

Der Kazike, der vor seinem Holzklotz stehend wartete, setzte sich jetzt und hieß durch eine Handbewegung den

Botaniker neben sich Platz nehmen. An diesen reihten sich die beiden anderen Weißen, und erst als diese sich niedergehockt hatten, lagerten sich die Männer des

Stammes, genau nach dem Alter, im Kreise um den Braten. Die Frauen blieben in der Ferne stehen und schauten nur neugierig herüber.

„Sie, als Zoologe, müssen doch wissen, was das ist, das man uns hier vorsetzt," wandte sich Teubner an Don Fernando.

„Ruhe, ihr Niedrigen!“ gebot Stöwing. „Das duftet nach Fleisch, also wird's wohl genießbar sein. Eßt, Kinder, und laßt das Fragen. — Aber was will denn die alte Hexe?“

Ein grundhäßliches, spindeldürres Weib, dem eine ebenso häßliche Fratze auf die Brust tätowiert war, das einzige weibliche Wesen, das sich bisher der Versammlung genähert hatte, trat in den Kreis, und vor dem Braten niederkniend, begann es mit einer scharfen Holzspachtel, einer Holzkeule und den Fingern die Zerstückelung des halbverbrannten Fleisches. Ein größeres Stück trennte die Dame mit ihren knochigen, fettriefenden Fingern für den Kaziken ab; fein säuberlich legte sie es auf ein Rindenstück und reichte es, die Finger in den langen Haaren abtrocknend, mit einer Art Verneigung ihrem Herrn und Gebieter.

Mit gemessener Würde nahm der Kazike den so dargebotenen Bissen entgegen. Er besah ihn von allen Seiten, riß dann mit den Fingern einen Fetzen ab und steckte ihn in den Mund; den Rest gab er Don Emilio, der schon mit unverkennbarem Entsetzen dem ganzen Vorgang zugeschaut hatte.

Ramòn konnte nur durch dringliche Vorstellungen verhüten, daß Stöwing die Annahme verweigerte — es wäre eine tödliche Beleidigung gewesen! Seinen ganzen Mut zusammennehmend, schob der Lange das Fleisch in den Mund, und unter der lautlosen Stille der Versammlung verschlang er es fast ohne zu kauen. Die Tränen traten ihm in die Augen, während er an dem Bissen würgte.

Damit war der „Etikette“ Genüge geleistet. Die Alte begann nun, den Braten hastig in Fetzen zu reißen und unter die Männer zu verteilen. Wurden

die Stücke nach ihrem Ermessen zu groß, so zerlegte sie sie nochmal mit Hilfe ihrer äußerst geschickten Finger, und wenn das Fett gar zu flüssig wurde, so trocknete sie die Hände wieder an ihrem Haar oder strich sie an ihrem völlig unbekleideten Körper ab.

Als jeder seinen Teil erhalten hatte und von dem Tier nur noch das Gerippe übrig war, gab der Kazike ein Zeichen, indem er in die Hände klatschte. Sofort riß die Alte das Gerippe auf ihren Schoß und kratzte und schabte, unter fleißiger Mitarbeit der Finger, das noch übriggebliebene Fleisch von den Knochen. „Wetten Sie, Fernando, daß Stöwing diesen appetitlichen Rest bekommt?"

„Um Gottes willen, Teubner, malen Sie den Teufel nicht an die Wand, mir ist jetzt schon todübel. Wenn ich das Scheusal nur ansehe, werde ich krank," jammerte Don Emilio.

Aber Ramòn, der wohl den Inhalt der Unterhaltung ahnen mochte, beugte sich über Stöwing und sagte ihm, daß der letzte Bissen die größte Ehrung für den Gast bedeute; die dürfe er unter keinen Umständen ablehnen.

Stöhnend sah der unglückliche Botaniker zu seinen Kollegen hinüber. „Wahrhaftig, da kommt das Scheusal nochmal!" ächzte Stöwing. Und aus der Hand des Kaziken mußte er wiederum das diesmal in kleinere Stücke zerrissene Fleisch nehmen und verzehren.

In der nachfolgenden Unruhe gingen seine Verwünschungen verloren. Man hatte sich erhoben, um seitwärts aus großen Kalabassenschalen eine grüne Flüssigkeit zu trinken, die den Kariben besonders zu behagen schien. Es war der gegorene Saft der Guayave, der offenbar ziemlich berauschend wirkte.

Die Forscher konnten sich nun frei im Lager bewegen.

Sie packten allerhand Kleinigkeiten aus, die sie unter die Männer verteilten; die Messingringe, Nägel, gelbe Haken, Nadeln, Holzpfeifen, Maultrommeln, leere Blechdosen und Sardinenbüchsen erregten ungeheures Erstaunen und große Freude. Auch die Frauen kamen jetzt herbei.

„Das ist ja tätowiert! Sehen Sie doch, Fernando, wie das schön ist! He, kleines Fräulein, laß dich mal in der Nähe betrachten."

Ohne Scheu kam die Angerufene den Weißen entgegen und nahm dankend das gebotene rote Band. Dabei konnten die Forscher feststellen, daß die Zeichnungen mit einer dunkelblauen Farbe auf den Körper gemalt waren und täuschend ein Korsett und lange, durchbrochene Strümpfe darstellten, die ein breites Band oben abschloß.

Stöwing nahte mit den für die Damen bestimmten Geschenken. Als ob diese es geahnt hätten, kamen sie von allen Seiten auf die Weißen zu. Allen voran war die alte „Servierdame", an deren Arm zwei sehr schöne Mädchen hingen. Sie schien die „Königin" zu sein, wenigstens sahen die anderen Weiber scheu zu ihr hinüber und hielten sich etwas abseits.

Stöwing näherte sich der Alten und überreichte ihr einen roten Ledergürtel mit den Worten: „Holde Dame, du bist das einzige Wesen, das ich nie in meinem Leben vergessen werde. Was ich aus deiner zarten Hand empfing, wird mir stets unvergeßlich bleiben. Nie wieder werde ich schimpfen, wenn ich daheim im Gasthause ungenießbare Kost erhalte. Das gelobe ich feierlich in dieser Stunde. Ramòn, übersetze das der Dame!"

Doch Ramòn hatte keine Zeit. Von allen Seiten wurde er um Auskunft über die vielen, den Weibern ganz

unbekannten Gegenstände ausgefragt und fast erdrückt, als die drei Weißen gemeinsam die Verteilung weiterer Geschenke vornahmen. Der Jubel und die Freude der Weiber kannte keine Grenzen mehr. Kämme, kleine Spiegel, Nadeln, Glasperlen, Messingringe, Bänder, kleine Blechdosen, leere Fläschchen wurden mit gleichem Erstaunen entgegengenommen und Ramòn hatte genug zu tun, um die Bedeutung der einzelnen Gegenstände zu erklären und deren Verwendung zu zeigen.

„Ich möchte nur wissen, wo die Damen alle die Sachen unterbringen wollen, denn bei ihrem Überfluß an Kleidermangel fehlen doch auch die Taschen," sagte Don Fernando.

„Allerdings ist der schmale Gürtel, den sie als einziges Kleidungsstück tragen, nicht zum Einstecken unserer Geschenke geeignet, aber, wie bei uns, so werden die Frauen auch hier das richtige finden," erwiderte Teubner.

„Sehen Sie, Stöwing macht eine Eroberung," rief Don Fernando aus. „Die junge Gelbe krault ihm so nett seinen blonden Germanenbart und streichelt ihn so liebevoll; was meinen Sie, Teubner, ob er sich wohl hier ansässig machen will?"

„He — Don Emilio, fangen Sie nur keinen sentimentalen Roman an, diese Blumen gehören nicht in Ihre Botanik!" rief ihm Teubner zu.

„Au, Mädel, was fällt dir denn ein? Der Bart ist echt, da wird nichts ausgerissen. Pablo — he — Pablo, komm mal hierher!"

Pablo verdolmetschte dem Deutschen das Benehmen der Karibin. Da ihr blonde Haare unbekannt waren, so glaubte sie, Don Emilio habe seinen Bart gefärbt, und sie wollte das Mittel wissen, womit die Farbe hervorgebracht sei.

„Ne, ne, Pablo, das ist alles echte Natur. Aber sag ihr, sie solle nach Berlin schreiben, da bekommt sie alle möglichen Haarfarben," erwiderte Don Emilio. „Doch ich habe einen Riesendurst, ob man das Wasser in dem Teich wohl trinken kann? Und das Fett bringe ich auch nicht von den Fingern."

„Waschen möchte ich mich auch," stimmte Don Fernando bei. „Gehen wir hinüber zum Teich."

Don Emilio zog seinen Trinkbecher, leerte ihn bis zur Neige und gab ihn seinen Gefährten, die ein gleiches taten. Aufschauend gewahrten sie an dem gegenüberliegenden Felsen einige Mädchen, die, am Ufer sitzend, von ihren Freundinnen mit schönen Zeichnungen bemalt wurden, wobei der See als Spiegel diente.

Die Europäer hatten die Ärmel ihrer Wollhemden hoch aufgestreift und tauchten die Arme tief in die kühle Flut, als plötzlich ein Aufschrei ertönte und ein Mädchen von dem Felsen ins Wasser sprang. Mit raschen Schlägen schwamm sie auf den Forscher zu und, bei Stöwing angekommen, begann sie lebhaft auf ihn einzuschwätzen und seine weißen Oberarme auf und ab zu streichen.

„Schon wieder eine Liebeserklärung!" rief Teubner. „Mann, Mann, Sie sind gefährlich für die hiesige Damenwelt, benützen Sie Ihre gesegneten Beine und reißen Sie aus, denn sonst erleben wir noch einige Eifersuchtsdramen."

„Wenn ich nur wüßte, was die schon wieder will! Kind, ich verstehe ja dein Chinesisch nicht, kannst du mir nich in Plattdeutsch sagen, was du willst?"

Aufmerksam hatte die junge Karibin den ihr unverständlichen Lauten gelauscht; einen Moment sah sie Stöwing in die Augen, dann tippte sie den Finger ins

Wasser, strich über ihre eigene Zeichnung und dann über Stöwings Arm.

„Kind, du meinst, das sei auch gefärbt? Nein, nein, Mädel, bei Emil Stöwing ist alles Natur, das darfst du glauben."

Als ob das Mädchen die Worte verstanden hätte, lachte sie den Weißen noch einmal an und schwamm dann in langen Zügen dem anderen Ufer zu.

Während die Forscher bei den Weibern waren, hatte der Kazike eine längere Unterredung mit einigen seiner Leute, die darauf am Waldrande vorbei zu dem Teiche gingen und hinter den Felsen verschwanden.

Ramòn und Pablo, obgleich anscheinend nur mit den Frauen beschäftigt, war die Unterhaltung nicht entgangen, und als Don Fernando jetzt wieder in die Nähe kam, redete Ramòn ihn an: „Jefe, wenn der Kazike Euch zu irgendetwas auffordert, was Euch vom Fluß abzieht, nehmt es nicht an. Mir scheint, man will etwas von uns."

„Danke für die Warnung, Ramòn, aber" — auf sein über der Schulter hängendes Gewehr schlagend — „wir reden in dem Fall ein ernstes Wort mit," antwortete Don Fernando.

„Ihr vergeßt die Pfeile, Señor!" mahnte der Arecuña.

Langsam schlendernd näherte sich der alte Kazike Ramòn. Er setzte sich zu ihm, sah eine Weile schweigend vor sich hin und fragte dann: „Haben deine Herren keine Blasrohre, mit denen sie ihr Wild jagen?"

„O ja, du siehst doch, daß sie Blasrohre auf dem Rücken tragen. In denen sitzt Blitz und Donner, der jedes Wild tot umwirft."

Verdutzt schaute der Alte den Arecuña an, dachte

eine Weile nach und sagte dann lächelnd: „Aber einen Jaguar kann er nicht umwerfen?"

„Alles wirft der Weiße mit seinem Blasrohr um, den Jaguar und den Tapir, und er tötet den Vogel, der hoch oben in den Bäumen sitzt."

Mit geringschätziger Gebärde wehrte der Alte die Aussage Ramòns ab. „Lade die Weißen zu einer Jagd in die Berge ein, wir werden Wild holen und das Blasrohr der Weißen sehen. Heute nacht feiern wir dann ein großes Fest."

Auf einen Anruf Ramòns kamen Teubner und Don Fernando herbei, aber unwillig winkte der Kazike ab; er wollte mit Don Emilio, dem Kaziken der Weißen, reden.

Don Fernando ging hinüber zu Stöwing und sagte ihm: „Stöwing, der Alte will was von uns, gehen Sie auf nichts ein, denn Ramòn wittert Verrat."

„Donnerwetter, dachte ich es doch! Vorhin gingen einige der Gelben an dem Waldrand vorüber und taten zu geflissentlich, als ob sie mich nicht sähen."

Ramòn mußte den Vorschlag des Alten übersetzen, doch Stöwing erwiderte: „Sag ihm was du willst, Ramòn, aber wir werden jetzt zu unseren Booten gehen und ihnen vorher etwas vorknallen, damit ihnen jede Lust zu einem Überfall vergeht."

„Was sagt der weiße Kazike?" fragte der Alte, der aufmerksam das Mienenspiel des Botanikers beobachtet hatte.

„Daß er dir sehr dankbar ist; aber er muß jetzt hinunter zu seinen Schiffen, er kann erst heute abend zurückkommen. Bis dahin können deine Leute ja Wild holen. Aber den Blitz und den Donner im Blasrohr wird dir der weiße Kazike vorher zeigen," erklärte Ramòn.

Enttäuscht schaute der Kazike auf Don Emilio, dessen lange Schaftstiefel er nachdenklich betrachtete.

Nach kurzem Besinnen sagte er zu Ramòn: „Der weiße Kazike soll mit mir zu dem Teich gehen, dort werden wir das Blasrohr blitzen lassen. Seine Gefährten warten hier bei unseren Männern bis wir wiederkehren."

Als Ramòn dies übersetzte und gleichzeitig eine Warnung beifügte, rief Stöwing aus: „Für so dumm hältst du uns? Nein, guter Freund, wenn du oder deine gelben Banditen auch nur die Hand in böser Absicht bewegen, kann dich deine Donna heute abend noch als Ragout servieren. Kommt, Kollegen, wir gehen! Ramòn und Pablo, mitkommen — adelante!"

„Halt, Señor," beschwichtigte Ramòn, „seien wir vorsichtig! Auf dem Wege zum Fluß finden wir sicher Arawai versteckt, und wenn der Alte den Kriegsruf ausstößt, sind wir mit Pfeilen überschüttet. Seht doch nur, alle Männer haben schon die Köcher am Gürtel —"

„Für die Jagd auf uns," fiel Don Fernando ein. Und den Winchester von der Schulter nehmend, öffnete er das Magazin, um sich nochmals zu vergewissern, daß es geladen war. Beim Knacken des Gewehrs war der Kazike unwillkürlich aufgesprungen, setzte sich aber wieder und hörte aufmerksam auf die Übersetzung Ramòns.

„Achtung!" rief Teubner. „Hinter uns kommen ein paar verdächtige Kerls herangebummelt. Soll ich uns Luft schaffen?"

„Warten Sie noch, was der Alte tut! Wird der auch verdächtig, dann knalle ich mal, vielleicht können wir uns dann ungestört empfehlen," rief Don Fernando.

Man sah es dem Kaziken an, daß er etwas gegen die drei Forscher im Schilde führte, aber die Gelegenheit zum offenen Angriff noch nicht für geeignet hielt. Er machte nach einigem Überlegen den Vorschlag, Stöwing und Don Fernando sollten hier bleiben und Don Arturo sollte allein zu den Schiffen gehen und zum Fest zurückkommen.

„Schau, schau! Da soll ich heute abend wahrscheinlich eines von Don Emilios Beinen essen, ehe sie mich abmurksen. Nee, nicht zu machen!" rief Teubner aus.

„Was sagt der weiße Diener? Wie darf er reden, bevor sein Kazike gesprochen hat?" fragte verwundert der Alte.

„Der Weiße sagt, daß er dir jetzt den Blitz und Donner zeigen will — komme ein wenig zurück, damit wir auf den Baum dort drüben blasen können!" Damit stand Ramòn auf und ging, die Weißen verständigend, mit Pablo auf den Teil des Waldes zu, der dem Fluß am nächsten lag.

Unschlüssig blieb der Kazike noch sitzen, dann tauschte er einen Blick mit den inzwischen nähergekommenen Männern und erhob sich.

„Teubner, Sie haben das Jagdgewehr. Haben Sie Rehposten im Lauf?" fragte Stöwing.

„Nein, Nummer zwölf, aber ich werde doch lieber Posten laden, bei der Gelegenheit bleibe ich den Brüdern im Rücken." Teubner blieb stehen, öffnete die Läufe des Jagdgewehrs, nahm die Schrotpatronen heraus und steckte zwei Rehpostenpatronen in die Läufe.

Überrascht und unter erstaunten Ausrufen waren die Wilden den Vorgängen gefolgt und unwillkürlich beim Schließen des Gewehres zurückgetreten.

„Gelt, das kennst du noch nicht, alter Sünder? Sei froh, wenn wir dir den Inhalt nicht in dein ledernes Fell blasen," sagte Teubner zum Kaziken.

Der Anblick all der blanken Metallteile reizte sichtlich die Gier der Wilden. Mit begehrlichen Blicken betrachteten sie die Waffen, und wahrscheinlich hätten sie Teubner jetzt schon überfallen, wenn nicht der Alte ihnen etwas zugeraunt hätte, was sie anscheinend mit Freude erfüllte. Vielleicht wollte man erst noch die Handhabung der Waffen kennen lernen.

Inzwischen war man an den Waldrand gekommen. Ramòn bezeichnete dem Kaziken den etwa hundert Meter entfernt stehenden Stamm eines Brotfruchtbaumes, in den der Blitz geblasen werden sollte. Die Indianer wollten sich vor Lachen schütteln, als sie das hörten; denn das schien ihnen doch gar zu übertrieben.

„Wir feuern zugleich, und zwar dicht am Ohr unserer Nachbarn, die sollen uns mal donnern hören," ordnete Stöwing an. Und zu dem Alten gewendet: „Paß gut auf, Majestät, jetzt kannst du etwas lernen!"

Auf das Kommando „Feuer!" krachte die Salve aus den drei Gewehren in den Wald, der das Echo tausendfältig wiedergab.

Die Wirkung war ebenso unerwartet wie verblüffend. Vom Teiche und den Hütten her drang ein einziger gellender Schrei, und wie fortgeblasen verschwanden ringsum Männer, Weiber und Kinder. Die Männer aber, die bei den Weißen gestanden hatten, waren samt ihrem Oberhaupt wie vom Blitz getroffen niedergestürzt und lagen, den Kopf zwischen den Händen vergraben, regungslos platt auf der Erde.

„Na, Majestät, was sagst du dazu?" fragte Stöwing den wie leblos daliegenden Alten.

„Schnell fort, Señores, ehe sich die Arawai erholen!" drängte Ramòn. „Die Schmach, vor seinen Leuten Furcht gezeigt zu haben, vergißt der Alte nicht, und noch sind wir nicht in Sicherheit. Pablo, laufe voraus, untersuche den Weg und mache die Boote fertig!"

In hastigem Lauf ging es die Anhöhe hinunter durch die dichten Dornen. Stöwing und Ramòn kamen gerade rechtzeitig zu den Booten. Die beiden Karíben, die der Kazike als „Wache" hinuntergeschickt hatte, waren von zwei Männern abgelöst worden, die das ganze Gesicht mit blauem Farbstoff beschmiert hatten und einen wahrhaft scheußlichen Anblick boten. Sie trugen außer Blasrohr und Pfeilen noch Lanzen, deren spannenlange Spitzen aus vergifteten Knochen bestanden. Juan, der die Bemalung sofort als kriegerisches Zeichen erkannte, hatte sich in ein Boot zurückgezogen und hielt die beiden, die sich sehr zudringlich benahmen, nur mit Mühe vom Betreten der Boote ab. Da rollte das Echo der Schüsse durch den Wald. Die beiden Karíben liefen erschreckt zu der Lichtung und horchten, doch als alles ruhig blieb, kamen sie zu den Fahrzeugen zurück und schickten sich gerade an, die Boote auszuräumen, als Pablo erschien, die Gefahr erkannte und schon den zunächst stehenden Arawai von hinten packte und ins Boot warf. Juan hatte den zweiten Arawai angegriffen, doch dieser war ihm an Körperkraft überlegen, und wer weiß, wie es den beiden Arecuña ergangen wäre, wenn nicht Stöwing und Ramòn, die den anderen beiden ziemlich weit voraus waren, zu Hilfe gekommen wären. Im Handum-

drehen waren die Arawai gebunden und ins Boot geworfen.

Als Don Arturo mit Don Fernando, die sich in den Dornen empfindlich verletzt hatten, angehumpelt kamen, rief ersterer: „Daß Sie lange Beine haben, Don Emilio, wußten wir ja, daß Sie aber so schnell damit rennen können, das weiß ich erst jetzt. Mensch, sind Sie aber ausgerissen! Sie sollten Straußfänger in Afrika werden."

„Ja, so was Ähnliches haben wir auch gefangen, sehen Sie sich nur mal diese beiden Diebsgesichter an. Wir kamen gerade zur rechten Zeit, um Juan und Pablo zu retten."

„Schau mal an, das ist ja mein Tischnachbar, der mich beim Diner immer so schmachtend ansah. Hast du Sehnsucht nach mir gehabt, mein Junge?" fragte Don Fernando.

„Ja, und vor lauter Sehnsucht nach deutschem Forscherfleisch ist er blau angelaufen. Wart nur, beim nächsten Halteplatz wirst du noch blauer anlaufen," fügte Stöwing mit einer bezeichnenden Handbewegung hinzu.

„Doch horch! Jetzt ist's Zeit, daß wir uns empfehlen. Hört ihr, die Kerle sind wieder lebendig geworden."

Ein anfangs schwaches, dann aber sich schnell näherndes Geheul gellte durch den Wald. Unter Aufbietung aller Kräfte machten die Forscher die Boote flott und ruderten gerade durch die starke Strömung der Mitte des Flusses zu, als aus den Büschen ein Hagel von Pfeilen gegen sie abgeschossen wurde, die glücklicherweise alle vor dem Ziel in den Fluß fielen.

Als Teubner zwei Schüsse gegen das Ufer ab-

feuerte, warfen sich die Kariben wieder zu Boden und blieben unbeweglich liegen, obwohl die Schrote kaum bis dahin gelangt sein konnten.

„Was machen wir nun mit den beiden Gefangenen," fragte Don Fernando, als die Feinde außer Sehweite

waren und die drei Boote nahe beieinander in der raschen Strömung weiter trieben.

„Über Bord werfen, das Gesindel schwimmt dann an Land," entschied Teubner.

„Ich bin für mitnehmen! Hagenbeck zahlt gewiß gute Preise für diese Wilden. Besonders der meinige hier ist ein feines Stück!" schrie Stöwing hinüber.

„Nein, Scherz beiseite! Ramòn, was sollen wir mit den beiden Gefangenen machen, du weißt ja wohl mit so was Bescheid?"

„Oh, Don Fernando, totmachen ist das beste, dann sind sie unschädlich," erwiderte eifrig Ramòn und schien sich schon auf sein Henkeramt zu freuen.

„Nein, nein, nichts da, entweder wir setzen sie ans Ufer oder lassen sie schwimmen."

„Dann lieber ans Ufer, denn im Fluß sind viele Krokodile," rief Teubner.

„Also Ramòn! Juan! Aufgepaßt, legt drüben am rechten Ufer an und dann bindet die Gefangenen los — aber Vorsicht, denn die Kerle sind heimtückisch!"

Mit knirschendem Ton streifte der Kiel über den Ufersand. Erwartungsvoll schauten die Gefangenen zu den Männern auf; sie glaubten sicher ihre letzte Stunde gekommen. Doch als ihnen die Stricke abgenommen wurden und Ramòn ihnen bedeutete, daß sie frei seien, kannte ihr Erstaunen keine Grenzen; mit offenem Munde starrten sie den davonfahrenden Booten nach.

„Grüßt meinen Amtsbruder und seine alte Köchin!" schrie Stöwing hinüber.

Die Boote glitten rasch stromabwärts und brachten bald eine genügend große Entfernung zwischen sich und die Karibenansiedlung, so daß die Forscher es wagen konnten, zum Nachtlager wieder am Ufer anzulegen.

Die deutsche Sommerzeit

Von Ludwig Stein

Auf die Einführung der deutschen Sommerzeit, die uns seit dem 1. Mai 1916 nun alljährlich für die Monate Mai bis Oktober beschert wird, trifft ein Wort zu, das Hermann Lingg vor beinahe fünfzig Jahren schrieb:

Welchen Gedanken die Zeit
Einmal erkoren,
Der ist gefeit und beschworen
Und wird ewig wiedergeboren,
Trotz allem Widerstreit.

Aus Rücksicht auf die internationalen Zugverbindungen haben die gesetzgebenden Körperschaften Deutschlands die Verwirklichung dieses Planes, dem der Geheimrat v. Böttinger schon am 18. Mai 1912 im preußischen Herrenhaus das Wort redete, immer wieder verschoben. Der Krieg hat auch hier Wandel geschaffen: durch Vorstellen der Uhren um eine Stunde wird während der Sommermonate diese Stunde Tageslicht abends gewonnen. Das ließ sich so leicht und hat in der Durchführung keinerlei Schwierigkeiten gemacht. Und doch bedeutet es so viel. Können wir schon angesichts der ungeheuren Geldopfer, die der Krieg von der ganzen Nation verlangt, die auf 100 Millionen Mark im Jahre berechnete Einsparung an künstlicher Beleuchtung nicht leichtherzig schwimmen lassen, so ist der Nutzen dieser Verschiebung unserer Zeiteinteilung für die Volksgesundheit noch weit höher anzuschlagen. Auch in Zahlen, wenn man will und wenn der Wert jeder vernünftigen Tat unbedingt gleich wieder in Mark und Pfennige umgerechnet werden muß.

Bleiben wir zunächst bei der Tatsache, daß wir durch das Vorstellen der Uhren im Laufe des Sommers

183 Stunden für Gartenarbeit gewinnen können. Nehmen wir nun an, daß der Arbeitswert dieser 183 Stunden, berechnet auf die dadurch gewonnenen Bodenerzeugnisse, nur fünfzig Pfennige die Stunde betrage und daß von den Einwohnern des Deutschen Reiches nur hunderttausend Garten- oder Ackerland als Nichtlandwirte bearbeiten, so kommen wir auf den stattlichen Gewinn von etwa 9 Millionen Mark. Wer die hunderttausend Gartenbesitzer auf eine Million erhöhen, also verzehnfachen will, was sicher nicht zu hoch gegriffen ist, der kommt auf schon 90 Millionen Mark Gewinn an Nationalvermögen.

Für die Kriegszeit ist die gewonnene Gemüsebauarbeit aber noch von einem höheren Gesichtspunkte aus zu betrachten. Denn es kommt vor allem darauf an, das anbaufähige Land auszunützen; nichts darf wegen Zeitmangel unbearbeitet liegen bleiben. Wenn eine Million Zentner Kartoffeln deswegen nicht gewonnen werden könnten, weil die Zeit und Kraft zur Bearbeitung des Ackers nicht da waren, so müßten wir uns für alle Zeiten die schwersten Vorwürfe machen.

Nicht weniger wichtig sind allerdings die Summen, die unmittelbar an Beleuchtung erspart werden, da wir ja unsere kostenlos Licht spendende Sonne jeden Abend eine Stunde länger in unseren Dienst stellen. Wenn man die Ausgaben für Beleuchtung nur auf einen Pfennig für die Stunde und den Kopf der Bevölkerung ansetzt, so kommen wir schon auf eine Ersparnis von 183 × 1 Pfennig × 70 Millionen = 128,1 Millionen Mark. Wem das zu viel erscheint, der kann ruhig ein Drittel abstreichen: es bleiben dann immer noch reichlich 80 Millionen Mark. Wieviel Kohle wird hierdurch nicht gespart werden? Vor allem aber: bei der Knappheit des

Petroleums, unter der viele Familien im letzten Winter in der Tat sehr gelitten haben, kann die Sommerzeit geradezu als ein Befreier vom künstlichen Licht begrüßt werden, und die ersparten Lichtstunden kommen dem kleinen Haushalte im Winter zugute.

An der Ersparnis von Gas und elektrischem Licht nehmen nicht bloß Privatleute, sondern vor allem auch die Gemeinden teil; denn sie brauchen die volle Straßenbeleuchtung erst eine Stunde später in Tätigkeit treten zu lassen. Welche Summen hier in Frage stehen, beweist eine Berechnung, nach der die Einsparung für eine Stadt von etwa sechzig- bis achtzigtausend Einwohnern durch die Einführung der Sommerzeit mindestens 3000 Mark in einem Sommer beträgt.

Gewiß ergeben sich auch noch andere, im Augenblick nicht einschätzbare Vorteile; so wird wohl infolge der gewonnenen Freizeit mancher Nickel für die Heimfahrt mit der Straßenbahn gespart werden. Bei allen ähnlichen kleinen Dingen schafft die Vervielfältigung mit Millionen später erst deutlich werdende Werte.

Rechnet man die Zeit, die der Bürger und Städter an Sonne gewinnt, nur mit 150 Stunden in jedem Sommer, so ergibt das in 10 Jahren 1500 Stunden mehr Sonnenlicht, in 50 Jahren 7500 Stunden oder 625 Tage zu 12 Stunden. Das sind fast zwei volle Jahre Sonnenlicht auf ein Menschenleben von 50 Jahren. Jeder Arzt kann uns sagen, was das bedeutet im Kampfe gegen Krankheiten aller Art.

Daß sie alljährlich durch vier Monate eine Sonnenstunde gewinnt, wird vor allem die Jugend begrüßen. Die Heranwachsenden wie die Älteren werden sich mehr Bewegung im Freien gönnen, der Sport und die Pflege der Hausgärten werden zum Segen der Ertüchtigung

des deutschen Volkes einen neuen weiteren Aufschwung erleben. Was kümmert uns demgegenüber die Meinung des Auslands, auch in Friedenszeiten! Tut es mit, um so besser — es sind allerlei Anzeichen dafür vorhanden —, wenn nicht, so werden wir höchstens an den Grenzen da und dort einmal eine Stunde auf Anschluß zu warten haben, weil wir früher daran sind. Das soll das schlimmste Übel sein; wir werden es wie so manche andere zu tragen wissen.

Stehen wir heute vor der erfreulichen vollendeten Tatsache, plötzlicher, als die meisten von uns vermuten mochten, so verdanken wir das neben der Einsicht und Regsamkeit vieler hochstehender Persönlichkeiten in erster Linie der sorgfältigen und rastlosen Propagandaarbeit der Sarottigesellschaft in Berlin. In aber Tausenden von Flugblättern, Zeitungsberichten, Einzelschriften und Briefen hat die Sarotti-Sommerzeitzentrale durch Jahre hin den Boden bereitet, auf dem der Gedanke in Deutschland wachsen und seine heutige Gestalt gewinnen konnte. Sie war es, die namentlich immer wieder eindringlich auf die unvernünftige Zeiteinteilung der Großstädter, auf die sinnlose und selbst den Unternehmungen schädliche Einsperrung der kaufmännischen Angestellten bis in die sinkende Nacht hinwies und allen denen, die nicht hören wollten, schließlich doch noch vernehmbar genug ins Ohr schrie, daß alle Menschen, auch die Arbeiter und Angestellten, zu ihrem Gedeihen Licht und Sonne brauchen, je mehr desto besser.

Über die praktische Durchführung schrieb Hermann Rese, einer der vielen Vorkämpfer für das neue Gesetz in einem Flugblatt: Die Änderung der bestehenden Tageszeit im Sommer, also die Einführung der sogenannten Deutschen Sommerzeit wird in der Weise

geschehen, daß das Vor- beziehungsweise Zurückstellen der Uhren um eine volle Stunde an den Tagen erfolgt, an denen der Sommer- und Winterfahrplan in Kraft tritt, also am 1. Mai und 1. Oktober. Es wird am wenigsten Unordnung im Eisenbahnverkehr verursachen, wenn die Änderung nachts um 2 Uhr vor sich geht, weil um diese Zeit die wenigsten Züge verkehren. Es handelt sich nur um die wenigen durchgehenden Fernzüge, denn die Spätzüge pflegen ja im allgemeinen, soweit sie Schnellzüge sind, am anderen Morgen gegen 8 oder 9 Uhr an ihren Bestimmungsorten einzutreffen, und es würde daher zum Beispiel nur eine Anmerkung im Fahrplan erforderlich sein, daß die Züge an den Stationen, an denen sie nach 2 Uhr nachts hielten, am 1. Mai eine Stunde später verkehren. Nachtpersonenzüge, die an ihren Bestimmungsorten vielfach auch erst am anderen Nachmittage eintreffen, wären so zu behandeln, daß sie an der größeren oder mittleren Station, wo sie morgens zwischen 5 und 7 Uhr nach der alten Zeitrechnung eintreffen, mit der alten Fahrzeit endigen und im Fahrplan den gleichen Vermerk wie oben erhalten. Von dieser Station aber würde ein neuer Zug zu der neuen richtigen Fahrzeit, also eine Stunde früher, an den Bestimmungsort abgehen, so daß der Tagesverkehr ganz ordnungsmäßig vonstatten gehen würde. — Es hat sich in der Tat gezeigt, daß in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai alles ganz glatt ging und auf die Sekunde klappte. — Noch weit einfacher gestaltet sich das Zurückrücken der Uhren am 1. Oktober in der Wirkung auf den Eisenbahnverkehr, indem man dann zweckmäßig die sämtlichen Nachtzüge am 30. September abends von ihrer Abgangsstation eine Stunde später abgehen läßt und an den Stationen,

wo diese bis 2 Uhr nachts verkehren, diese Verspätung bekannt gibt. Von den Stationen ab, die der Zug nach 2 Uhr berührt, ist dann ja alles wieder im richtigen Gleise.

Auf die Entstehungsgeschichte der Einführung einer besonderen Sommerzeit eine Minute zu verwenden, verlohnt sich deshalb, weil gleichzeitig mit dem Auftauchen des Planes in der breiteren Öffentlichkeit davon die Rede war, daß unsere unvergeßlichen Feinde, die Briten, eine Art zeitlichen Vorrechts an diesem Gedanken hätten. Demgegenüber weist Stadtrat Doktor Kardinger in Flensburg darauf hin, daß es zum Beispiel in Schleswig-Holstein und in Mecklenburg alteingewurzelte Sitte ist, im Frühling, etwa Anfang April, die Uhren eine Stunde vorzustellen und im Oktober eine Stunde zurück. Auch aus mittelalterlichen Urkunden erhellt, daß man damals den Sommer durch früheren Anfang der Geschäfte auf das gründlichste ausnützte. Genügend bekannt ist auch, daß die früheren deutschen Kaiser im Sommer oft schon mit Sonnenaufgang, ja früh um 3 und 4 Uhr Geschäfte erledigten und Urkunden erließen. Was will es dagegen bedeuten, daß im englischen Unterhause seit dem Jahre 1908 Vorlagen über die Einführung einer Sommerzeit eingebracht wurden und daß König Eduard VII. für seine Güter befahl, daß überall während der Sommermonate die Wecker um eine halbe Stunde vorgerückt würden. Man kann daraus doch höchstens schließen, daß die Engländer, trotz ihrer nicht neuen Abneigung gegen uns, praktische Einrichtungen aus Deutschland übernehmen, um sie dann später, wenn es irgend möglich ist, als Blüten ihres Geistes und ihrer Tüchtigkeit auszugeben.

Es ist noch weit bis zu der erbärmlichen Art von Haß, die unsere Feinde gegen Deutschland aufbringen, wenn

wir uns vornehmen, bei allen politischen und geschäftlichen Erwägungen der Zukunft des unveränderlichen englischen Nationalcharakters eingedenk zu sein. Die deutsche Sommer- wie die Winterzeit der Kriegsjahre soll ihnen unvergessen bleiben, den Briten, und die Niederschriften unserer Tage mögen kommende Geschlechter wohl aufrütteln, wenn sie es nötig haben sollten.

„Unsere Zeit ist ein' großer Wecker. Die grobe, eiserne Wanduhr rasselt und ruft mit gewaltigen Schlägen." (Herder.)

Der Weltkrieg

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Mit 6 Bildern

Die Lage in Frankreich charakterisiert sich im letzten Kriegsabschnitt durch den neuerlichen Wechsel im Kriegsamte. General Galliéni, Millerands Nachfolger, der seinen schwierigen Posten mit Umsicht und Energie verwaltet hatte, trat aus „Gesundheitsrücksichten" zurück; seine Stelle nahm General Roques ein. Innere und äußere Gründe hatten gleichermaßen an diesem Personalwechsel Anteil. Der Konflikt zwischen der französischen Heeresleitung und dem Parlament, das seine Kontrollansprüche auf militärischem Gebiet nachdrücklicher als je betonte, war an einem Punkte angelangt, wo eine Überbrückung der Gegensätze sich nicht mehr erwarten ließ.

Zu diesen innerpolitischen Schwierigkeiten gesellte sich der Gang der schicksalschweren Ereignisse vor Verdun, wo eine ungewöhnlich opferreiche Verteidigung nicht vermocht hatte, die Wucht der deutschen Offensive zu brechen. Namentlich auf dem westlichen Maasufer sahen sich die Franzosen durch die Fortschritte der deutschen Operationen in ihren Stellungen ernstlich bedroht. Ein glänzend durchgeführter Sturm bayrischer und württembergischer Truppen bei Avocourt führte zu einer Doppelflankierung der französischen Stellungen im Nordwestabschnitt, die ein merkliches Zurückfluten der Verteidigung auf die eigentliche Festungslinie zur Folge hatte. Das Wiederaufflammen der Gegenwehr bei Avocourt und Haucourt konnte die Vorwärtsbewegung des umfassenden deutschen Angriffs nicht hemmen. Schritt für Schritt vollzogen sich die auf Umklammerung der Festung gerichteten Operationen der deutschen Heeresleitung. Malan-

court, der wichtigste Eckpfeiler der nordwestlichen Vorstellung, wurde erstürmt. Am 6. April erlag das Dorf Haucourt und am 10. April Béthincourt mit den beiden südwestlich davon gelegenen Stützpunkten

Phot. R. Sennecke, Berlin.

Durchmarsch französischer Gefangener durch eine von den Deutschen besetzte Stadt in der Champagne.

„Alsace" und „Lorraine" dem gleichen Schicksal. Französische Angriffe gegen die Höhe „Toter Mann" (südlich des Raben- und Cumièreswaldes) brachen um die Mitte des Monats unter vernichtendem Feuer verlustreich zusammen. Inzwischen hatten sich die deutschen Truppen auch bei Vaux und Douaumont östlich der Maas näher an die Hauptfestungslinie herangearbeitet und am Pfefferrücken drei wütende Gegenangriffe zurückgewiesen. Einen wesentlichen Er-

folg errang die deutsche Artillerie im Kampfgebiet von Verdun durch die Bedrohung der wichtigsten französischen Bahnlinie. Auch in den Argonnen, an der Aisne und bei Roye herrschte lebhafte Artillerietätigkeit.

Die von französischer Seite erwartete Entlastungsoffensive der Engländer ist bisher nicht erfolgt. Bloß in einem kurzen Frontabschnitt bei Souchez wurden französische Truppen durch britische abgelöst, im übrigen beschränkten sich die Engländer auf die Beschießung von Lens und auf die übliche Sprengtätigkeit. Die Konferenz der Vierverbandsmächte zu Paris, die darüber beraten sollte, wie dem ungünstig verlaufenden Krieg eine Wendung zum Bessern gegeben werden könne, hat an diesem Stande der Dinge nichts geändert. Ein Vorschlag zur Schaffung eines gemeinsamen Reserveheeres, das jeweils zu entscheidenden Schlägen bereitgestellt werden sollte, verfolgte offenbar den Zweck, an Stelle der versagenden englischen die italienischen Bundesgenossen zur Hilfeleistung heranzuziehen. Die Beratung endete jedoch, wenn man von einer phrasenreichen Erklärung über die künftige Einheitlichkeit der militärischen, diplomatischen und wirtschaftlichen Unternehmungen des Vierverbandes absieht, ohne jedes Ergebnis. Insbesondere mißlang der neuerliche Versuch, Italien zu der von seinen Freunden sehnlichst erwarteten Kriegserklärung an Deutschland zu drängen; die Reise des englischen Ministerpräsidenten Asquith und des Kriegsministers Kitchener nach Rom hat keinen Umschwung dieser Verhältnisse herbeizuführen vermocht.

Die Tätigkeit der deutschen Flieger an der Westfront war wieder sehr lebhaft. Je fünf Flugzeuge gingen auf englischer und auf französischer Seite verloren. Immelmann holte sich, gleich seinem

Kameraden Bölcke, sein dreizehntes Opfer aus den Lüften herab. Sehr verlustreich endigte ferner ein

Phot. A. Menzendorf, Berlin.

Besuch des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen an der Front.

Der Großherzog vor dem Unterstand eines Regimentsstabes.

englischer Vorstoß von Kreuzern, kleinen Einheiten und Flugzeugen nach der nordfriesischen Küste. Drei von

fünf Flugzeugen und mindestens einen Torpedobootzerstörer büßten die Engländer ein bei dem Unternehmen, das ihnen keinen irgendwie nennenswerten Gewinn brachte. Dagegen wiederholten deutsche Zeppelingeschwader in fünf aufeinanderfolgenden Nächten mit gewohntem Erfolg ihre Englandflüge. Die großen Waffen- und Munitionsfabriken, die Arsenale, Truppenlager und Häfen in England und Schottland, die City und die Docks von London wurden wieder wirksam mit Bomben belegt. Trotz heftiger Beschießung durch die englischen Abwehrbatterien, kehrten die Luftschiffe jedesmal wohlbehalten zurück. Bloß „L. 15" fehlte; er war angeschossen worden und ist in der Themse versunken.

In England riefen diese Vorfälle, die das Märchen vom unangreifbaren Albion wieder einmal grell beleuchteten, eine begreifliche Nervosität hervor, die noch gesteigert wurde durch die gleichzeitigen Debatten über die Frachtraumnot, über den Mißerfolg der Rekrutenwerbung und die dadurch bedingte Ausdehnung der Wehrpflicht auf die Verheirateten. Die militärischen Maßnahmen der englischen Heeresleitung waren im Unterhause Gegenstand heftiger Kritik, und die Ausstände der Munitionsarbeiter am Clyde sprachen deutlich für die Unzufriedenheit der breiten Massen mit der Politik der Regierung. Die ausgebrochene Kabinettskrise, hauptsächlich hervorgerufen durch die scharfen Forderungen Lloyd Georges in der Rekrutierungsfrage, wurde schließlich durch die vermittelnde Stellungnahme des Ministers Henderson von der Arbeiterpartei beigelegt.

Inzwischen hatte der deutsche U-Bootkrieg gegen die feindlichen Handelsflotten seinen ungehemmten Fortgang genommen. Nach einer amtlichen Sta-

tistik wurden im Monat März 80 feindliche Handelsschiffe mit 207 000 Brutto-Register-Tonnen durch deutsche Tauchboote oder durch Minen vernichtet. Es war nicht allein die günstige Jahreszeit, die an dem wachsenden Erfolg ihren Anteil hatte: auch die technische Vervollkommnung der Fahrzeuge und der Mannschaften trug

Matrosen beim Einbringen eines Wasserflugzeugs am Landungssteg.

viel dazu bei. Daß man nicht so ohne weiteres eine so gewichtige Waffe aus der Hand gibt, zumal wenn sie als wirksames Mittel der Gegenwehr gegen die feige, allen Grundsätzen des Völkerrechts hohnsprechende Aushungerungstaktik eines skrupellosen Feindes zu dienen hat, liegt auf der Hand. Man erinnere sich an die offenherzige Schilderung, die kürzlich ein früherer Kollege des Herrn Asquith, der Unterstaatssekretär Mastermann, von der Wirkung der gegen Deutschland gerichteten

Blockade entworfen hat. „Langsam, aber sicher," sagte dieser Menschenfreund, „ohne Schaugepränge und Ruhmredigkeit, gleich einer unsichtbaren Hand, die einen Menschen im Dunkeln erwürgt, hat sie ihre Hand an die Kehle Deutschlands gelegt, und sie wird erst loslassen, wenn ihr Widersacher tot ist. Das Opfer mag kämpfen, mit Händen und Füßen zappeln, sich in seinem Todeskampfe und in der Anstrengung winden, alles Umgebende zu zerbrechen — aber die Umklammerung wird ungeachtet dieser Heftigkeit allmählich enger werden, und der Druck wird sich verstärken, und alles das hängt von einer kleinen Zusammenziehung von Schiffen und Leuten ‚irgendwo auf den britischen Inseln' ab." ...

Einem solchen Geist der Kriegführung gegenüber, der ebensoviel Selbstüberhebung wie Gesinnungsgemeinheit bekundet, müßte eigentlich von Rechts wegen jedes Mittel der Abwehr als erlaubt gelten. Gleichwohl hat sich die deutsche Reichsregierung bemüht, in ihrer Antwort auf amerikanische Anfragen wegen der Vernichtung mehrerer feindlicher Dampfer nachzuweisen, daß die deutschen U-Bootführer stets darauf bedacht sind, ihre schwere Aufgabe mit Gewissenhaftigkeit und im Rahmen des geltenden Seerechts durchzuführen, daß die vier englischen Dampfer „Berwind Vale", „Englishman", „Manchester Engineer" und „Eagle Point" erst nach vorheriger Warnung torpediert wurden und der französische Kanaldampfer „Sussex" — dessen Untergang in Amerika besondere Erregung hervorrief, weil einer der amerikanischen Passagiere, Professor Baldwin, über den Vorfall ein hetzerisches Telegramm an seinen Freund und Kollegen Wilson abgeschickt hatte, — überhaupt nicht durch ein deutsches Unterseeboot torpediert worden ist.

Presse Photo-Vertrieb Paul Wagner, Berlin.

Der Tauchretter für Unterseeboote.

Dessenungeachtet hielt es Präsident Wilson für angezeigt, in seiner Antwortnote, die dem deutschen Auswärtigen Amt unterm 20. April überreicht wurde, von Deutschland den völligen Verzicht auf die bisherige Praxis des U-Bootkrieges zu fordern und, falls seine Forderung abgelehnt würde, mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu drohen. Gleichzeitig hat der Senat in Washington das Gesetz über die Heeresreform angenommen, das eine reguläre Armee und Reserven von zusammen einer Million Mann vorsieht: militärische Maßnahmen, zu deren Durchführung auch die üble Lage der amerikanischen Interventionsarmee in Mexiko nicht wenig beigetragen haben mag. In Deutschland sind die Meinungen über die Art, wie man den unfreundlichen Schritt Wilsons aufzunehmen habe, noch geteilt. Wenn man auch übereinstimmend anerkennt, daß die Behandlung der Angelegenheit ebensoviel Festigkeit wie diplomatische Vorsicht erfordere, so will doch die eine Partei diese, die andere jene stärker betont wissen.

Während im Falle Wilson von aufrichtiger Neutralität kaum mehr gesprochen werden kann, versucht sich der Vierverband der übrigen Neutralen durch das bereits Griechenland gegenüber erprobte Mittel völkerrechtswidriger Erpressungen zu versichern. Vor allem sollen sie gezwungen werden, durch Aufgabe ihres Handelsverkehrs mit den Mittelmächten die englische Aushungerungspolitik zu unterstützen. Auch Holland gegenüber dürfte der Versuch eines solchen Zwanges gemacht worden sein — nach dem bisherigen Verlauf der Dinge vollkommen ohne Erfolg. Die holländische Regierung, die bisher gewissenhaft an ihrer Neutralität festhielt, hat sich vielmehr bemüßigt gesehen, die Dro-

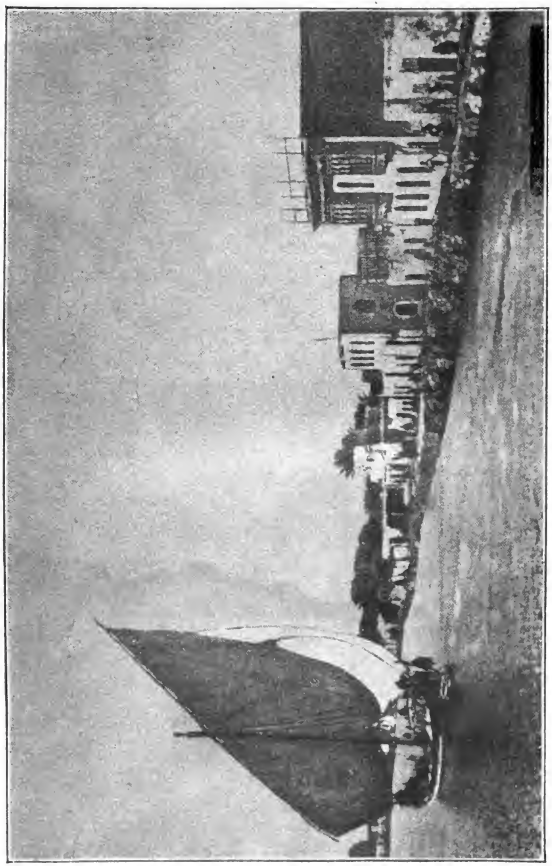
hungen Englands — das sogar die Möglichkeit einer Landung an der holländischen Küste durchblicken ließ — mit umfassenden militärischen Vorbereitungen zu beantworten, die deutlich zeigen, daß man im Haag nicht gewillt ist, das Schicksal des allzu gefügigen Griechenland auf sich zu nehmen.

Gegenüber den diplomatischen und militärischen Vorgängen im Westen verblaßte in diesem Zeitabschnitt die Bedeutung der Ereignisse auf den östlichen und südlichen Kriegschauplätzen, wenngleich es sich auch hier stellenweise um Kämpfe handelte, die den Verlauf des Weltkrieges vielleicht entscheidend beeinflussen. Vor allem suchte die russische Heeresleitung dem französischen Wunsche nach Entlastung durch Angriffsunternehmungen größeren Stils Rechnung zu tragen. In breiter Front setzten sie zu gewaltigen Stößen gegen die unerschütterlichen deutschen Verteidigungsstellungen an unserer Nordostfront an. Über eine halbe Million Soldaten — dreißig neue Divisionen — beteiligten sich an den Stürmen. Ungeheuer war der Verbrauch an amerikanischer und japanischer Munition. Der stärkste Stoß erfolgte südlich Dünaburg, nordwestlich von Postawy, wo unsere Stellungen tagelang unter Trommelfeuer standen. Der Erfolg war gleich Null. Auf 140 000 Mann wurden nach vorsichtigen Schätzungen die Verluste der Russen berechnet. Gegen Ende März war die Wucht des feindlichen Angriffs gebrochen. Die russische Führung, deren Ziel Wilna gewesen war, schob die Schuld auf die Witterungsverhältnisse. Das war aber, wie der deutsche Heeresbericht feststellt, nur die halbe Wahrheit: die „große Frühjahrsoffensive" war nicht nur im Sumpf, sondern in Sumpf und Blut erstickt. Auch die weiteren Vorstöße südlich des Narocz-sees

und gegen die österreichische Front an der Strypa, am Dnjestr und nordöstlich von Czernowitz hatten kein günstigeres Ergebnis und endigten mit ungewöhnlich hohen Menschenverlusten.

Etwas besser schnitten die Russen an der Kaukasusfront ab, wenn auch hier der Erfolg nicht so groß ist, als die russischen Heeresberichte glauben machen wollen, die den Wert der mit Geschützen ältesten Kalibers armierten Festung Erzerum bedeutend überschätzten. Zwar gelang es den Russen inzwischen, auch Bitlis im Taurusgebirge und das alte Trapezunt am Südufer des Schwarzen Meeres zu besetzen. Aber von ihrem Hauptziel — in Mesopotamien einzugreifen — dürfte die russische Kaukasusarmee nach all diesen Seitenexkursionen heute weiter entfernt sein als je, zumal das Vorrücken der Russen in Persien schon seit längerer Zeit bei Kerind (250 Kilometer östlich von Bagdad) zum Stehen gekommen ist.

So bietet sich von dieser Seite her für die unter General Townshend in Kut el Amara eingeschlossenen Engländer keine Entsatzmöglichkeit, nachdem auch die von General Aylmer unternommenen Befreiungsversuche unter blutigen Verlusten gescheitert sind. Ob die Entlassung Aylmers und seine Ersetzung durch General Gorringhe an dieser Lage der Dinge etwas ändern wird, muß füglich bezweifelt werden. Gorringhe war es zwar am 5. April gelungen, die durch das Anschwellen des Tigris überfluteten Vorstellungen der Türken mit gewaltiger Übermacht zu nehmen; aber dieser kleine Erfolg wurde bereits am nächsten Tage zunichte gemacht: ein Gegenangriff schlug die Engländer unter beträchtlichen Verlusten zwei Kilometer weit zurück. Eine noch größere Niederlage brachte ihnen am 9. April das



Phot. M. Tenneck, Berlin.

Kut el Amara am Ostufer des Tigris unterhalb Bagdads.

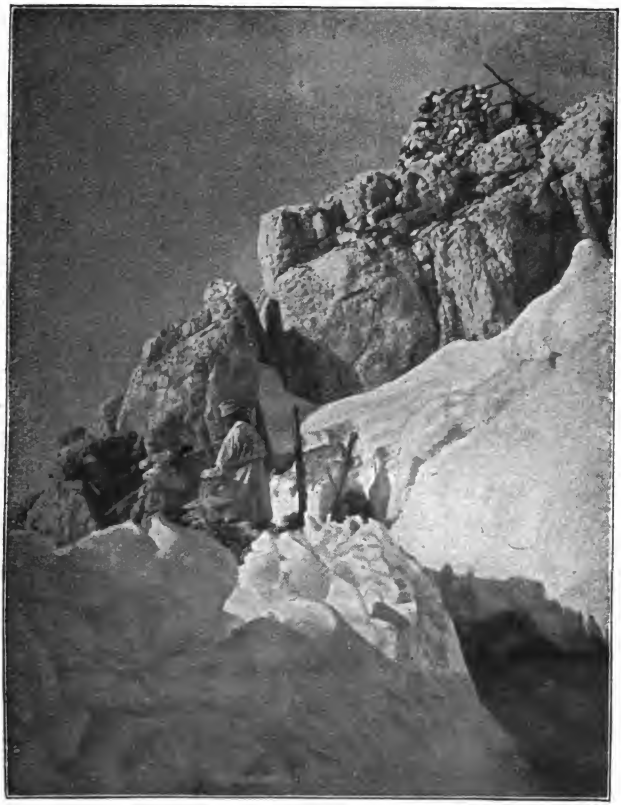
Gefecht bei Fellahie, wo zwar die britischen Truppen nach anderthalbstündiger Artillerievorbereitung in einen Teil der türkischen Schützengräben eindrangen, gleich

darauf aber mit dem Bajonett in ihre alten Stellungen zurückgetrieben wurden. 3000 Tote ließen die Angreifer auf dem Schlachtfelde zurück; die Türken hatten im ganzen nur 79 Tote, 168 Verwundete und 9 Vermißte.

Auf dem Balkan waren, abgesehen von einem deutsch-französischen Geplänkel am Doiransee, keine militärischen Ereignisse zu verzeichnen. Die Vergewaltigungspolitik gegenüber Griechenland dauert, wie die Beschießung von Samos und die Vorbereitungen zur Besetzung des Hafens von Kreta bezeugen, ununterbrochen fort. Anderseits hat Griechenland der doppelzüngigen albanischen Politik Italiens einen Strich durch die Rechnung gemacht, indem es, um gegen jede Überraschung geschützt zu sein, Nordepirus seinem Gebiet einverleibte.

An der italienischen Front blieben nach dem Zusammenbruch der Märzoffensive und während der Abwesenheit Cadornas, der dem Pariser Kriegsrat beiwohnte, im wesentlichen nur die Geschütze in Tätigkeit. Lebhaftere Kämpfe entwickelten sich an der südtiroler Front bei Riva, wo die Italiener am 12. April aus den österreichisch-ungarischen Stellungen völlig vertrieben wurden. Daß die öffentliche Meinung in Italien mit der bisherigen Art der Kriegführung wenig einverstanden ist, beweist der mittlerweile erfolgte Rücktritt des italienischen Kriegsministers Zupelli, zu dessen Nachfolger Generalleutnant Morone ernannt wurde.

Im Deutschen Reichstag verkündete am 24. März Schatzsekretär Helfferich das Ergebnis der vierten deutschen Kriegsanleihe: es waren 10 712 000 000 Mark gezeichnet worden — ein



Im Schützengraben auf 2400 Meter Höhe.
Nach einer Originalaufnahme von Hauptmann Weiser.

beredtes Zeugnis für die ungebrochene Kraft und Siegeszuversicht des deutschen Volkes. Auf Monate hinaus ist damit die Regierung in den Stand gesetzt, den Krieg fortzuführen, ohne auf die zweifelhaften Aushilfs-

mittel der Gegner zurückgreifen zu müssen. In derselben Reichstagssitzung kam die schleichende Krise innerhalb der sozialdemokratischen Partei zu gewaltsamem Ausbruch. Der Parteivorsitzende Haase lehnte für sich und mehrere andere Fraktionsgenossen den Notetat ab und stellte sich damit in offenen Gegensatz zu den übrigen Parteimitgliedern. Die Folge war, daß die Haasesche Gruppe aus der Partei ausgeschlossen wurde und sich zu einer Fraktion der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft zusammenschloß. Damit war die seit langem drohende Spaltung der deutschen Sozialdemokratie zur Tatsache geworden. — Im Haushaltsausschuß des Reichstages war zunächst in der Frage des U-Bootkrieges eine völlige Verständigung zwischen der Regierung und den Parteien erzielt worden. Von Interesse war ferner die Mitteilung des Kriegsministers, daß eine Verlängerung der Wehrpflichtdauer nicht in Aussicht genommen sei und der Heeresersatz noch für lange Zeit ausreiche.

Mannigfaltiges

Der höfliche Schüler um 1771. — Bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts waren unter den Schulbüchern für die späteren Altersstufen umfangreiche Anstandslehren für die „vornehmen Stände" im Gebrauch, die in manchmal derblauniger Sprache über die Pflichten, die Art und Weise guter Führung und vornehmer Haltung unterrichteten. Die meisten waren in weitschweifig liebenswürdiger, auch feierlich ungelenker Prosa geschrieben, seltener sind darunter gereimte Sittenlehren gewesen, wie in dem handlichen Büchlein: „Vom höflichen Schüler", das in fünfzehn Kapiteln und dreieinhalbhundert Versen seine guten Mahnungen und Lehren einprägsamer zu machen suchte. Vor dem Titel stand ein zierlicher, lehrsamer Kupferstich mit dem wohlgemeinten Sprüchlein: „Oft ist es nur am Baum gelegen, oft an der Gärtner schlechtem Pflegen, doch Arbeit und des Himmels Segen, bringt Flor und Frucht nach Wunsch zuwegen." Einleitend handelt der ungenannte süddeutsche Verfasser von der „Höflichkeit insgemein" und schildert im zweiten Kapitel: „Wie sich ein Schüler frühmorgens vor der Schule und zu Hause höflich und gebührend verhalten soll." Dann folgen Mahnungen für die Aufführung auf der Straße und in der Klasse, und das siebte Kapitel bringt in langen Versreihen Lehren über wohlanständiges Benehmen am Tische: „Am Tische setze dich nicht gleich vor anderen nieder, weil dies ein Zeichen ist der unverschämten Brüder. Kommt dir was Fettes vor, so wische Mund und Kinn, nicht auf die Ärmel gleich ganz unbedachtsam hin. Am Tische mußt du nicht mit Hund und Katzen spielen, mit abgenagten Knochen nicht nach diesen Tieren zielen. Bei Tische soll das Aug' sich nicht zu scharf beweisen, auch leg die Nase schnuppernd nicht auf vorgelegte Speisen. Den Bissen tunke nicht ins Salzfaß gar hinein, und lange ebenfalls nicht mit den Fingern drein. Legst du dich auf den Tisch, bis an den Ellenbogen, so hält man dich mit Recht für gröblich ungezogen. Nag' auch an Knochen nicht gleich Hunden oder Katzen, und hüte dich dabei vor ekelhaftem Schmatzen. Nichts ist abscheulicher, und keine Unart größer, als wenn man sich bei Tisch mit Gabel oder Messer die Zähne räumen will:

der Gast wird Ekels voll, wenn er des anderen Tags mit selben essen soll. Wenn du dich schneuzen mußt, so sollst du nicht posaunen, daß andre von dem Ton erschrecken und erstaunen. Wenn dieses nun von dir auch mit Bedacht geschehen, so mußt du nicht erst lang den Unflat noch besehen. Die Bauern schneuzen sich gleich in die Hand hinein, und wer dem Beispiel folgt, wird wohl ihr Vetter sein. Auch mußt beim Gähnen du die Hand zum Munde bringen, daß nicht dein Nachbar meint, du wollest ihn verschlingen."

Viele Verse prägen dem Zögling richtiges Tun und Lassen bis zum Schlafengehen ein, geben ihm Richtpunkte für den Kirchenbesuch und suchen sein Benehmen bei Einladungen von Freunden und Bekannten zu regeln. Da es sich in den Lehren vom höflichen Schüler um die Knaben der besseren Schichten handelt, wird das wohlanständige Verhalten auch für das Spazierenreiten eindringlich empfohlen und zuletzt gefordert: „Reit nach der deutschen Art, nicht nach Franzosenmode, und hetz' nicht Hunde, Gäns und Enten jäh zu Tode."

Nach allem, was vor fast eineinhalb Jahrhunderten einem jungen Herrn mühsam zu lehren war, läßt sich wohl ermessen, daß das Amt eines Hofmeisters und Sittenlehrers kein allzu sorgenloses gewesen ist. Im Nachwort bangt der alte Erzieher noch wegen des bleibenden Erfolges seiner Lehren und sagt:

„Doch ist es nicht genug, zu wissen wohl zu leben,
Nein! Nein! Ihr müsset ernstlich euch der Höflichkeit ergeben." Tho. L.

Der tapfere Freischärler. — General Seidlitz berichtete Friedrich dem Großen über den erfolgreichen Ausgang eines schweren Gefechtes und wußte nicht genug von dem musterhaften, klugen Verhalten eines Offiziers vom Wunschischen Freikorps zu erzählen. „Freikorps! Freikorps!" sagte der König, „geh Er mir mit der Tapferkeit eines Offiziers vom Freikorps." — „Majestät," erwiderte Seidlitz, „ich habe nicht viele Offiziere kennen gelernt, die sich so zu halten verstehen wie dieser. Er verdiente, ein Regiment zu führen." Der König fragte: „Wie nennt er sich?" — „Er heißt Kantiz, Majestät, Peter Paul Kantiz."

Friedrich besann sich und sagte: „Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, habe ich den Namen schon nennen hören. Er hat sich bei einer Affäre, wo es einen Kopf verlangte, ausgezeichnet." — „Diesmal bitte ich um einen Orden für ihn," sagte der General.

Ohne daß Seidlitz davon erfuhr, schickte der König nach dem Hauptmann. Als er kam, lag ein Orden und eine Geldrolle auf dem Tisch. Man meldete den Hauptmann. Als er vor den König trat, sagte der Monarch freundlich: „Er hat sich, wie Seidlitz mir gemeldet, sehr brav gehalten. Ich muß ihn belohnen; wähle Er! Hier liegen hundert Friedrichsdor und da ein Orden, was von beiden wählt Er?" Ohne langes Bedenken griff der Offizier nach der Geldrolle. Unwillig brummte der König: „Ehre hat Er wenig, sonst würde er den Orden genommen haben." Kantiz erwiderte ruhig: „Verzeihen Eure Majestät, ich habe Schulden, die ich bezahlen will. Den Orden werde ich mir ein andermal gewiß holen."

Der König trat dem Hauptmann näher, klopfte ihm auf die Schulter und sagte gütig: „Brav, mein Sohn. Nehme Er den Orden nur an sich. Er hat ihn verdient. Ich werde immer sein gnädiger König bleiben." Ma. S.

Das Vertrauen zum Arzt. — Es gibt kaum ein Organ des menschlichen Körpers, für das wir heute nicht irgendeinen Spezialarzt finden können. Wenn man, durch die Straßen gehend, die Schilder an den Türen liest, Augenarzt, Ohrenarzt, Arzt für Lungenkrankheiten, Spezialist für Magenleiden und so weiter, fällt einem unwillkürlich das Scherzwort ein, mit dem ein Zahnarzt dem Kranken Hilfe verweigert: „Das ist nicht mein Fach, ich bin Spezialist für linke obere Backenzähne."

Ist nun das immer mehr sich ausbreitende Spezialistentum für den Menschen von Vorteil oder nicht? Es läßt sich nicht leugnen, daß das Gebiet der Medizin in den letzten Jahrzehnten so angewachsen ist, daß es dem einzelnen kaum möglich ist, sämtliche Disziplinen restlos zu beherrschen. Sicher aber ist es ganz unmöglich, sich jene technischen Fähigkeiten anzueignen, die, ganz abgesehen von der Chirurgie, auch auf zahlreichen anderen Spezialgebieten nötig sind. So entstand das Spezialistentum

als notwendige Folge der Entwicklung der Medizin, zunächst als eine Ergänzung zu der alten Einrichtung der Hausärzte, die es bald überwucherte.

Wo sind heutzutage, wenn man von den Kassenärzten absieht, überhaupt noch die Mediziner, die sich mit dem schlichten Titel „praktischer Arzt" begnügen? Und die wenigen sehen ihre Praxis von Tag zu Tag zusammenschrumpfen. Denn man geht heute, wenn man krank ist, nicht zum Arzt, sein Leiden feststellen zu lassen, die Diagnose stellt man vielmehr in der Regel selbst, oder mit Hilfe der Tanten und Basen, und wenn man sich klar zu sein glaubt, daß das Körperleiden noch im Magen sitzt, geht man zum Magenspezialisten. Das Gefühl dafür, daß der Mensch ein Ganzes ist, nicht ein Konglomerat von verschiedenen Organen, die lose und unzusammenhängend nebeneinander liegen, ist der großen Menge fast ganz verloren gegangen. Und die Ärzte tun nichts dazu, den Irrtum richtigzustellen. Der Einfluß der täglich sich mehrenden Kurpfuscher ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß sie den schon seit Hippokrates von der Medizin vertretenen Fundamentalsatz: daß der Mensch ein unteilbares Ganzes ist und daß Störungen in einem Teile dieses komplizierten Getriebes notwendig Störungen des Ganzen zur Folge haben, als ihre Entdeckung ausgeben.

Eines der wichtigsten und heilsamsten Güter ist bei dieser Zersplitterung der Medizin in die Brüche gegangen: das Vertrauen zum Arzt. Natürlich hat der Kranke Vertrauen in die Kunst des Spezialisten, an den er sich wendet, aber wohl verstanden, nur in seine Kunst, nicht in seine Person, die er meist vorher nie gekannt hat. Das ist der Unterschied gegen früher: der Hausarzt war Hausfreund, das Vertrauen galt nicht nur dem Wissen, sondern auch dem Charakter. Und dieser Faktor ist nicht gering anzuschlagen. Nur zu leicht verschwindet das unpersönliche Vertrauen, wenn der Erfolg sich nicht oder nicht so schnell einstellt, wie der Kranke erwartet. Der Hausarzt von ehemals brauchte nicht zu fürchten, daß seine Kranken nach vierzehn Tagen zum Konkurrenten laufen, der unter Umständen — auch solche Fälle kommen ja leider nicht allzu selten vor — mit vielsagendem

Achselzucken erklärt, er könne der Auffassung des Kollegen X nicht beistimmen und, ohne übrigens kritisieren zu wollen, halte er eine ganz andere, aber ganz andere Behandlungsmethode für angezeigt. Doktor Y überlegt dabei nicht, daß er mit seinen Worten nicht nur dem Konkurrenten schadet, sondern dem ganzen Stande, und daß er, was noch schlimmer ist, dem Kranken das Vertrauen raubt. Damit aber begeht er ein unverzeihliches Verbrechen.

Was den meisten Kranken, mag ihr Leiden ernster Natur sein oder nicht, ihren Zustand zur Qual macht, sind nur in Ausnahmsfällen die besonderen Beschwerden, seien es Schmerzen oder sonstige durch die Krankheit bedingte Störungen. Viel schwerer empfinden sie das allgemeine Krankheitsgefühl, jene unerklärliche Verschiebung der Seelenstimmung, die schlimmer als die ärgsten Schmerzen den modernen Menschen plagt, ihm beständig seinen Zustand vor Augen führt, ihn selbst in beschwerdefreien Augenblicken der Lebenslust beraubt. Jene Fülle von nervösen Aufregungszuständen und Beschwerden, die bei jedem Kranken heutzutage mit Sicherheit anzutreffen sind. Vielfach, wenn das ursprüngliche Leiden geschwunden ist, bestehen die nervösen oder hypochondrischen Zustände weiter durch Jahre, durch Jahrzehnte, bis zum Tode. Man schiebt diese Erscheinung auf die allgemeine Nervosität unserer Zeit. Das mag zum Teil richtig sein, in der Hauptsache aber ist die Ursache in dem Mangel an persönlichem Vertrauen zum behandelnden Arzte, in dem Gefühl, nicht verstanden zu werden, zu suchen. Dabei habe ich durchaus nicht jene Fälle im Auge, wo der Kranke sich sagt: der Arzt versteht mein Leiden nicht; ich meine vielmehr jene Fälle, wo das Vertrauen in die Richtigkeit der Methode und Diagnose vollkommen unerschüttert ist, wo aber das Gefühl des Unverstandenseins sich nicht auf seine Krankheit, sondern auf seinen Allgemeinzustand bezieht. Ohne sich darüber klar zu werden, hält der Leidende diese beiden Dinge auseinander. Und wenn die Krankheit noch so fachgemäß behandelt wird, der Kranke leidet, leidet oft unsäglich, wenn er nur den fremden Arzt vor sich sieht und nicht den Freund, der tröstet und mitfühlt. Denn ein Kranker ist

wie ein Kind: er will gehätschelt, gepflegt, gescholten, bestraft und belohnt werden, er will Zeichen der persönlichen Teilnahme sehen. Dann fühlt er sich erleichtert, dann hat er die Empfindung, daß die Last seines Zustandes nicht nur auf ihm ruht, sondern von einem anderen mitgetragen wird, dann wird er Herr über das Krankheitsgefühl.

Stehen dem Kranken mitfühlende Freunde zur Seite, dann erträgt er schließlich das heutige System noch zur Not. Schlimmer aber wird es, wenn er in seinem Unglück allein ist. Und diese Vereinsamung wird, oft mit unnützer Härte, vielfach verlangt. Die Angst vor dem Sanatorium oder dem Spital ist zumeist nichts anderes als Angst vor dem Alleinstehen, vor dem seelischen Verwaistsein.

Das bestehende System, mag es wissenschaftlich noch so hochwertig sein, mag es auch den Körper rasch und schnell heilen, ist auf die Dauer nicht haltbar, wenn es die seelischen Vorgänge, die mit jeder Krankheit verbunden sind, übersieht, um nicht zu sagen ungünstig beeinflußt. Das rein menschliche Vertrauensverhältnis zwischen dem Kranken und dem Arzt ist für beide Teile so wichtig, daß kein Mittel unversucht bleiben sollte, es wieder herzustellen. Dr. med. Adolf Stark.

Sterben als ein Reitersmann. — Im Dunkel des Weihnachtsabends 1813 sollte die Festung Wesel überrumpelt werden. General v. Borstel wollte sie dem König zum Christtag bescheren. In aller möglichen Stille rückten achttausend Mann gegen Abend vor die Festung. Jeder geringste Irrtum, der kleinste Fehler beim Sturm konnte die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Die Soldaten im Vortrupp waren mit Faschinen gerüstet, um an bequemen Stellen die Wallgräben, die man sich nicht tief dachte, auszufüllen. Weit war man schon vorgedrungen, als man auf ein nicht erwartetes Hindernis stieß: der Graben war an einer Stelle mit Wasser gefüllt. Um zu erkunden, ob es nicht anginge, hindurchzuwaten, erhielt ein Ulan den Befehl, leise und behutsam vorauszureiten. Wenige Schritte im Dunkel der Nacht, der Boden wich, das Pferd stürzte, und der Reiter versank im Schlamm des tiefen Grabens. Lautlos, ohne den geringsten Versuch zur

Rettung, nur die Hand zum Zeichen abwinkend erhebend, daß man ihm nicht folgen möge, ging der Ulan in den Tod. Riß er sein Tier zurück, so war er gerettet, aber die Wachen konnten es hören, und die Überfallenden waren in höchster Gefahr. Mit übermenschlicher Seelengröße opferte der Mann sich für seine Brüder, die sich so unbemerkt zurückziehen konnten, wie sie gekommen waren. Kein Heldenbuch nennt den Namen des edlen Mannes, der freiwillig starb, damit Tausende sich dem Vaterland erhielten. Th. L.

Fremdwörterverdeutschung vor hundert Jahren. — Mit Beethoven versuchte sich sein Freund Karl Holz, der 1858 in Wien starb, in einer Zusammenstellung musikalischer Kunstausdrücke, um die fremden Bezeichnungen auszumerzen. Arie nannten sie Lustsang, Einsang; Kanon: Kreisfluchtstück; Chor: Vollsang; Klavier: Tastenspiel, Hammerklangwerk; Komponist: Tonsatzwerker; Konzert: Tonstreitwerkversammlung, Tonstreitwerk, Tonkampf; Konzertgeber: Tonstreitwerkunternehmer; Konzertmeister: Tonstreitwerkmeister, Tonkampfmeister; Dilettant: Kunstzeitvertreibliebender; Phantasie: Launenspiel; Fuge: Tonfluchtwerk; Instrument: Klangwerkzeug; Kapellmeister: Tonkünstlermeister, Tonmeister, Obertonmeister; Musik: Tonwerkerei; musikalisch: tonkünstig; Musikdirektor: Tonwerkordner, Tonvorsteher; Oper: Singwerk, Singspiel; Orchester: Tongerüst, Tonkünstlerbühne, Tonwerkerschar; Sinfonie: Zusammenklangwerk; Sonate: Klangstück; Violinquartett: Geigenvierstück. Von all diesen zum Teil höchst wunderlichen Verdeutschungen ging keine einzige dauernd in den Schreibgebrauch und noch weniger in die Sprache über. Ma. S.

Ein Sonntag in Wilna. — Als ich vor vielen Jahren zum ersten Male den großen Saal der Königlichen Bibliothek in Berlin betrat und dort Hunderte fleißiger Gelehrten und Studenten über die Tische gebeugt arbeiten sah, erfaßte mich eine tiefe Ehrfurcht, die mich fühlen ließ: hier arbeitet das Hirn des Volkes. Ein gleiches, vielleicht noch feierlicheres Empfinden hatte ich beim Betreten der Schreibstube des deutschen Soldatenheims in Wilna. Tisch bei Tisch und Mann bei Mann saßen hier unsere braven

Feldgrauen, jung und alt durcheinander, jeder über einen Brief gebeugt, einen Brief an daheim. Kein Wort in dem weiten Raume; aber die Gedanken, die fühlte man förmlich mit, die gehen kraftvoll hinaus gleich den Funken der drahtlosen Telegraphie. Tausend Fragen, tausend kleine und große Anliegen, Wünsche und Hoffnungen, sie gewinnen hier alle Gestalt und

Die Annenkirche, die schönste Kirche in Wilna.

heischen Verwirklichung. Ein tief gemütvolles Bild, würdig der malerischen Ausgestaltung durch eines Künstlers Hand. Wieviel Briefe von den vielen, die hier von früh bis spät geschrieben werden und dann den tagelangen Weg in die Heimat machen, wieviele werden einem Lebenden und Gesunden Antwort bringen?

Denn von Wilna geht's an die Front.

Ein anderes Bild. Es ist Militärgottesdienst in der evangelischen Kirche. Schon eine halbe Stunde vor Beginn sind alle Stühle von grauen Gestalten besetzt. Viel Landsturm. Bärtige Gesichter, die davon zeugen, daß sie dem Schmiedefeuer des Krieges nahe, sehr nahe waren. Immer neue Soldaten drängen

Neue Brücke am Tierpark in Wilna.

herein. Für eine Fürstlichkeit wird noch unter der Kanzel ein Stuhl aufgestellt. Von da ab gibt es nur noch Stehplätze. Jede Ecke füllt sich. Hoheit nimmt ihren Stuhl und kommt zu uns herüber, um den Soldaten mehr Platz zu schaffen. Doch es will kein Ende nehmen; nie in meinem Leben sah ich eine ähnlich volle, von Männern gefüllte Kirche.

Der Feldprediger im grauen Rock mit dem schwarzweißen

Wilna: Blick auf den Schloßberg.

Bande des Eisernen Kreuzes tritt hervor und gibt das Lied an, das die Feier eröffnen soll. „O heil'ger Geist kehr' bei uns ein."

Er hat es längst getan. Heiliger Geist liegt auf all den feldgrauen Heldengestalten; wir alle spüren ihn. Neben mir sitzt ein Katholik. Fromm schlägt er sein Kreuz. Wie die Orgel zu den ersten Tönen ausholt, fängt er an zu schluchzen. Und manchem anderen sieht man es an, daß ihn etwas in der Kehle würgt. Der Geist arbeitet. Und die Heimat spricht.

Jetzt beginnt der Gesang. Keiner schweigt. Es dröhnt in der Wölbung und in allen Nischen wieder, es schwillt und steigt wie ein Meer von Glaubenssehnsucht und Glaubensmut, bis

es seinen Höhepunkt findet in dem aus tiefster Seele fließenden Schrei: „Und auf deinen Trost zu bauen."

Der Fürst hat sein kleines Feldgesangbuch einem in seiner Nähe stehenden Landstürmer abgetreten, während er selbst mit einem neben ihm sitzenden Wehrmann aus einem Buche singt. Alle Unterschiede sind zerflossen. Es ist ein Geist, ein heiliger Geist, unter dem hier alle stehen. Und dann steigt der blondbärtige, freundliche Feldprediger auf die Kanzel. Ernste und doch so gütige Worte spricht er an seine Gemeinde. „Gott redet, redet durch das Geschehen, — da möchten wir Prediger lieber schweigen. Aber ist es nicht so, daß wir Menschen oft so harthörig sind? Da müssen wir dann unseren Mund öffnen und bitten: Hört des Herrn Wort, das Wort der Kraft und des Lebens."

Wieder singen wir. Hoheit schlägt dem unbeholfenen und ebenso verlegenen Landstürmer das Lied wieder auf, und dann dringt die Sehnsucht in Akkorden zum Himmel, die im Liede bereits Erfüllung gefunden hat. „All Fehd' hat nun ein Ende!"

Ja, wenn es so wäre! So denken Tausende nach Hause. Langsam entleert sich das Gotteshaus. Von kundiger Hand geführt, finden wir den Ausgang durch die Sakristei, wo wir dem Feldprediger vorgestellt werden und ein paar herzliche Worte und einen kräftigen Händedruck mit ihm wechseln dürfen. Dann geht es zurück ins Quartier und zum Dienst, über dem nun ein neuer geweihter Schimmer liegt. Wilh. Müller, z. Z. im Felde.

Panzerschiffe. — Es mag vielfach angenommen werden, daß die Panzerschiffe eine Erfindung der Neuzeit seien. Dem ist nicht ganz so. Die Johanniter hatten bereits im Jahre 1530 zu Nizza ein Schiff erbauen lassen, das sie mit einem Bleipanzer umgaben. Dieses Schiff führte eine ganze Anzahl Kanonen mit sich, hatte eine Besatzung von nahezu dreihundert Mann und war sehr gut eingerichtet. Unter anderem gab es an Bord eine Betkapelle und ein Empfangszimmer. Das Schiff hatte den Namen „Santa Anna" und gehörte dem Geschwader an, das Kaiser Karl V. gegen Tunis sandte. Die von dem berühmten Andreas Doria geführte Expedition endete mit der Eroberung

von Tunis. Das Schiff bewährte sich glänzend; der dicke Panzer, der es umgab, machte es unempfindlich gegen Kugeln. A. Sch.

Der Kleinste im Verzeichnis unserer Feinde, das uns so oft vor Augen geführt wird, ist nicht das erledigte Montenegro, sondern die operettenhafte Republik von San Marino. Dieses Ländchen mit seinen 60 Quadratkilometern wirkte komisch genug durch seinen Eifer zu Kriegsbeginn und durch die Hymnen, mit denen Gabriele Rappaport und seine Gesinnungsgenossen in den Ministerien dieses Liliputaners „Eintritt in den Weltkrieg" mit einer Heeresmacht von rund tausend Mann begrüßten.

Die wenigsten Italienreisenden werden dem kleinen Bergnest einen Besuch abgestattet haben. Von Rimini aus kann man die etwa 20 Kilometer lange Strecke nach San Marino mit der Postkutsche in knapp vier Stunden zurücklegen. Große Ansprüche darf man natürlich nicht mitbringen. Der Fremde, der dorthin kommt, ist immer eine Merkwürdigkeit, und die Gasthöfe sind dementsprechend eingerichtet. Immerhin, wenn das Städtchen auch nicht überwältigend wirkt, so ist es doch ansprechend. Türme und Mauern und die Kathedrale sind sehenswert. Der Stolz der biederen Kleinstädter aber ist das Museo mit seiner unvermeidlichen mittelmäßigen Gemäldesammlung und das Denkmal des Grafen Bartolommeo Borghesi, der aber, zum Schmerz des Lokalstolzes, drüben in Savignano bei Rimini geboren wurde und nur im Jahre 1860 in San Marino das Zeitliche segnete. Borghesi war übrigens eine durchaus sympathische Erscheinung, ein hervorragender Archäologe und namentlich Numismatiker von Ruf.

Der Weg von Rimini führt zuerst durch die Vorstadt Borgo di San Marino mit ihren beiden arkadenumsäumten Plätzen. Darüber erhebt sich auf 250 Meter hohem schroffem Felsen die Landeshauptstadt mit ihren anderthalbtausend Einwohnern.

Staatsverfassung und Geschichte sind das Merkwürdigste an diesem vergessenen Kleinstaat. San Marino müßte nicht in Italien liegen, wenn es seine Entstehung nicht auf einen Heiligen zurückführte. In diesem Falle war es der heilige Marinus, der dem übelwollenden Diokletian — übrigens

einer der besten Kaiser, die Rom gehabt hat — aus dem Wege ging. Ursprünglich ein Teil des fränkisch-langobardischen Reiches, gewann San Marino schon sehr früh seine Selbständigkeit, die es durch ein kluges Bündnis mit den benachbarten mächtigen Grafen von Montefeltro stützte. Diese Grafen von Montefeltro könnten als Parteigänger der Hohenstaufen fast Sympathie erwecken, wenn ihnen die welsche Treulosigkeit nicht gar zu sehr im Blut gesteckt hätte. Echte Condottierinaturen hielten sie zum Kaiser, solange das Kriegsglück diesem günstig war, sonst schlugen sie sich auf die andere Seite. Einer ihrer Besten war der uneheliche Federigo, ein geistvoller, gelehrter Mann und einer der größten Kriegshelden seiner Zeit — ein ähnlicher Fall, wie er auf Don Juan d'Austria und den Prinzen Moritz von Sachsen zutrifft. Die Grafen, die mit dem Papst bald in wütendem Hader, bald im Frieden waren, ließen sich vom Kaiser zu Herzögen von Urbino erheben. Doch nicht lange danach starb das Geschlecht aus und Urban VIII. zog 1631 das Herzogtum als erledigtes Lehn ein. Jetzt aber trug das Bündnis San Marinos Früchte: seine Selbständigkeit wurde ihm gewährleistet, und es erhielt zudem noch wertvolle Vorrechte. Selbst der erste Napoleon schonte sonderbarerweise den Kleinstaat, dessen Hoheit fortan nicht mehr gewaltsam angetastet wurde. Nur einmal, im Jahre 1849, als Garibaldi und eine ganze Anzahl anderer mehr oder minder anrüchiger Bravos in diese Freistätte flüchteten, gestattete die Republik, daß ein Bataillon Österreicher und ein paar päpstliche Gendarmen einrückten, um die Vögel einzufangen. Das waren so ziemlich die einzigen „Kriegsgreuel", die San Marino seit Jahrhunderten erlebte.

Die Staatseinrichtungen dieses kleinen Ländchens haben etwas umständlich Großartiges, etwas feierlich Wichtiges, das nahe das Groteske streift. Die höchste Macht ruht in den Händen des Generals Consiglio Principe, des Großen Rats, der aus 60 Mitgliedern besteht, die je zur Hälfte dem Adel, beziehungsweise den Städtern und Bauern angehören. Dieser Große Rat hatte die Merkwürdigkeit, daß er seit 1560 nicht mehr tagte und zum ersten Male im Jahre 1906 wieder zusammentrat. Man

hat sogar einen Generalschatzmeister und für das „Heer" einen Oberkommandanten. Der Posten des ersteren scheint übrigens wenig sorgenvoll zu sein, denn die Republik hat keine Staatsschuld.

Obgleich nun der kleinen Republik die staatliche Selbständigkeit wiederholt von Italien zugesichert worden ist, zuletzt im Jahre 1872, so kann man sich doch, schon in Anbetracht italienischen Rechtssinnes, des Gefühls nicht erwehren, als handle es sich hier um das Verhältnis von Katze und Maus. Vielleicht hätte Italien den Freistaat schon damals gern verschluckt, als Garibaldi es durch unfreiwilligen Aufenthalt auszeichnete. Aber durch die Gewährung des Asyls fühlte sich das spätere Italien von Napoleons Gnaden wohl ein wenig verpflichtet und der Papst nicht minder, denn San Marino hatte ja auch wieder seinen Häschern den Eintritt gestattet.

Ob freilich die erwähnte Begeisterung für den Krieg tatsächlich echt war, und wie weit San Marino das Schicksal seiner Schutzherrin teilen wird, steht dahin. Es hat nur elftausend Einwohner, und sein Bataillon Soldaten wird den Gang der Geschichte nicht aufhalten. B. H.

Auf dem Umweg über den Barbier. — Der schwedische Dichter Bellmann stand bei seinem König, Gustav III., wegen seiner außerordentlichen Begabung und vielfältigen Gewandtheit in geschäftlichen Dingen gleicherweise in Gunst. Meist arbeitete er in unmittelbarer Nähe des Königs, dem er fast unentbehrlich geworden war. Zu Zeiten erschien Bellmanns Betragen aber so absonderlich, seine Bemerkungen gegen die Unternehmungen des Königs von solcher Rücksichtslosigkeit, daß er in Ungnade fiel. Gustav III. verwies den Dichter aus dem Schloß, beschäftigte ihn aber nach wie vor mit Arbeiten, die Bellmann in seiner eigenen Wohnung erledigen mußte. Jahre vorher war der König gewohnt, täglich seinen bestimmten Weg zu reiten, an dem des Dichters Wohnung lag. Wochen waren vergangen, seit man Bellmann das Betreten der königlichen Gemächer verboten hatte, und kein Wandel der Gesinnung des Herrn war zu merken.

Als der König in dieser Zeit ausritt, gab es ein seltsames Schauspiel; von weitem gewahrte er, daß an dem Fenster von

Bellmanns Zimmer eine hohe Leiter angelehnt war. Auf den obersten Sprossen stand der Barbier des Dichters; Bellmann hielt seinen eingeseiften Kopf zum Fenster hinaus und ließ sich rasieren. Der König hielt sein Pferd an und fragte, was solche Narrenpossen bedeuten sollten. Bellmann rief hinab: „Mein Barbier ist in Ungnade gefallen, Majestät! Er darf meine Schwelle nicht mehr betreten; ich kann mich aber ohne den Kerl nicht behelfen." Wortlos ritt Gustav III. weiter. Nach wenigen Tagen aber nahm er den Dichter wieder in Gnaden auf, schon um das lächerliche Treiben mit dem Barbier auf der Leiter abzustellen. O. Ma.

* **Eines sei den Franzosen nie vergessen:** die Schamlosigkeit, mit der sie wider besseres Wissen unsere tapferen Brüder im Felde vor der „großen Nation" als Feiglinge und Ehrlose zu zeichnen wagten. Noch immer suchen wir nach Gründen, die solch erbärmliche Darbietungen, wie sie in den französischen Tageszeitungen und Zeitschriften gang und gäbe sind, entschuldigen könnten; wir weisen darauf hin, daß der ungeheure tägliche Verbrauch von Tendenzerzählungen bei den Franzosen naturnotwendig zu solchen Auswüchsen führen, daß die Verstimmung niedergehalten, der Mut geschürt werden muß und daß wir die ganze Nation nicht als schlecht, sondern eher als irregeleitet und bedauernswert anzusehen hätten. Wir haben unseren Feinden in den letzten Bänden wiederholt die Larven abgeschminkt; wir wissen, daß nie eine innere Gemeinschaft sein kann zwischen diesen eingebildeten Seiltänzern und uns, wenn anders deutsches Wesen nicht zu Grabe gehen soll. Wir wollen uns trotzdem nicht in niederem Haß verzehren, aber wir wollen uns auch keine Gelegenheit mehr entgehen lassen, unsere Nachbarn gründlich kennen und danach behandeln zu lernen.

Darum drucken wir gegen unsere sonstige Gepflogenheit ein Musterbeispiel der französischen Zeitungsliteratur ab und folgten dabei einer von der „Frkf. Ztg." veröffentlichten Übersetzung, deren von einem Herrn Maurice Prax stammender Urtext am 13. Februar 1916 im „Matin" erschien. Die Erzählung heißt: Ein Boche.

Nach einem ganz kleinen Gefecht wurde der gefangene Boche, weil er im Besitze eines Patronentrichters war, zum Kommandanten geführt: „Wie heißt du? Wie alt bist du?"

Zitternd und bleich hob der Boche die Arme zum Himmel empor, als Zeichen, daß er nicht verstehe.

„Ich verstehe nicht" — murmelte er kaum vernehmbar — „ich verstehe nicht."

„Du kannst gar kein Französisch? Das wundert mich," sagte der Kommandant. „Laß mal sehen, möchtest du etwa, daß ich dich erschießen ließe oder daß ich dir ein Kügelchen aus ‚Kleie' gäbe?"

Unerschüttert antwortete der Boche: „Ich verstehe nicht."

„Gut!" sagte der Kommandant, „es ist ein einfaches Vieh, man soll ihn zum Dolmetscher führen." Vier Soldaten, darunter ein Korporal, begleiteten ihn. Aber im Augenblick, da der Boche vor dem Dolmetscher stand, stieß dieser einen Schrei des Erstaunens aus, den ein kurzer, kategorischer Blick begleitete. Und der Boche, mit der Haut einer Schwarzwurz, wurde plötzlich rot wie ein Stück Rumpsteak, während der Gefreite, von einem unwiderstehlichen Lachen erfaßt, murmelte: „Ah — ça par exemple! — ça!" —

Zeremoniell nahm Vieillart endlich seinen Helm ab und verneigte sich: „Herr Eselsohn, ich habe die Ehre. Herrn Eselsohn geht es gut? Um so besser! Und Frau Eselsohn? ... Und den Kindern?"

Der Boche blieb stumm und unbeweglich.

„Bis hierher sind Sie gekommen, mich zu sehen? Das ist nett, Herr Eselsohn! Aber wahrhaftig, vorsichtig war es nicht. Es ist hier nicht ruhig, wie in der Rue d'Hauteville. Es sind Maschinen hier, die wie vom Himmel zu fallen scheinen. Sehen Sie, wenn Ihnen nun ein Unglück passiert wäre? Was hätte wohl Frau Eselsohn gedacht; denn sie ist keine bequeme Frau."

Und indem Vieillart sich zu seinem Kameraden wandte, fiel es ihm ein, wie üblich vorzustellen.

„Oh! Entschuldigen Sie, meine Freunde. Die Erschütterung! Die Überraschung. Ich vergaß, Ihnen meinen Prinzipal vorzustellen."

„Dein Prinzipal?" sagte ein Poilu.

„Ganz richtig! Herr Eſelſohn; Max für die Damen; Blumen und Federn, Rue d'Hauteville, Paris. Ein guter Franzoſe vor dem Krieg — kaum ein bißchen Schweizer — nur des Namens wegen! Ich verſichere Ihnen: er war kein Boche. Er pflegte zu ſagen: ‚Wir Franzoſen' ... er hißte ſein Fähnchen am 14. Juli. Nun, ich war Kaſſierer in ſeinem Geſchäft. Man muß leben, nicht wahr. Und hätte man in Paris nur bei Leuten mit alltäglichen Namen arbeiten wollen, ſo hätte man ſich ruhig hängen können."

„Auch ich," ſagte traurig ein Poilu, „habe bei einem Boche gearbeitet. — Ah, das Schwein."

„Und dann," erwiderte Vieillart, „am 15. Juli 1914 hat Herr Eſelſohn ſein Geſchäft für vierzehn Tage geſchloſſen; es handelte ſich um eine kleine Reiſe ... und dann ... und dann ..."

„Das Vieh!"

„Sollt ihn nicht ſchelten; es iſt wahr. Ihr ſeht es doch, er liebt die Franzoſen, er iſt ja zurückgekommen!"

Der Boche huſtete, drehte ſeine graue, ſchmutzige Mütze hin und her und indem er immer tiefer errötete, ſtotterte er: „Nun, ja ... Herr Vieillart, ich bin's! Man hat mich erwiſcht. Was werdet ihr mit mir machen?" Ein leichtes Zittern lag in ſeiner Stimme und ſeine Augen blinzelten wie zwei kleine, vom Wind geneckte Lichter.

„Was man mit Ihnen machen wird? Wir werden ſehen. Sie haben keine Protektion, daß man Sie einfach in ein Lager im Innern ſpedierte? Na, Sie, Herr Eſelſohn, das iſt was anderes. Man kennt Sie. Ich werde Sie empfehlen." Und nach einer Pauſe: „Ja, ich werde Sie empfehlen. Nun, würde es Ihnen gefallen, für Ihr Vaterland zu ſterben?"

„Sterben, ſagen Sie," murmelte der Boche und ſchwankte.

„Ja, ich kann Sie töten laſſen, wenn das Ihnen angenehm iſt," ſagte Vieillart kalt.

Der Boche ſank auf die Knie. „Gnade! Herr Vieillart. Gnade! Ich flehe Sie an, Gnade!" Tränen kamen in ſeine Augen. „Gnade, ich bin ein Freund der Franzoſen ... ich ..."

„Du kannſt ſprechen! Nein? Aber was für ein Lumpenkerl!" ſagte ein Korporal.

„Sie wissen doch, ich habe drei Kinder, meine arme Frau, Herr Vieillart, Gnade, Gnade!"

„Es sind keine Kinder, die er hat, es sind Boches!" sagte ein Poilu.

„Die Boches sind weder Kinder noch Erwachsene, sie sind Schweine."

„Gnade! Gnade!" bat immer wieder der Boche. „Mitleid!"

„Mitleid!" sagte Vieillart. „Man muß wahrhaftig eine gute Natur haben, um von Mitleid zu sprechen, wenn man Boche ist. Kennt ihr das Mitleid, Herr Eselsohn? Mordet ihr nicht unsere Kameraden, unsere alten Eltern, selbst unsere Kleinen, ihr, ihr Boches. Seid ihr nicht Wilde, Rüpel, Banditen?"

„Ja, ja, Mitleid! Gnade, Verzeihung, Herr Vieillart," flehte der Boche, blaß und tränenüberströmt. Mit den Schultern zuckend, sagte Vieillart: „Beruhigen Sie sich, Herr Eselsohn, man wird Sie Ihrer Familie erhalten. Bitte, geifern Sie nicht. Sie sind Gefangener, das ist alles. Wir Franzosen brauchen nicht zehn, um einen entwaffneten Mann zu massakrieren."

Mit einem Sprung erhob sich der Boche. Im Augenblick war er wie verändert; schon waren seine Augen trocken, sein Gesicht wurde wieder purpurn.

„Ah," sagte er, „ah! Dank, Herr Vieillart, Dank, Herr! Dank, Dank!"

„Halt's Maul!" antwortete ihm ein Poilu.

Und der Boche, im sicheren Gefühle, nicht sterben zu müssen, nahm wieder den Gesichtsausdruck eines ruhigen Viehes an, fest und verschlossen. Er näherte sich Herrn Vieillart.

„Herr Vieillart?"

„Was?"

Der Boche dämpfte die Stimme: „Nach dem Krieg ..."

„Nun, was nach dem Krieg?"

Der Boche sprach noch leiser: „Wenn ich durch Zufall wieder nach Paris komme ..."

„Was?" Vieillart blieb sprachlos.

„Ja, wenn ich nach Paris zurückkomme, Herr Vieillart, nun, dann werde ich Sie wieder nehmen."

Der Boche sagte dies, ohne eine Miene zu verziehen.

Der deutsche Michel. — Wie das Volk Friedrich dem Großen am liebsten den traulichen Namen der Fritz oder der Alte Fritz gab, so redete man im sechzehnten Jahrhundert von dem tapferen Generalleutnant Johann Michel Obertraut schlechthin als vom „deutschen Michel". Manchmal hört man sagen, daß die Bezeichnung „deutscher Michel" für uns als Nation vom gewaltigen Ruf des alten Michel Obertraut herrühre. Die Redensart ist allerdings anderen Ursprungs; schon bei Riade und auf dem Lechfeld und als Kaiser Heinrich I. den gewaltigen Sieg über die Ungarn bei Merseburg erkämpfte, wehte dem Reichsheer das Banner mit dem Bildnis des obersten der Erzengel, Sankt Michael, als Schutzpatron Deutschlands voran. Später, als nach dem Dreißigjährigen Kriege das große Leid über Deutschland kam, als wir unsere trostloseste Zeit erlebten, erfand man die wehmütige Sage vom „schlafenden" deutschen Michel, von dem man, gleichwie vom Kaiser Friedrich Barbarossa hoffte, er werde einst zum Schrecken seiner Feinde die Schlafmütze vom Kopf reißen und gewaltig mit dem Schwert dreinschlagen. An Michel Obertrauts Vornamen hing sich die Wendung vom tapferen deutschen Michel, denn er kam den Spaniern und ihren Verbündeten manchmal derb ans Fell. Nicht selten hörte man die Soldaten sagen: „Die Schlappe danken wir dem deutschen Michel," oder wenn etwas auffallend Kühnes geschehen war, hieß es: „Das hat der deutsche Michel getan," oder: „Der deutsche Michel hat ihnen den Brei versalzen." Als in dem harten Treffen im Jahre 1625 bei Hannover Michel Obertraut schwer verwundet gefangen wurde, brachte man ihn in einer Kutsche vor den Grafen Tilly, der den tüchtigen Generalleutnant mit Ehren empfing und teilnehmend sagte: „Euer Zustand tut mir leid! Wie seid Ihr in dies Unglück geraten?" Gelassen gab der alte Haudegen dem Feldherrn die so schöne als stolze Antwort: „Das sind diesmal Unglücksblumen; in den Gärten, darin wir wandeln, bricht man manchmal auch solche." Erh. H.

Wohlbegründeter Stalltarif. — An der Straße zwischen Amsterdam und Utrecht steht ein freundliches, ländliches Gasthaus, an dessen Toreinfahrt eine Inschrift prangt, die wahr-

scheinlich schon viele Vorübergehende ein wenig verwundert hat. Da liest man: „Hier werden Pferde gefüttert. Tarif: Pferde mit kurzem Schwanz fünfundzwanzig Cents für den Tag, Pferde mit langem Schwanz fünfzig Cents."

Der Mitarbeiter eines Kölner Blattes, der zufällig die seltsame Inschrift sah, bat den wackeren Wirt um Aufklärung.

„Aber das ist doch ganz selbstverständlich," antwortete er. „Ein Pferd mit kurzem Schwanz wird fortwährend von den Fliegen und Mücken belästigt. Es muß die Störenfriede mit dem Kopfe verjagen, und während dieser Zeit frißt es natürlich nicht. Ein Pferd mit langem Schweif dagegen benutzt seinen Schwanz dazu, um die Fliegen und Mücken zu vertreiben, und kann währenddessen ruhig weiterfressen. Es ist also nur logisch, wenn es die Folgen dieses Umstandes trägt und seine Fütterung höher bezahlt." O. v. B.

Anerkennung feindlicher Tapferkeit. — Nachdem der französische Marschall v. Bouflers im Jahre 1708 die Stadt Ryssel (der flämische Name für Lille) gegen die Angriffe des Prinzen Eugen von Savoyen lange außerordentlich tapfer verteidigt hatte, mußte er endlich doch, da die erwarteten Truppen zum Entsatze ausblieben und Hungersnot drohte, sich zur Übergabe entschließen. Da ließ ihm Prinz Eugen folgenden Brief überbringen: „Ich richte diese Zeilen an Sie, um Ihnen wegen Ihrer heldenmütigen Verteidigung der Stadt Glück zu wünschen und Sie meiner besonderen Hochachtung vor Ihrer Tapferkeit zu versichern. Den Beweis gebe ich Ihnen dadurch, daß ich es Ihnen überlasse, die Kapitulationspunkte selbst zu bestimmen, und Ihnen verspreche, daran nichts zu ändern, außer wenn es wider meine Ehre und Pflicht verstoßen würde. Doch das ist wohl von einem Helden wie Sie nicht zu befürchten." Für diese ehrenvolle Kapitulation wurde der besiegte Feldherr nachher in Paris ausgezeichnet. A. Sch.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Karl Theodor Senger in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Vom Stift zum Handelsherrn.

Empfohlen von Handelskammern und kaufmännischen Korporationen.

Ein
deutsches Kaufmannsbuch.
Von **F. W. Stern.**
14.–18. Tausend.
Gebunden 5 Mark.

An Handelsschulen als Prämie und als Lese- und Lehrstoff eingeführt.

Väter, welche ihre jungen Söhne zum Kaufmann bestimmt haben, können ihnen kein wertvolleres Geschenk geben, als dieses Buch, das außerordentlich anregend, die weitesten Perspektiven eröffnend, in die Laufbahn des Kaufmanns einführt und Lust und Liebe für den Stand erweckt.
Staatsanzeiger, Stuttgart.

Ein Buch, das gewissermaßen die Muskulatur des kaufmännischen Berufskörpers stärkt und kräftigt und sonach für jeden jungen Kaufmann ein vortreffliches „Handwerkszeug" bildet. Breslauer Morgenzeitung.

Der Siegeslauf der Technik.

Ein Hand- und Hausbuch der Erfindungen und technischen Errungenschaften aller Zeiten.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Gelehrter volkstümlich dargestellt und herausgegeben von **Max Geitel. Zweite, neu bearbeitete Auflage.**

2016 Seiten Text, 2091 Abbildungen u. 52 Kunstbeilagen.
Drei elegante Leinenbände. ····· Preis 42 Mark.

Der Sieg unserer Waffen in dem jetzt tobenden Weltkrieg ist zum großen Teil von der gewaltig vervollkommneten Technik abhängig, der dabei mehr denn je eine hervorragende Rolle zugefallen ist. Das vorliegende Werk gibt als bestes seiner Art gründlich Gelegenheit, sich diese wichtigen Kenntnisse zu erwerben, sowohl um sich in nutzbringender Weise über das weite Gebiet der Erfindungen und technischen Errungenschaften zu unterrichten, wie auch um die Kräfte zur Mitarbeit an den Aufgaben der Kultur weiter auszubilden. In überaus reicher Fülle bietet dieses Hand- und Hausbuch in Wort und Bild ein unentbehrliches Rüstzeug für jedermann, sei er Fachmann oder Laie, Fabrikant, Kaufmann, Landwirt, Beamter, Gelehrter oder Handwerker.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Deutsche Bücher.

Einzelschriften über Zeitfragen. Bücher der Zeit.

Deutschlands Anteil an Welthandel und Weltschiffahrt.

Von **Prof. Bernhard Harms**

Direktor des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft.

(Deutsche Bücher Bd. 3.) In farbigem Umschlag 2 Mark 80 Pf.

Die zuverlässigen Angaben dieses Buches, dessen Verfasser als eine der bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiet geschätzt wird, zeigen klar, was vor dem Krieg erreicht war, und was in den bevorstehenden wirtschaftlichen Kämpfen festgehalten werden muß.

Ein Buch für jedermann.

Deutschland als Welterzieher.

Ein Buch über deutsche Charakterkultur.

Von **Jos. Aug. Lux.**

(Deutsche Bücher Bd. 1.) In farbigem Umschlag 1 Mark 35 Pf.

Der österreichische Bruder.

Ein Buch zum Verständnis Österreichs, seiner Menschen, Völker, Schicksale, Städte und Landschaften als Grundlage der geistigen und wirtschaftlichen Annäherung.

Von **Jos. Aug. Lux.**

(Deutsche Bücher Bd. 2.) In farbigem Umschlag 1 Mark 35 Pf.

In knappstem Rahmen eine ganze Fülle von Gesichtspunkten zu dem Thema „Deutschland-Österreich". (Vossische Zeitung.)

Humor im Felde.

Von **Otto Erich v. Wussow.**

(Deutsche Bücher Bd. 4.) In farbigem Umschlag 1 Mark

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Stanford University Libraries
3 6105 011 822 702

Pasc eilanstalt
Dessau lt Norddeutschlands
behandelt
bestem E

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Was i

»Lupa«

Büf

Verleiht fch
liebig regu
für guten S
verkauft. M
Qual. M. 4
mehr, mit
rade Haltu
halter für
Lupa Kor
former, Gu
Prospekte ko
Nac

Ludwig P

Tausche Ware